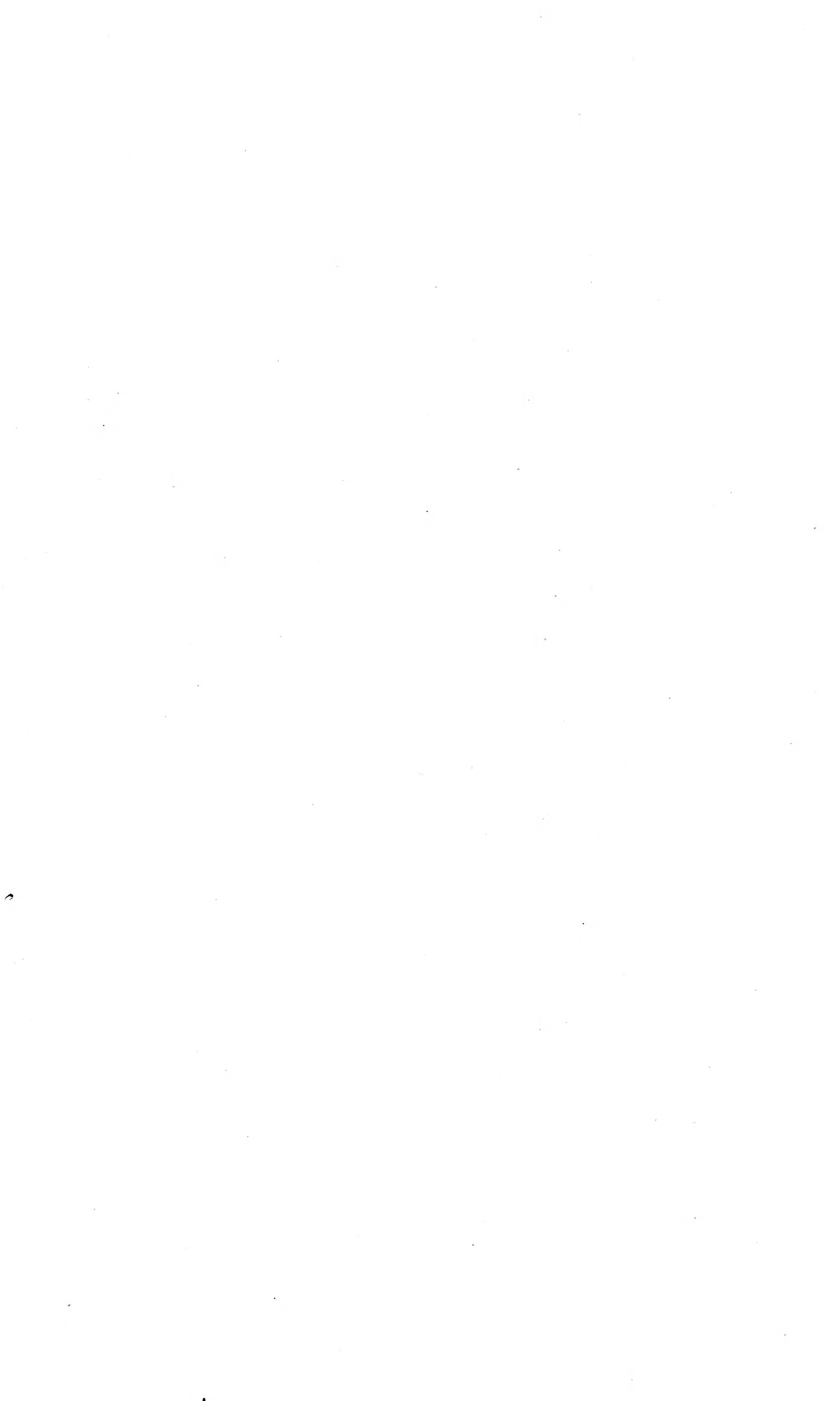
Siebzig Jahre.

Geschichte meines Lebens.

Von

Otto Roquette.

Siebzig Jahre.



Siebzig Jahre.

Geschichte meines Lebens.

Von

Otto Roquette.

Erster Band.

Darmstadt.
Verlag von Arnold Bergstraeßer.
1894.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

Einleitung.

Ich beabsichtige nicht, mich zu entschuldigen, daß ich es unternommen habe, meine Lebensgeschichte selbst zu erzählen. Und jetzt, da sie niedergeschrieben ist, fühle ich keine Reue, es gethan zu haben, vielmehr freue ich mich dieser Arbeit als eines guten Werkes, auch wenn sie nur Wenigen als ein solches erscheinen sollte. Immer habe ich Biographieen besonders gern gelesen, in erster Reihe eigenhändig aufgezeichnete Lebenserinnerungen. Die Lesewelt stimmt darin mit mir im Ganzen überein, wenngleich der Reiz, von eigenthümlichen Schicksalen zu vernehmen, hinter Geheimnisse zu kommen, Aufregendes zu erfahren, bei ihr der Beweggrund zu sein pflegt. Meine Erlebnisse haben sich nicht auf den hohen Wogen der Tagesereignisse abgespielt. Ohne mich verbergen zu wollen, wußte ich mit den Gaben, welche die Natur mir verliehen hatte, in meiner Weise zu schalten, und ein glücklicher Instinkt hielt mich ab, nach Lebenszielen, die außerhalb meiner Befähigung lagen, oder gar nach einer Weltrolle zu ringen. Wenn aber selbst der mit aufrichtigem und ernstem Wollen Strebende auch wohl in Bahnen geräth, auf welchen er viel für sich erwartet hatte, um sich plötzlich auf einem Irrwege zu erkennen, so sind solche Erfahrungen auch mir nicht erspart geblieben. Ich habe dergleichen hart

büßen müssen, und mir nachher das Gebiet, für das ich geschaffen war, enger und enger abgesteckt. Nicht nach Ruhm und großem Namen habe ich gestrebt, sondern nach dem inneren Genügen, etwas Künstlerisches zu gestalten, meine Kunst nach meinen Mitteln zu entwickeln. Ich weiß, daß das meiste von dem, was ich geschaffen, weit hinter den Zielen, die ich mir ausersehen, geblieben ist, aber ich beklage nicht, mich an immer neuen Aufgaben versucht zu haben.

Das Vorurteil, welches gegen eigenhändige Aufzeichnungen doch auch vorhanden ist, kenne ich wohl. Es heißt: der Erzähler dichte allerhand hinzu, und stelle die Ereignisse so dar, wie er sie betrachtet wissen wolle, er könne sie nicht objektiv genug ansehen, sei zu vielen Erinnerungsmängeln unterworfen. Wer aber, wie ich, auch Biographieen Anderer verfaßt hat, der weiß, wie willkommen dafür auch die geringsten Bruchstücke solcher Aufzeichnungen sind, wie rathlos man oft den Mangel derselben bei der Darstellung innerer und äußerer Vorgänge empfindet.

An die Erzählung meiner Lebensgeschichte ging ich wohl vorbereitet. Der wiederholte Ortswechsel meiner Familie, wobei sie sich öfters fremd in neuen Umgebungen sah, bewirkte, daß sie sich fester in ihren eigenen Kreis schloß, und nährte und vertiefte das Familiengefühl, so daß keine Tradition verzettelt wurde, sondern als ein oft gemusterter Hausschatz auf jede Wanderschaft mitging. Die Familienchronik blieb Allen geläufig, und was etwa dem Einzelnen undeutlich geworden, konnte durch Erzählung immer aufgefrischt werden. An amtlichen Urkunden, Kirchenbüchern, welche über die ältere Zeit befragt werden konnten, fehlte es auch nicht. Ich aber kam frühe darauf, Tagebücher zu führen, die, wenn sie gleich nur aus aufgereihten Notizen bestanden, immer gute Dienste leisten konnten.

Wenn nun der Hochgeborene mit Stolz auf die Reihe

seiner Ahnen blickt, und sich, einer historischen Familie anzugehören, freut, so darf auch der Bürgerliche, selbst der von Bauern Abstammende mit Genugthuung auf seine Vorfahren zurückblicken, sofern er in ihnen tüchtige Menschen erkannt hat. Um so mehr, wenn die Folge vom Großvater zu den Enkeln nicht ein Sinken, sondern ein Aufsteigen und Wachsen menschlicher Entwickelung darstellt. Kann ich meine Familie nicht eine historische nennen, so ist doch durch ein geschichtliches Ereignis ihr Name aus dem Dunkel geweckt und zuerst genannt worden. Ein historischer Akt war es, der sie von ihrer ursprünglichen Heimat loslöste und sie in die Verbannung trieb. Auf dem neuen Boden wandelte sie sich von Generation zu Generation aus einer französischen zu einer deutschen Familie; zu einer so deutschen, daß endlich nur der Name noch an ihre außerdeutsche Herkunft erinnert. Die ersten Spuren ihrer Herkunft werden aber erst mit ihrer Einwanderung in Deutschland sichtbar. Ich bin diesen Spuren nachgegangen, und beginne meine Geschichte mit der meiner Vorfahren, soweit dieselbe urkundlich nachzuweisen ist.

Erstes Kapitel.

Die Familie, der ich angehöre, stammt aus dem südlichen Frankreich, dem Bas Languedoc, wo sie in dem Dorfe Sausé, in der Nähe von Montpellier angesessen war. Ihren Namen soll sie von dem Grund und Boden hergenommen haben, mit welchem sie ihre von altersher gewohnte Thätigkeit und ihren Erwerb verbunden wußte. Denn sie gehörte zu den Landgenossen der Winzer, Weinbauern, und zog auf dem Felsengrunde (roc, roche, roquets) und den steinigen Hügeln die Reben, welche die süßen und feurigen Weine des Languedoc liefern. Die Gegend ist berühmt durch ihre Schönheit, das Klima durch seine Milde, der Boden durch seine Fruchtbarkeit. Oelbäume, Feigen, alle edleren Früchte gedeihen hier in Fülle, und in den ebneren Gegenden das Getreide; um die Dörfer Wälder von Nußbäumen und Kastanien. Die Vorfahren hatten hier vielleicht einen nur bescheidenen Besitz, aber daß sie ihre schöne Heimat für immer verlassen würden, um eine rauhere in weiter Fremde dafür einzutauschen, dachte wohl keiner. Die Entscheidung mochte plötzlich und unerwartet kommen.

Sie gehörten der reformierten Kirche an, welcher durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes in Frankreich keine Duldung mehr zugestanden werden sollte. Wer zur katholischen Kirche nicht zurückkehren wollte, sich aber zur Auswanderung verstand, mochte noch glimpflich das Vaterland

verlassen. Wer sich weder zu dem Einen noch zum Andern entschließen konnte, unterlag der Gewalt. Die alten Hugenottenverfolgungen begannen von Neuem. Durch die Dragonerbekehrungen des allerchristlichsten Königs wurden viele Tausende friedlicher und fleißiger Menschen in ganz Frankreich ihres Besitzes beraubt; Häuser und Dörfer verschwanden in Flammen, und die Vertriebenen wanderten der Landesgrenze zu, die Mehrzahl nach Deutschland.

Es hatten sich aber seit mehr als zehn Jahren, bedroht durch die Unduldsamkeit und Gefahren, welchen sie durch ihre Religion ausgesetzt waren, viele französische Familien in der Pfalz angesiedelt, welche durch die Vertriebenen von 1685 neuen Zuzug erhielten. Doch war ihnen auch hier kein dauernder Aufenthalt beschieden. Der furchtbare Raubkrieg Ludwigs XIV., welcher durch seine Mordbrenner Turenne und Melac die Pfalz wiederholt verwüstete, vertrieb die französischen Reformierten noch einmal.

Viele von ihnen wählten das hessische Städtchen Geismar zum Aufenthalt, wo sie, durch zuwandernde Flüchtlinge aus den Niederlanden verstärkt, eine reformierte Gemeinde von fünfzig Familien, mit einem eigenen Pastor, Jaques Clement, bildeten. Freilich sollte auch dies nur eine Wanderstation für einige Jahre sein.

Denn da sie vernahmen, daß der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, gleich seinem großen Vater, den um ihres Glaubens willen Verfolgten seine Marken gern zur Niederlassung öffnete und ihnen Hülfe bot, so beauftragten sie zwei ihrer angesehensten Gemeindeglieder, Pierre Letienne und Jean Jaques Tavernier, mit dem Kurfürsten zu verhandeln, ob er sie als seine rechtmäßigen Unterthanen aufnehmen wolle. Die Abgesandten gingen nach Cleve, wo der Kurfürst damals residirte, und darauf, wohl im Auftrage des

Kurfürsten, nach der Uckermark, um sich dort einen Ort zur Ansiedlung für die Gemeinde auszusuchen.

Was sie wohl bewogen haben mag, gerade das Städtchen Straßburg für geeignet zu halten? Denn hatte dasselbe schon unter den Schrecken des dreißigjährigen Krieges wiederholt gelitten, so war es in dem neuen Kriege zwischen Schweden und Brandenburg erst recht herunter gekommen. Im Jahre 1674 hatten die Schweden sich hier sogar festgesetzt, als Herren gewirtschaftet, um es als eine Einöde zurück zu lassen. Darüber waren sechzehn Jahre vergangen. Es zeigte sich als ein so verwahrlostes, fast unbewohntes Nest, daß die Einwanderer unter Anderem ein Haus fanden, von dessen Herd, auf welchem ein halbes Menschenalter hindurch kein Feuer gebrannt hatte, ein Hollunderstrauch Wurzel gefaßt, durch den Schornstein hinaus gewachsen war, um oben blühende Zweige breit über das Dach auszustrecken. Schön war die neue Heimat nicht, welche die Abgesandten für ihr Volk ausgewählt hatten. Aber der blühende Hollunderstrauch über dem feuerlosen Herde durfte ihnen als Symbol eines neuen Lebens auf der verheerten Stätte gelten. Vielleicht war es auch gerade die Verkommenheit von Straßburg, wo Häuser, Grund und Boden, wenn immer in mangelhaftem Zustande, sich leicht und wohlfeil zum Erwerb darboten, wodurch die Unterhändler sich bestimmen ließen. Für fleißige, betriebsame Leute, zumal sie nicht mittellos ankamen, gab es hier umzuschaffen und zu kultivieren. Auch die Nachbarschaft von Prenzlau, wo sich seit länger als zehn Jahren bereits eine französische Kolonie befand, mochte bei der Wahl mitsprechen. Kurz, die Abgesandten entschieden sich für Straßburg, und das Dekret des Kurfürsten, zugleich das Privilegium der Einwanderer, wurde am 5. Januar 1691 ausgestellt.

Die Gemeinde brach von Geismar auf, vermutlich

gruppenweise, und wird bis zum Sommer sich in Straßburg schon einigermaßen häuslich eingerichtet haben. Es waren zweihundert und vierundvierzig Personen, welche sich um Henri de Baudan, ihren ersten Pasteur und Berater schaarten. Die Kirchenbücher beginnen mit dem Frühjahr 1691. Schon im April wird darin der erste Todesfall, im Oktober die erste Taufe, aber erst im Jahre 1692 die erste Heirat verzeichnet. Die Einwanderung war jedoch noch nicht abgeschlossen. Nachzügler fanden sich bis zum Schlusse des Jahrhundert noch ein*.

In der Liste dieser achtundsechzig Familiennamen findet sich der Name Roquette noch nicht. Erst später, etwa um 1698 kam ein junger Mann Namens Jaques Roquette allein nach Straßburg. Ob mit der Absicht, sich hier niederzulassen, ist nicht zu entscheiden, aber er blieb, und wurde in die Gemeinde aufgenommen. Was den einsamen Wanderer bewogen, seinen Weg nach dieser Gegend zu richten, darüber giebt auch die ungeschriebene Familienchronik keine Auskunft. Vielleicht war er schon lange umhergeirrt, ohne ein Unterkommen bei Landsleuten zu finden. Verwandte hatte er unter den eingewanderten Franzosen sicher nicht. Denn

---

* Diese Angaben verdanke ich dem derzeitigen (1883) Prediger der französischen reformierten Kirche zu Straßburg i. d. U. Herrn Dr. Tarnagrocki. Nicht nur leistete er mir die eingehendste Hülfe in der Durchforschung der Kirchenbücher, welche seit 1691 vollständig vorhanden sind, zur Feststellung des Geschlechtsregisters der Familie, sondern auch durch seine Monographie, „Die französische Kolonie“ in Straßburg i. d. Uckermark. Dieselbe ist abgedruckt in der heut bereits schwer zugänglichen Zeitschrift: „Die Kolonie“. Organ für die äußeren und inneren Angelegenheiten der französischen reformierten Gemeinden. Begründet von Dr. E. Maret zu Berlin, im Auftrage des Vereins Réunion herausgegeben von W. Bonnel, Rektor zu Berlin. Eigenthum des Vereins. Jahrgang IV. 1882. Die Zeitschrift ist eingegangen.

von diesen, welche eine Reihe von Jahren in der Pfalz zugebracht, deren jüngere Generation sogar in der Pfalz geboren war, stammte keine einzige aus dem Bas Languedoc. Nur der Prediger de Baudan, aus Nimes gebürtig, war sein Landsmann aus dem südlichen Frankreich, und vielleicht bestimmte dieser ihn zum Bleiben. Jaques war geboren in Sausé, wie das Kirchenbuch sagt (nach der Tradition hieß der Ort Gosé), bei Montpellier. Das erste mußte als urkundlich freilich Recht behalten. Da aber, wie der Historiker der Kolonie selbst eingesteht, die Namen oft so verschiedenartig eingetragen sind, daß es für ein und denselben manchmal drei Schreibungen giebt, die kaum noch eine Aehnlichkeit mit einander haben, so soll die Version Gosé nicht übergangen sein*. Seine Eltern hießen Bertram Roquette und Louise Martine. Ob sie noch lebten, als er allein in die Fremde ging? Ob sie mit ihm auswanderten oder vertrieben wurden, und inzwischen gestorben waren? Die Familientradition fußt auf der Thatsache, daß ihr Gehöft in Flammen aufgegangen, als sie von den Dragonern des Königs in das Elend gejagt wurden. Ganz mittellos war aber Jaques nicht, als er in Straßburg anlangte. Kurze Zeit darauf ist er auch bereits Besitzer von Haus und Hof und Feld. Am 12. Februar 1699, ein Jahr nach seiner Ankunft in Straßburg, verheirathete er sich mit Susanne Fouquet, gebürtig aus Pelikam in der Pfalz, seit einem Jahre Wittwe des François Salomé. Da sie auf der

* Dörfer mit ähnlich klingenden Namen finden sich im Languedoc noch zwei, nämlich: Saussan, 15 Kil. von Montpellier, und Sausset an der Rhonemündung. Letzteres freilich nicht mehr in der Nähe von Montpellier (Dictionnaire Géographique de la France par A. Joanne. Paris, Hachette & Cie. 1869). — Vermutlich aber sucht man vergeblich nach der alten Heimstätte, da das Dorf ja zerstört und niedergebrannt, daher nicht mehr vorhanden ist.

Wanderstation der Flüchtigen in der Pfalz geboren war, mußte sie eine noch sehr junge Wittwe sein. Sie gehörte zu der am zahlreichsten vertretenen französischen Familie, einem ganzen Komplex von Familien, denn die Fouquets waren als siebzehn Personen in Straßburg eingewandert.

Jaques Roquette wurde der Stammvater der neuen Familie in Deutschland. Susanne schenkte ihm am 20. Juni 1703 einen Sohn, welcher in der Taufe ebenfalls den Namen Jaques erhielt. Dieser zweite, in Deutschland geborene, Jaques wurde der Großvater meines Großvaters, mein Ur-Ur-Großvater.

Ungern trennen wir uns von alten Ueberlieferungen, die durch unsre ganze Jugend geklungen, und uns lieb geworden sind. Immer hieß es, daß unsre Vorfahren Winzer auf den sonnigen Steinhügeln ihrer alten Heimat gewesen. Nun aber nennt das Kirchenbuch Jaques' Vater einen „tisserand de serges“, also Weber eines damals vielgetragenen Stoffes. Damit ist aber nicht gesagt, daß Jaques ebenfalls ein Weber gewesen sein müßte. Es konnte eine große Familie von Weinbauern sein, in welcher Einer auch wohl Weber geworden, ja der Weber konnte sogar nebenbei noch sein Weinland besitzen und durch den Sohn bestellen lassen. Da sich urkundlich nichts gegen die Tradition im Ganzen aufbringen läßt, so ist kein Grund, warum sie nicht fortbestehen sollte. Ja, die Thatsachen kommen ihr sogar zu Hülfe. Denn da in jener Zeit die Weinkultur in der Uckermark und weiterhin überall betrieben wurde, so setzte Jaques das Geschäft auch in dieser Gegend nur fort. Freilich mag die Bemerkung, die ein Chronist von einer andern Gegend macht: „Wächst gut Wein dort, wer gern Essig trinkt“ — auch auf das uckermärkische Gewächs anzuwenden gewesen sein. Jaques konnte also seine Versuche im Rebenbau wohl anstellen, bis er, der die Ernten des Bas Languedoc

noch nicht vergessen hatte, erschreckt wurde über die Produkte, die seiner Mühe erwachsen waren. Er bestellte dann seinen Boden mit Kohl, Rüben und Getreide, und lebte als Ackerwirth bis zu seinem fünfzigsten Jahre. Wenn er vielleicht klein angefangen hat, so muß sich bis zu seinem Tode (1712) sein Besitzstand merklich verbessert haben, denn sein Sohn, den er als neunjährig hinterließ, tritt später schon ansehnlicher auf.

Jaques II Roquette verheiratete sich am 11. März 1728 mit Susanne Bertrand, Tochter des Charles Bertrand und seiner Frau Susanne Villeaume. Er hatte aus dieser Ehe viele Kinder, welche in verschiedene Handwerke übergingen. Er selbst war Maurermeister. Für seine Kirche erwarb er sich einen Namen dadurch, daß er mit einem seiner Verwandten, Jakob Fouquet, und zwei anderen Bürgern aus der Gemeinde die innere Galerie über der Thür erbauen ließ. Als er nach einer langen Ehe Wittwer geworden, verheiratete er sich (dreiunddreißig Jahre nach seiner ersten Heirat) zum zweitenmal, und zwar wieder mit einer Bertrand, Elisabeth, der Tochter des verstorbenen Samuel Bertrand, eines Bäckers. Der Sohn dieser zweiten Ehe, zugleich sein jüngstes Kind, wurde geboren am 4. Dec. 1768, und getauft auf den Namen Louis. Er war ein Knabe von 5 Jahren, als Jaques 1778 starb.

Louis Roquette (welcher mein Großvater werden sollte) und seine Mutter verblieben wohl nicht in der günstigsten Lage, da der Verstorbene so viele Kinder erster Ehe hatte ausstatten müssen. Dafür wurde der älteste Bruder des Knaben, ein Glaser, dreißig Jahre älter als er, sogar viel älter als Frau Elisabeth, sein Vormund und der Berater der jungen Stiefmutter. Es war seit Beginn der Einwanderung durch reichliche Stipendien und Fonds für die direkten Abkömmlinge der Refugié's gesorgt worden, da-

her denn ein Recht auf Unterstützung geltend gemacht werden konnte. Da der ältere Bruder ein Mann in gesetzten Jahren war, pflegte der Knabe ihn mon oncle zu nennen, ja im höchsten Alter sprach mein Großvater noch gern von „mon oncle Glaser".

Wenn in Straßburg die Kirche und Schule auch noch französisch gehalten wurden, so mischte sich das Deutsche doch mehr und mehr in die Verkehrssprache. Denn nachdem die Stadt nach einem Menschenalter nicht nur wieder bewohnbar geworden, sondern durch die Einwandrer in lebhaften Aufschwung gekommen war, so erhielt sie raschen Zuzug von deutschen Familien, und jede jüngere Generation der Kolonie vervollkommnete sich in der uckermärkischen Redeweise. Es mußten bereits Maßregeln getroffen werden, das Französische nicht eingehen zu lassen.

Mit Louis Roquette beginnt eine neue Wendung der Familiengeschichte. Er war der erste, der die gelehrte Laufbahn einschlug, und Theologie studierte. Damit verläßt seine Nachkommenschaft das Handwerk und die Ackerscholle, betritt die Kirchenkanzel, die Advokaten- und Richterstufe, sowie den Lehrstuhl, und gewinnt im Handelsstande Besitz und Ansehn. Sie löst sich von Straßburg los, um sich durch ganz Deutschland zu verbreiten, verliert damit den Zusammenhang mit dem uckermärkischen Grundstamm, bis zur Unkenntniß der alten verwandtschaftlichen Beziehungen, um vom Großvater her ein neues, sehr umfangreiches Geschlechtsregister aufzuweisen. Aber auch das Bewußtsein französischer Abkunft verschwindet damit. Die neue Familie fühlt sich deutsch, will nur deutsch sein, ja der ganze Familiencharakter erhält einen grunddeutschen Zuschnitt. Nur die alten Traditionen werden mit Vorliebe festgehalten, und die Geschichte der Vorfahren, freilich gemischt mit manchen

mythischen Zuthaten, gehört zu den beliebtesten Erzählungen bei Kind und Kindeskind.

Nach Vollendung seiner Universitätsstudien wurde Louis Roquette im Jahre 1794 als Prediger der französischen reformierten Kirche, oder vielmehr der „wallonischen“, wie die ältere Bezeichnung lautet, in Straßburg angestellt, um vorerst neun Jahre in einer ziemlich sorgenvollen Stellung zu verharren. Er verheiratete sich (21. Januar 1796) mit Louise Charlotte Schulz, der Tochter eines Töpfermeisters und dessen Ehefrau Regine Sophie, geb. Zwergin. Mit dieser Großmutter kam ein deutscher, der in Norddeutschland sogar recht populäre Name Schulz, zuerst in die Familie. Ihre beiden ältesten Kinder Louis Jean (geb. 22. Dec. 1796) mein Vater, und eine Tochter wurden hier in Straßburg geboren. Aus dieser Zeit ist neuerdings ein Schriftstück abgedruckt worden* dessen dereinstige Veröffentlichung der würdige Herr sich wohl nicht hätte träumen lassen. Es ist ein Brief an den König, vom 28. März 1799.

„Majestät! Der fortwährende Wechsel der Pastoren dieser Kirche beweist wohl, daß ihre Lage schon immer sehr traurig gewesen ist, aber meine gegenwärtige Lage ist unerträglich seitdem die Pfarrwohnung unbewohnbar geworden, und ich dadurch gezwungen bin, 50 Thaler Miethe zu geben. Ich wage unterthänigst Ew. Majestät zu bitten, die Lage eines seiner Pastoren zu berücksichtigen, welcher mit dem besten Willen von der Welt nicht im Stande ist für die notwendigsten Bedürfnisse seiner Familie zu sorgen, und sich von den bittersten Sorgen bedrückt sieht. Ich würde schon lange zur Gnade Ew. Majestät meine Zuflucht genommen haben, aber die Hoffnung, meine Lage auf die eine oder die

* „Die franz. Kolonie in Straßburg i. d. U.“ VI. Juli 1882 S. 52.

Weise sich bessern zu sehen, hat mich diesen Schritt bis auf diesen Augenblick verschieben lassen, wo ich die Möglichkeit sehe, mein Loos zu verbessern, und wo es unverzeihlich sein würde, ruhig zu bleiben, und Ew. Majestät nicht vor Augen einen Plan zu stellen, der ohne viele Schwierigkeiten verwirklicht werden könnte, und welcher, indem er die Pfarrstellen verbessert, zu gleicher Zeit zur Verbesserung der Schulen dieser Stadt dienen könnte: Die deutsch-reformierte Pfarrstelle dieser Stadt wird wahrscheinlich in kurzem vakant, und ich möchte, daß diese Stelle mit der französischen kombinirt würde, was mir um so thunlicher erscheint, da beide vereinigte Kolonien zusammen kaum eine beträchtliche Kolonie bilden würden, und die deutsch-reformirte Pfarrstelle, obleich besser als die französische, doch auch nur mäßig ist. Uebrigens bin ich überzeugt, daß diese Vereinigung in kurzem doch geschehen muß, vorausgesetzt, daß sie jetzt nicht geschieht, weil ich genügende Gründe habe zu glauben, daß für mich kein Nachfolger da sein wird, wenn ich irgend wo anders hinberufen werde; denn welcher Mann kann in gegenwärtiger Zeit eine Stelle annehmen, wo ihm, nach der Mietszahlung, 220 Thlr. übrig bleiben, zum Unterhalt an einem Orte, der ihm nicht die mindesten Hilfsquellen bietet. Ich wage Ew. Majestät inständigst zu bitten, dem französischen Oberkonsistorium sowohl, wie dem deutsch-reformirten Kirchendirektorium allergnädigst befehlen zu wollen, sich über die Kombinierung dieser beiden Stellen vereinigen zu wollen" u. s. w.

Das Gesuch wurde abgelehnt, dem Bittsteller aber eingeschärft: „Uebrigens sind die Einkünfte Ihrer Stelle, 266 Thlr. 22 Gr., nicht geringer, als die der meisten andern französischen Pfarrer, und Sie haben außerdem im vergangenen Jahre aus dem Extraordinarienfonds eine Gratifikation von 40 Thalern erhalten". — Unter dieses Mini-

sterialreskript schrieb der Empfänger: „Die 266 Thlr. 22 Gr. Einkünfte meiner Stelle sind mir unbekannt". Er stellt eine Berechnung auf, nach welcher er 17 Thlr. 18 Gr. weniger erhielt.

Die Unionsversuche zerschlugen sich. Durch den ungünstigen Bescheid jedoch nicht abgeschreckt, bewarb sich der junge Pfarrer jetzt um die deutsch-reformirte Stelle, wurde aber auch diesmal abgewiesen. Fortan wird er die Blicke wohl mehr über Straßburg hinaus gerichtet haben. Als er einige Jahre darauf die Berufung zu einer viel besseren Pfarrstellung in Frankfurt an der Oder erhielt, siedelte er 1805 dorthin über. Damit brach er die Brücke zu dem alten Familienverbande ab, um von Frankfurt a. d. Oder einen neuen und selbständigen Stammbaum ausgehen zu lassen. — Außer den beiden in Straßburg geborenen, erblickten im Pfarrhause zu Frankfurt a. O. noch elf Kinder das Licht der Welt, und von diesen dreizehn blieben fünf Söhne und drei Töchter am Leben. In diesem Pfarrhause wohnte der Großvater während der ganzen Zeit seiner Amtsthätigkeit bis über sein achtzigstes Lebensjahr hinaus.

Sein Erstgeborner, Louis Jean, besuchte das Gymnasium in Frankfurt, und ging sechzehnjährig auf die Universität nach Halle, um die Rechte zu studieren. Er machte 1815 als Husar den Feldzug mit und zog nach Paris ein. Nach der Rückkehr nahm er seine Studien auf, und zwar in Breslau. Aus älterer Freunde und seinen eigenen jeweiligen Berichten ist zu entnehmen, daß er ein lustiger und flotter Bruder Studio gewesen, bei schmalen Mitteln der liebenswürdigste Gesellschafter, der beste Fechter und Tänzer. Glaublich ist es, daß er schon damals durch seine bloße Gegenwart jeden Kreis belebte, ja beherrschte, und die Entschiedenheit, das gesunde Kraftgefühl, die geistige Regsamkeit, der unwiderstehliche Humor, der sein Wesen bis in die

späteste Zeit auszeichnete, schon in der Jugend seine Anziehung ausgeübt habe. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er nach Frankfurt zurück, und begann, im Pfarrhause wohnend, seine juristische Laufbahn als Referendar.

Schon als Knabe hatte Louis Roquette ein kleines Mädchen gekannt, Marie Antoinette Barraud, die Tochter einer ebenfalls in Frankfurt ansässigen Refugié-familie. Denn diese hielten überall eng zusammen, zu Rat und That, und durch den Zug gemeinsamer Herkunft. Jetzt fand er Antoinette Barraud als erwachsenes Mädchen in der Gesellschaft wieder, als eine junge Schönheit gefeiert, und trotz etwas beengter äußerer Verhältnisse, wegen ihrer vorzüglichen Gesangstimme in den besten Kreisen begehrt. Auch der junge Referendar wurde in diesen Kreisen gern gesehen, und, konnte er zur Musik nichts beitragen, so entschädigte er durch gesellschaftliche Talente anderer Art. Nicht lange, so waren Louis Roquette und Antoinette Barraud Verlobte.

Die Familie Barraud war erst vor kurzem nach Frankfurt gezogen. Sie gehörte zu der großen französischen Kolonie in Berlin, woselbst auch Antoinette (1802) geboren worden war. In welchem Jahre die Barrauds in Deutschland eingetroffen, aus welcher Gegend sie stammten, ist nicht ermittelt. Ueber ihre französische Vergangenheit gingen nur einige Mythen, die zwar häufig erwähnt, aber nie ohne unterdrücktes Lachen aufgenommen wurden, wenn Dieser oder Jener aus der Verwandtschaft mit seinem Glauben daran festhielt. So von einem verödeten Ahnenschlosse irgendwo in Frankreich, sogar versehen mit einer spukenden und noch zu erlösenden weißen Frau, und von einstmaligem großen Besitzstand. Der Endbuchstabe des Namens Barraud sollte von einem „de“, als Verbindungsglied zu einem glänzenderen Namen übrig geblieben sein. Zu solchen Mythen bildete der neue, bescheidene Stand der Glücksgüter einen Gegensatz,

der nicht ohne Humor betrachtet werden konnte. Die Jüngeren trieben ein übermütiges Spiel mit unverbürgten Traditionen, die Alten lachten. Aber so bürgerlich diese Familie war, es ist nicht zu leugnen, daß ein aristokratischer Zug durch die Mehrzahl der Angehörigen ging, und nicht im besten Sinne, denn er ließ manchen zu Schaden kommen, trieb andre in Sonderbarkeiten, über die später zu berichten sein wird.

Der Großvater Barraud mag nicht lange vor der Schlacht bei Jena mit seiner Familie von Berlin nach Frankfurt gekommen sein. Er war Kaufmann, scheint aber wenig Geschick für diesen Stand gehabt zu haben. Er zog nach Frankfurt als Agent für das Geschäft seines Schwagers in Berlin. Bald aber wurde er eine begehrte und einflußreiche Person. Denn sein gutes Französisch machte ihn zum Dolmetscher während der langen Occupation durch die Franzosen, und er wurde von den Behörden, wie in Privatangelegenheiten, besonders der immer wiederkehrenden fremdländischen Einquartierung gegenüber, zu Hülfe gezogen. Er starb im rüstigsten Mannesalter, gleich nach dem Befreiungskriege und hinterließ eine Wittwe mit zwei Söhnen und vier Töchtern; die älteste, Antoinette, noch dem Kindesalter nicht entwachsen, während das jüngste Kind nur eben geboren war, in der bedrängtesten Lage. Glücklicherweise war eine Schwester von ihm an einen sehr wohlhabenden Kaufmann in Berlin verheiratet, der sich der Verlassenen annahm, und in dessen Hause Antoinette zeitweise ihre Jugend glücklich verlebte. Im Uebrigen stand der Prediger Roquette in Frankfurt den Hinterbliebenen mit Rat und That freundschaftlich bei.

Die Großmutter Barraud war von deutscher Herkunft, als Mädchen einst Charlotte Wendt genannt. Daß sie in ihrer Jugend hervorragend schön gewesen, habe ich später von

älteren Leuten oft wiederholen hören. Und sie war es noch im Alter. Ich erinnere mich dieser Großmutter sehr wohl; dieser großen, dunklen, tiefliegenden Augen, aus welchen ein Gemisch von Strenge und Güte sprach, dieser edlen Züge, die doch die bittersten Lebenserfahrungen nicht verhehlen konnten; dieses Mundes, der, wenn er lächelte, von rührendem Wohlwollen sprach. Ihre Söhne haben ihr viel Herzeleid angethan (der ältere erschoß sich, der jüngere verkam in andrer Weise), die Töchter waren es, die ihr durch Liebe und Hilfe alles Verlorene zu ersetzen suchten. Ich habe sie nie anders gesehen, als in ihrer immer gleichen sauberen Haube, deren breiter gebrannter Strich das Gesicht einrahmte, und wie es als Familienporträt den Enkeln verblieben ist. Ihr Wesen hatte etwas Kühles, oft Starres, immer Vornehmes und Zurückhaltendes. Fühlte sie sich aber angeregt, dann thaute sie auf, und zeigte in den spätesten Jahren noch eine immer fesselnde Anmut der Unterhaltung. Da sie während meiner Knabenzeit oft Monate, auch wohl Jahre, in meinem elterlichen Hause verlebte, wie oft hörte ich von Andern die Worte: „Sie ist eine reizende alte Frau!"

Zu den mannigfachen Unglücksfällen ihrer Jugend kam noch, daß sie schon in den ersten Jahren ihrer Ehe einen schweren Fall that, von welchem sie für ihre Lebenszeit hinkend blieb. Viele Jahre mußte sie an einer Krücke gehen, dann an einem Stocke, endlich genügte ein starker Sonnenschirm. Doch brachte sie ihre Gänge niemals über einige hundert Schritte hinaus. Das hinderte sie nicht, Reisen zu unternehmen, die damals noch für sehr weit galten; zu meinen Eltern, sowie zu einer jüngeren Tochter Nanette, die sich an einen Juristen Namens Nötel (später Chefpräsident in Breslau) verheiratet hatte.

Damals aber, als sie in trübseligen Verhältnissen plötz-

lich Wittwe geworden, mußte sie daran denken, für ihren und ihrer Kinder Unterhalt etwas zu erwerben. Obgleich nur erst an der Krücke durch die Zimmer wankend, legte sie eine Schule an, in welche bald alle Bekannten ihr die Kinder schickten. Ihre Tochter Antoinette konnte sie mit der Zeit in ihrem Amte unterstützen, bis später die zweite Tochter, Julie, der Schule einen Aufschwung gab, und ein Erziehungsinstitut nebst Seminar für Lehrerinnen daraus zu schaffen verstand.

Die beiden Refugié-Familien, vorwiegend die zahlreiche Kinderschaar, wurden bald mit einander vertrauter, während Louis und Antoinette einige Zeit auf ihre Vereinigung zu warten hatten. Diese aber beschleunigte man, als der Referendar zum Assessor ernannt und als solcher nach Krotoschin, einer kleinen Stadt in der Provinz Posen, hart an der schlesischen Grenze, versetzt wurde. Zwar lächelte man betrübt, daß der Assessor seine junge Frau so weit, „bis unter die Polacken", führen sollte, aber die Vermählten gingen getrost in die Fremde, die ihnen zwar nicht verlockend und schön geschildert worden, mit der sie es aber wagen wollten, da sie ihr Glück und ihren Lebensmut mit sich führten. Sie waren noch sehr jung, Louis Roquette fünfundzwanzig, Antoinette wenig über achtzehn Jahre.

Zweites Kapitel.

Am Ostermontage des Jahres 1824 den 19. April kam ich in Krotoschin zur Welt, und zwar als der Zweitgeborene, da ein älterer Knabe schon vor meiner Geburt gestorben war. Auch ich galt für tot, und Schreck und Angst waren

bei meiner Ankunft groß. Der Arzt mußte mich lange nötigen, ehe ich mich zum Leben entschloß, und auch die gewöhnliche erste Nahrung wurde von mir verschmäht, bis man mir den Gaumen mit Rheinwein eingerieben hatte. Mein Vater deutete später scherzweise gern darauf hin und nahm es für eine günstige Vorbedeutung. — Es war eine warme Frühlingsnacht da ich zur Welt gekommen. Die junge Wöchnerin schlief nicht, und glaubte plötzlich den Nachtwächter in der Entfernung pfeifen zu hören. Sie zählte, und sagte verwundert: „Der Wächter hat mehr als Mitternacht gepfiffen, ich habe bis siebzehn gezählt!“ Die Wärterin aber lachte und rief: „Das ist nicht der Nachtwächter, das sind ja die Nachtigallen, die im Garten so laut schlagen!“ — Diese Nachtigallenschläge bei meiner Geburt und der Tropfen Rheinwein, der meine erste Nahrung gewesen, ist in späterer Zeit, da ich von beiden schon gesungen hatte, und meine Mutter die Geschichte einmal zum Besten gegeben, von Familienmitgliedern und Freunden, bei Geburtstagen und sonstigen Festen, in Prosa und Versen, als nachträgliche Prophezeiung unzähligemal wieder dargebracht worden.

Die Großeltern scheuten die Reise nach Krotoschin — „in die Wüste“ — nicht, und der Großvater vollzog selbst die Taufe an mir. Bis dahin hatte mein Vater mich nicht anders als dem Tage meiner Geburt nach, Ostermontag genannt, und hoffte diesen Namen auch bei der Taufe durchzusetzen. Daran aber war bei seinem Papa Pasteur nicht zu denken, obgleich er es heiter genug aufnahm. Allein der Ersatzname Otto stieß bei dem Vertreter der französischen Kolonie auch auf einigen Widerstand, da er als gar zu germanisch und unkoloniemäßig, in derselben noch nicht vorgekommen war. Man verständigte sich darüber doch noch eher, als über den Ostermontag. Mein Vater blieb aber

mit Vorliebe bei diesem Namen, und an meinen Geburtstagen, bis in seine letzten Jahre hinein, begrüßte er mich stets als Ostermontag. — Dafür erhielten später die Töchter Namen, wie sie in der Familie üblich waren, Emilie, Manon, Adelaide. Freilich schlüpfte dann doch wieder ein deutscher Hermann durch. Endlich aber, da die Ältesten bereits erwachsen waren, und man neue Geschwister im Hause nicht mehr erwartete, trat noch ein Zwillingspärchen von Schwestern ans Licht, zu deren Taufe der nun dreiundsiebenzigjährige Großvater sich noch einmal auf den Weg (nach Bromberg) machte, um sie auf die Namen Marie Antoinette und Jeannette zu taufen. Die letzte starb schon als Kind. Damit war die Reihe der Geschwister abgeschlossen.

Ich habe nun von den ersten Jahren zu berichten, welche meine Eltern in Krotoschin verlebten. Über mich wurde mir dann später erzählt, daß ich ein sehr dürftiges Kind gewesen, über dessen Gesundheit sorgsam gewacht werden mußte, daß ich viele gefährliche Krankheiten durchzumachen gehabt, öfter dem Tode nahe war, mich körperlich nur langsam, geistig um so früher und schneller entwickelte. Als ich lernte um mich schauen, sah ich uns in einem einstöckigen Häuschen wohnen, weit in der Vorstadt, mit dem Ausblick auf eine sandige Landstraße, gegenüber verkrüppelte Weiden an Gräben, darüber hinaus Ackerfeld. Die ganze Vorstadt bestand aus einer Reihe ähnlicher Häuser, durch Höfe und Gartenland weit von einander getrennt, alle bewohnt von hierher versetzten Beamten, für welche diese Vorstadt eigens gebaut zu sein schien. Unsre Wohnung war eine der letzten, nahe am Begräbnisplatze. Nicht weit davon ein kahler sandiger Hügel, der bei uns der Seufzerhügel genannt wurde, weil meine Mutter ihn in der ersten Zeit häufig besuchte, um ein wenig weiter zu schauen, als über die Fahrgeleise im Sande, und dabei sehnsüchtig nach der Gegend hin, wo

Frankfurt und Berlin liegen mußte, geseufzt hatte. Jeder landschaftliche Reiz fehlte dieser Umgebung und auf ein angenehmes Spazierengehen mußte verzichtet werden. Aber dafür hatten wir einen ausgedehnten Garten, der im Gegensatz zu der Unkultur umher, sorgsam gepflegt und herausgewachsen war. Zahlreiche große Obstbäume, welche reichlich trugen, Gemüse- und Spargelbeete, eine Fülle von fruchttragendem oder blühendem Strauchwerk, und Blumen vom Frühjahr bis zum Spätherbst. Meine Eltern hatten sich gleich der Gärtnerei mit ganzer Hingabe gewidmet, und konnten von dem Reichtum ihrer Ernten bald andern Familien, die in der Stadt wohnten, mitteilen. Ich erinnere mich, daß große Waschkörbe voll Gemüse und Obst aus dem Hause getragen wurden, da selbst von dem wachsenden Hausstande die Fülle nicht zu bewältigen war.

Mit dem „Elend unter den Polacken“ mochte es nicht so schlimm sein als man erwartet hatte, hauptsächlich weil ihrer nicht so viele da waren. Die Mehrzahl hatte sich, da Genuß und Trägheit die Elemente waren, darin sie einzig leben mochten, aus Furcht vor der deutschen Arbeit davongemacht. Auf dem Lande saßen hie und da wohlhabende polnische Gutsbesitzer zwischen den deutschen. Mit ihnen kamen meine Eltern auch wohl in Berührung, da beide geläufig französisch sprachen, und die französische Konversation das Einzige ist, was der polnische Adel gelernt hat. Die Stadt aber war schon durch ihre Lage ganz deutsch, da sie hart an der schlesischen Grenze liegt. Schlesische Mundart, Tracht des Volkes, Gewohnheiten, waren hier immer zu Hause gewesen, und alle Beziehungen nach außen gingen über die schlesische Grenze, seltener nach dem polonisierten Inneren der Provinz. — Von dem Krotoschin aber, welches heutzutage in den Geographiebüchern mit 9000 Einwohnern angegeben wird, kann ich nicht reden, da ich es nicht kenne.

Am Anfang der zwanziger Jahre war sicherlich noch nicht die Hälfte davon beisammen. Von einem Gymnasium, von Fabriken, von lebhafterem Handel wußte man damals noch nichts. Um ein paar große Kirchen mit ausgestorbenem und verfallenem Klosterzubehör, schloß sich ein Städtchen eng herum, während sich die Vorstädte den Zuwandernden öffneten und erweiterten. Alle Straßen um die Stadt gingen durch tiefen Sand, man pries die glücklichen Gegenden, wo bereits Chausseen gebaut wurden.

Trotzdem umschloß der unscheinbare kleine Ort damals einen Bildungskreis, wie er in großen und reichen Städten, näher dem Mittelpunkte Deutschlands, oft vermißt wird. Diese geistige Bildung wurde vertreten durch die zahlreichen jüngeren Beamten, welche hierher versetzt waren, meist nur auf einige Jahre, um eine Probezeit durchzumachen, zugleich aber die deutsche Kulturarbeit zu fördern. So fanden sich aus allen preußischen Provinzen, vom Rhein und aus Ostpreußen, aus Sachsen und Westfalen, aus Schlesien und aus den Marken, jüngere Männer von den verschiedensten Bildungsformen zusammen, und es fehlte nicht an geistvollen Frauen für einen anregenden Verkehr. Jeder kam aus vielleicht schöneren äußeren Umgebungen und Verhältnissen, jeder hatte gefürchtet einer Verbannung in die Öde entgegen zu gehen, und nun sah man sich überrascht in eine geistige Bewegung versetzt, welche an fördernden Elementen reich war. Hatte man auf den Reiz der landschaftlichen Umgebung zu verzichten, auf künstlerische Genüsse, der Verwöhntere auch wohl auf manches äußere Behagen, so mußte die geistige Gemeinsamkeit um so mehr entschädigen. Zeigten Charakter und Bildungsstandpunkte ihre Einseitigkeiten, so wurde grade durch die Erscheinung derselben, durch ihr Abschleifen, auch wohl völliges Aufgeben, der Bildungskreis bei rüstigen Kräften erhalten. Und das Gute hatten diese kleinen Kreise

in den damals entlegenen Grenzgegenden deutscher Kultur, daß von ihnen die Anregung auf Hunderte, ja auf Tausende ausging, und es kaum eines Menschenalters brauchte, um den geistigen Boden in breiterer Ausdehnung sichtbar zu machen. Die Einzelnen des Kreises blieben vielleicht nur einige Jahre am Orte, wurden wieder in alle Himmelsgegenden zerstreut, aber frische Kräfte rücken nach, und fördern die allgemeine Arbeit, auch wenn sie zunächst nur für sich und die Ihrigen zu arbeiten scheinen.

Damals war man in Krotoschin strebsam und zugleich lebenslustig. Gab es am Orte nicht genug Bücher, um litterarisch mit der Zeit fortzuschreiten, so that man sich zusammen, ließ ganze Kisten voll kommen, richtete einen Lesezirkel ein, unter welchen man, wenn der Kreis durchlaufen war, die Werke verlooste. Ich besitze aus meines Vaters Bücherschrank noch einige dergleichen, in welchen die Reihenfolge der Namen und der Rundgang des Buches verzeichnet ist. Hatte man kein Theater, so richtete man ein Liebhabertheater ein, und blieb, da man über gute Kräfte zu verfügen hatte, nicht bei kleinen Lustspielen stehen. Bei meinem Vater, der die Direktion in die Hand nahm, wurde das Theater zu einer solchen Leidenschaft, daß einen Winter lang allwöchentlich einmal in einem gemieteten Saale öffentlich unter seiner Regie gespielt wurde. Es bedurfte endlich einer Mahnung des Präsidiums, diese Liebhaberei zu beschränken. Auf seine amtliche Stellung hatte das nicht den geringsten Einfluß, da mein Vater für einen so tüchtigen Juristen galt, daß er schon einige Jahre nach seiner Ankunft in Krotoschin zum Landgerichtsrat befördert wurde. Seit ich denken kann, habe ich ihn nur bei diesem Titel rufen hören.

Auch mit der Musik war man in dem kleinen Orte ganz wohl bestellt. Meine Mutter spielte nur die Guitarre, diese aber sehr gewandt, und begleitete sich darauf nicht nur

alle Lieder, welche damals üblich waren, sondern auch schwierigere Opernarien, die sie zu Hause sang. Welche Rolle die Guitarre damals als musikalisches Instrument spielte, was ihr zugemutet wurde, erhellt daraus, daß sich noch dreißig Jahre später unter dem Notenvorrat des Hauses ein dickes Manuskript befand, betitelt: „Der Freischütz, arrangirt für die Guitarre“. Die erwachsene jüngere Generation lachte darüber, während ich den brennenden Wunsch hatte, daß mir dieses Werk als Erbstück aufbewahrt werden möchte. Leider aber ist es im Lauf der Jahre verschwunden. — In Gesellschaft ließ meine Mutter ihren Gesang am Klavier begleiten, und es fanden sich genug Stimmen für Duos und Ensembles. Man verstieg sich zu größeren Unternehmungen, je nachdem sich die Kräfte fanden, und führte um Ostern die Graunsche Passion, den Tod Jesu, auf. Meine Mutter sang darin alle Sopran-Arien und Recitative. Und was sie im Konzert sang, das sang sie zu Hause den Kindern vor, und freute sich, daß sie wiederholen konnten. Denn sie hatten von frühauf musikalisches Gehör, und faßten jede Melodie mit Leichtigkeit auf. Auch die Chöre der Graunschen Passion sang sie uns vor, und ich erinnere mich eines Auftritts noch sehr lebhaft, da wir einst zu ihrer Guitarre den Chor „Freuet euch alle, ihr Frommen“, der an sich etwas recht Munteres hat, mit schmetternden Kinderstimmen loslegten, und wie sie ihre Begleitung durch lautes Lachen unterbrach, sich zu uns niederbückte und uns alle in ihre Arme schloß. Besuche im Hause verlangten nicht selten, das kleine Häuflein singen zu hören, und so wurden wir wie die Orgelpfeifen aufgestellt und sangen unsere Lieder zweistimmig zur Guitarre. Denn ich hatte mir angewöhnt, ohne jede Belehrung, als Altist immer in der Terz zu begleiten. — Meine Mutter wußte ihre geselligen Talente gar wohl zu vereinigen mit den Pflichten im Hauswesen und in

der Kinderstube. In dieser war sie mit den Kleinen spielselig, liebenswürdig, fröhlich bis zur kindischen Ausgelassenheit. Als Erzählerin, oft Erfinderin, schöner Geschichten hatte sie in der Dämmerstunde einen beglückten Zuhörerkreis, und wurde, Alles in Allem, da sie ihre Autorität zu wahren verstand, wie ein höheres Wesen betrachtet. Von Andern zu hören, daß sie schön sei, und immer schön aussehe, wie wir das hundertmal vernahmen, verwunderte uns, wenigstens mich, oft sehr, da sich das ja ganz von selbst verstand! Sie war auch in feinen weiblichen Arbeiten sehr geschickt. Immer habe ich dergleichen in ihren Händen gesehn, und von Andern bewundern hören. Bald waren es Kunstwerke von den kleinsten Strickperlen, wie sie damals üblich waren, bald Stickereien in bunter Seide, zu Geschenken, die in die Ferne wanderten; bald weißes Nadelwerk zum immer sauberen und zierlichen Aufputz ihrer Kinder.

Da mein Vater in seiner amtlichen Stellung damals viel freie Zeit hatte, benutzte er die ersten Jahre seines Aufenthalts in Krotoschin auch zu litterarischen Versuchen. Er schrieb und vollendete einen Roman, den ich erst mehr als dreißig Jahre später, nach seinem Tode, kennen gelernt habe. Und zwar im Manuskripte, da er nicht zur Veröffentlichung gelangte. Der Roman hieß „Arion", und führte einen Titel, der mit dem Inhalt so gut wie gar nichts gemein hatte, ganz in der Anlehnung an die Romane von Jean Paul. Denn wie dieser der Lieblingsschriftsteller meines Vaters war, so brachte der „Arion" die ganze äußere Fassung eines Jean Paul'schen Werkes, mit seiner Buntheit, seinem Humor, seinen Abschweifungen und Extrablättern, bei einer merkwürdigen Fähigkeit, sich nicht nur in der Form, sondern auch mit seiner Empfindung ganz in die Manier seines Vorbildes zu versetzen. — Aus späteren Erzählungen meiner Mutter erfuhr ich, daß er das Werk an eine Autorität

in der Familie, den Professor Spieker in Frankfurt a. d. O. gesendet, von diesem aber den Rat erhalten habe, es nicht zu veröffentlichen, da die Nachahmung Jean Pauls zu stark sei.

Dieser Onkel Spieker war nicht nur für die Eltern ein Mann von Bedeutung, er war auch schon den Kindern der Spender vieles Schönen und Beglückenden. Eigentlich war er nicht mit uns verwandt. Sein Bruder hatte eine Schwester meines Vaters geheirathet. Freundschaftliche Beziehungen machten aus der Verschwägerung ein durchaus verwandtschaftliches Verhältniß. Christian Wilhelm Spieker (aus Brandenburg an der Havel) war Professor der protestantischen Theologie an der Universität zu Frankfurt gewesen, und wurde, als diese 1811 nach Breslau verlegt ward, Superintendent und Oberpfarrer an der Frankfurter Marien(Ober-)Kirche. Seine zahlreichen historischen Schriften, meist zur Reformationsgeschichte, seine gelehrten Monographien, seine Geschichte der Stadt Frankfurt a. d. O. waren in weiteren Kreisen bekannt, seine Reisebeschreibungen wurden viel gelesen (da es noch keine Reisehandbücher gab), während seine theologischen Werke, die Andachtsbücher und Postillen, sich in Aller Händen befanden, und noch heut in Gebrauch sind. Uns Kindern war oder vielmehr wurde er einige Jahre später eine Art von Zaubermann, dem wir die köstlichsten Genüsse verdankten durch seine Jugendschriften: „Vater Hellwig, Die glücklichen Kinder, Louise Thalheim“. Es waren immer starke, tüchtige Bände, aus welchen der Genuß reichlich ausgekostet werden konnte. Vervollständigt durch die Erzählungen der Mutter über sein Haus, seine Kinder, seinen Garten mit Pfirsichen, Weintrauben und Aprikosen, wurde seine Person uns, obwohl noch unbekannt und in der Ferne, der Inbegriff alles Wundervollen. Vielleicht noch mehr schätzten ihn die Eltern, die ihn überdies als väterlichen Freund und zugleich als einen der gebildetsten, feinsten und hochherzigsten Männer

kannten. Da ich später in seine Umgebung gelangte, werde ich noch über ihn zu erzählen haben.

Es mochte meinem Vater nicht leicht zu überwinden sein, den Rat zu befolgen, und sein Werk von der Öffentlichkeit zurück zu halten. Aber die Autorität Spiekers war doch groß genug, sich ihr zu unterwerfen. Seine litterarischen Bestrebungen waren damit für's Erste, wenn überhaupt von ernsten Bestrebungen dabei die Rede sein konnte, abgeschlossen. Es war vielleicht nur die Gestaltenwelt Jean Pauls, in der er sich ganz zu Hause fühlte, und die ihn trieb, die bekannten Figuren einmal in einer andern und eignen Gruppierung zusammen zu stellen. Er lebte auch ferner ganz in dieser Welt, und führte mich sehr früh in dieselbe ein, wobei wir Beide viel zu überwinden hatten; mein Vater die Enttäuschung und den Verdruß, daß es ihm nicht gelang, mich schnell mit den Schoppe, Siebenkäs, Katzenberger, Albano, Walt und Wult zu befreunden; und ich — daß mir eigentlich alles Andere besser gefiel als Jean Paul. Viel zu spät für seine Wünsche, aber doch noch zu seiner Genugthuung, kam ich zu einer richtigen Würdigung seines bevorzugten Schriftstellers. Ich habe im Verfolge meines Lebens nie einen solchen Kenner Jean Pauls kennen gelernt, wie mein Vater war. Noch heute besitze ich aus seinem Nachlaß die Gesammtausgabe der Werke Jean Pauls (in 60 Bänden 1826 ff.) mit zahlreichen Korrekturen von Fehlern, Erklärungen, Bemerkungen von der Hand meines Vaters. Diese mir seit frühster Kindheit bekannten Bände, blau mit braunem Lederrücken, deren einen ich überall in seiner Nähe sah, oder irgendwo fand, auf dem Schreibtisch, dem Sofa, auf den Gartenbänken, haben eine traditionelle Bedeutung für mich gewonnen. Wie mein Vater Schmetterlinge sammelte, und in seinem Garten mit Vorliebe und Glück Aurikeln zog, die ja auch in den poetischen Kunstgärten Jean Pauls überall

blühen, so bringt mir die Erinnerung gleichsam Aurikelduft und gaukelnde Schmetterlinge entgegen, so oft ich einen von diesen blauen Bänden aufschlage. Und, ohne zu den unbedingten Anhängern eines der vertiefteſten und psychologisch merkwürdigsten Sonderlinge der deutschen Litteratur zu gehören, lasse ich kein Jahr vergehen, ohne eins oder einige seiner Bücher wieder zu lesen, weniger des rein dichterischen Genusses wegen, als um der frühesten Lebenserinnerungen willen, die mir überall daraus hervortreten.

In späteren Jahren, als mein Vater mir die Dichtungen von Oehlenschläger in die Hand gab, den er ebenfalls sehr schätzte, schrieb er zu meinem Privatgebrauch noch einen Abriß der nordischen Mythologie. Ein umfassendes Heft, welches mir sehr nützlich war, und das sich auch wohl gedruckt hätte sehen lassen dürfen. Bei seinen Lebzeiten war daran nicht zu denken, da er auf seine Produktionen keinen Wert mehr legte. Von den genannten Manuskripten ist nichts mehr vorhanden. Ebensowenig von den zahlreichen Gelegenheitsgedichten, durch die er Feste und gute Tage humoristisch auszustatten verstand. Diese Thätigkeit gab er mehr und mehr in die Hände meiner Mutter, um sie ihr endlich ganz und gar zu überlassen.

Denn zu den Talenten meiner Mutter gehörte auch das des Versemachens und Reimens, welches ihr mit einer erstaunlichen Leichtigkeit zu Gebote stand. Auch sie verwertete dieses Geschick nur für Gelegenheiten, aber die Anzahl ihrer derartigen Gedichte läßt sich, da sie früh damit begann und bis in ihr Alter die Fähigkeit dazu behielt, auf tausende berechnen. Das Formgefühl war ihr angeboren, und ein drolliger Humor belebte ihre Verse. Zu rein subjektiven lyrischen Ergüssen benutzte sie, nach ihrer eigenen Versicherung, ihr Talent niemals, und wäre erschrocken vor dem Gedanken, eine Dichterin sein zu wollen. Aber so leicht flossen ihr

Verse und Reime, daß, wenn sie sich hinsetzte um einen Brief zu schreiben, ihr wohl plötzlich die Lust kam, ihn in Versen zu verfassen, und dann wurde der ganze Inhalt durchgereimt, sechs Seiten und länger. Doch blieb dergleichen nur auf die Familie und nächste Verwandtschaft beschränkt. Besonders liebte sie Hexameter, die sie nach dem Gehör, ohne viel Kopfzerbrechen machte. Dann kam es auch wohl, daß sie eine Reihe von Hexametern mit Reimen schmückte, und gereimte Pentameter einmischte. Wenn mein Vater dergleichen fand und sie aufmerksam machte, dann lachte sie selbst, ließ es aber mit Grazie dahinlaufen. Charakteristisch ist, daß sie alle ihre Gedichte in ihr haushälterisches Wirtschaftsbuch schrieb. Sie drehte dasselbe nur um, und machte aus der letzten Seite desselben die erste für die Verse. Mehr als einmal kam es vor, daß dabei schließlich Hausrechnung und Dichtung in der Mitte verkehrt zusammen stießen, und daß sie beim Umwenden des Blattes überrascht durch das Eine oder das Andre gehemmt wurde. Ich habe mich später vergeblich bemüht, ein solches Wirtschaftsbuch zu erhalten und zu bewahren. Sie hat selbst alle vernichtet. — Lehnte sie aber für sich den Namen einer Dichterin mit Ernst und Humor ab, so ließ sie ihre Begabung doch zu allerlei Gelegenheiten mißbrauchen. Zu Vorfeiern von Hochzeiten, Polterabende genannt, wurde sie gedrängt, für einzelne Masken und ganze Züge Reden und Scenen zu verfassen, deren einige zu ausgearbeiteten kleinen Dramen wurden. Ich erinnere mich, freilich aus einer viel späteren Zeit, daß eine derartige Scene von ihr großen Beifall erhielt, in welcher sie drei alte Jungfern bei einem Kaffeebesuch auftreten ließ, welche den Brautleuten den übelsten Leumund machten, voll von Anspielungen auf ihre Vergangenheit; und einer andern, mehr in's Große vereinigten Gruppe, in welcher Gestalten aus allen Mozartschen Opern zur Verwendung und Ansprache kamen. Und

wenn in der Zeit, da ich selbst schon mit Versen öffentlich aufgetreten war, man mir mit allerlei Zumutungen oft recht zudringlich wurde, und ich, weniger duldsam, solchen Mißbrauch ungehalten abwies, hieß sie mich nur ruhig sein, und verfaßte das Begehrte an meiner statt, und zweckmäßiger, als ich es hätte zu stande bringen können.

Von der Litteratur jener Zeit, aus dem Anfang der zwanziger bis in die dreißiger Jahre, umklangen viele Namen schon meine frühste Kindheit. Und ich spitzte früh die Ohren, wenn auf Bücher die Rede kam. War Jean Paul der bevorzugte Liebling meines Vaters, so kam in unsrem Kreise auch Ernst Wagner zu Ehren, der einiges Verwandte mit ihm haben sollte. Seine Romane „Die reisenden Maler, Heliodora, Wilibalds Ansichten des Lebens“ wurden sehr hoch gehalten. Ich erinnere mich, daß, als ich eines Tages ein Buch von Wagner „Das A B C eines vierzigjährigen Fibelschützen“, welches circulierte, zu einem Bekannten zu tragen hatte, ich mich unterwegs, von dem Titel angezogen, auf einen Stein setzte, und darin zu lesen begann. Ob ich auch den Inhalt anziehend gefunden, weiß ich nicht mehr. Ich war damals höchstens sieben Jahre alt. — In hoher Gunst stand bei meinem Vater auch E. Th. B. Hoffmann, aus dessen phantastischen Novellen er gerne vorlas. Kater Murr, dessen Geschichte er den Kindern erzählte, war bei uns früh populär. Von den Romantikern bevorzugte man Fouqué, und meine Mutter liebte die Dramen von Houwald, die sie in Berlin im Theater gesehen hatte. Oehlenschläger gehörte mit unter die Gepriesensten. Seinen Aladdin oder die Wunderlampe gab man mir früher in die Hand, als ich etwas von Schiller zu lesen bekam. Daß aber Schiller der erste und höchste Dichter Deutschlands sei, daran gab es keinen Zweifel. Von ihm hörte ich oft, und nur als von etwas Unvergleichlichem reden, von Goethe

selten, und nur mit ziemlich wegwerfenden Urteilen. Man hielt sich an Zufälliges, und es mochte an einer Anleitung fehlen, ihn im Ganzen zu fassen. Goethe lebte noch, und grade in den letzten zehn Jahren seiner Zurückgezogenheit, da eine neue Litteratur Kopf und Schultern sehr zuversichtlich vordrängte, schien man seine Größe vergessen zu wollen. Unglaublich erscheinen uns heut die Urtheile der Geringschätzung, mit welchen man sich überhaupt damals an ihn wagte. Er hatte in seinem Alter einen kleineren Kreis, als in seiner Jugend. Erst nach seinem Tode, und in stetiger Zunahme, machte sich die Erkenntniß seiner Größe und Bedeutung in weiteren Kreisen geltend. In meinen Jünglingsjahren aber, da ich, trotz der Opposition gegen ihn, darin ich aufgewachsen, von der Macht seiner Dichtung hingerissen wurde, fühlte ich eine stille Genugthuung, noch acht Jahre Goethes Zeitgenosse gewesen zu sein. —

Nun aber habe ich einer Beschäftigung meines Vaters zu gedenken, die mit meiner frühsten Kindheit zusammenhängt, wie sie durch sein ganzes Leben ging, und mir noch nach seinem Tode zu thun gab. Es war seine Schmetterlingssammlung und ihre Vervollkommnung. Schon als Knabe hatte er damit begonnen, und dergleichen fortgesetzt, auch während seiner litterarischen Thätigkeit, seiner Gartenarbeit, seinen geselligen Zerstreuungen, dazu bei seinen später wachsenden Berufsgeschäften. Während jene Versuche mit der Zeit zurücktraten, gelangten die Schmetterlinge endlich zur alleinigen Herrschaft über seine Mußestunden, und was er nur dilettantisch begonnen, gestaltete sich zu einem ernsten wissenschaftlichen Studium. So konnte er mit der Zeit unter die ersten Schmetterlingskenner zählen, selbst neue Species entdecken, und mit der gesammten Entomologie und deren Vertretern sich in Beziehung setzen. Entomologische Zeitschriften, zu welchen er selbst manches beigetragen, lagen

immer auf seinem Tische, und mit der Zeit barg sein Bücherschrank umfassende naturhistorische Werke dieser Gattung, während seine Sammlungen sich ausdehnten. Die fremdländische Fauna trat erst später hinzu, je nachdem er auf Reisen Gelegenheit zu Ankäufen fand, ihn beschäftigte vorwiegend die einheimische, die ihm bis zur kleinsten Motte reichlich zu thun gab. Er betrieb die Jagd selbst, verschmähte dabei jedoch das Netz, indem er die mit zwei großen Klappen versehene, glatt besponnene Scheere bevorzugte, darin er jede Beute so geschickt zu fangen wußte, daß sie mit ausgebreiteten Flügeln sichtbar vor den Augen lag, auch wohl, wenn unnütz, wieder entlassen werden konnte. Niemals vergaß er bei einem Spaziergang, und auf Reisen erst gar nicht, dieses Fangmittel, welches er in der Rocktasche trug, so daß die Netzklappen nicht selten hervorragten. Immer hatte er Schachteln für Raupen in der Tasche, und brachte Büschel von Raupenfutter in der Hand, und das Innere seines Hutes von Schmetterlingen vollgespießt, nach Hause. So lernte ich in früher Kindheit durch ihn, wenn auch vorerst im Spiel, allerlei von diesen Dingen, sowie von der damit verbundenen Pflanzenwelt. Entzückt war ich, wenn er mich die kleinsten Geschöpfe, etwa die Motte irgend einer Apfelmade, unter dem Vergrößerungsglase betrachten ließ, wo ich dann allen Goldglanz und die Farbenpracht einer tropischen Fauna entdeckte, die dann, wenn er die Lupe weggenommen, wieder zum unscheinbaren grauen Fleckchen zusammenschwand. Wie mein Vater, wenn er mich nicht zum Sammler bilden konnte, mich doch zu seinem Gehülfen auf eine Reihe von Jahren zu erziehen verstand, wird noch zu erzählen sein.

Es kam nun die Zeit heran, da an eine erste Schule für mich gedacht werden mußte. Lesen und Schreiben hatte ich zu Hause von den Eltern ohne viel Schwierigkeiten gelernt. Das Französische war durch häusliche Gesprächs=

übung angebahnt worden, im Lateinischen hatte mein Vater mich auch bereits die Anfänge durchlaufen lassen. Schlimmer war es mit dem Rechnen, welches die ersten düsteren Schatten über meine Knabenjahre warf, um dauernd eine beängstigende Macht für mich zu bleiben. In die öffentliche Schule glaubten die Eltern mich nicht schicken zu können, und in derselben Verlegenheit waren andere Beamte wegen ihrer kleineren Knaben, während manche ältere Söhne in der Volksschule bereits verwilderten. So thaten sich denn mehrere Väter zusammen, von welchen zwei nach Breslau reisten, um einen Lehrer zu gewinnen zur Gründung einer kleinen Privatschule, deren Ausbreitung man überwachen wollte, um rohere Elemente fern zu halten. In einem Kandidaten wurde der Mann gefunden, der sich der Aufgabe des Lehrers unterziehen wollte. Eine Wohnung wurde für ihn eingerichtet, die Schulstube mit inbegriffen, die Frauen suchten durch Mittagstisch und andere Hülfe ihm seine Stellung erträglich zu machen. Der Unterricht begann. Alles war zufrieden mit dem Lehrer, so mit der Einrichtung. Diese Zufriedenheit eines kleinen Kreises hatte aber die Folge, daß Andre ihre Söhne nun auch dieser Schule anvertrauen wollten. Das Begehren war den Collegen nicht wohl abzuschlagen, und nach einem Vierteljahre hatte die Schule einen veränderten Charakter. Erst waren wir unser zehn kleine siebenjährige Buben friedlich beisammen gewesen, nun tobten die verwilderten vierzehnjährigen herein, und in solcher Masse, daß die Schülerzahl auf dreißig wuchs. Die Arbeit war von einem Lehrer nicht mehr zu bewältigen, es mußte ein zweiter Kandidat verschrieben und den Schulräumen eine größere Ausdehnung gegeben werden. Dennoch saßen wir, wenn auch in zwei Stuben, immer noch ziemlich eng um je einen Tisch herum.

Aus dieser ersten Schulzeit erinnere ich mich eines Er-

lebnisses, welches mir viel zu grübeln gab, zugleich aber auch als ein Charakterzug gelten kann für die bei unsern neuen Kandidaten befolgte Lehrmethode. In unsrem Lesebuche, betitelt der „Kinderfreund“, stand eine kleine Geschichte, welche ich einst in der Lehrstunde vorlesen mußte, etwa folgenden Inhalts: Ein Mann hatte zwei Töchter. Die eine war hübsch, aber unfleißig, sie schmückte sich gern und lachte den ganzen Tag, liebte Gesellschaften, aß gern Kuchen, und wollte bewundert sein. Die andre Tochter aber war häßlich, dafür tugendhaft und gottesfürchtig, hielt sparsam und fleißig das Haus in Ordnung — und so weiter. Da kam einst ein junger Mann in das Haus, der sich eine gute Frau suchte, und da er dem Vater empfohlen war, wurde er von ihm zu den Töchtern geführt. Er lernte die häßliche wie die hübsche kennen, und prüfte, welche für ihn passen würde. Welche von beiden wird er wohl genommen haben? Mit dieser Frage endete die Geschichte. „Nun? begann der Lehrer, zu mir gewendet: Welche von beiden wird er wohl genommen haben?“ Ich aber in meiner Unschuld entgegnete mit ganzer Ueberzeugung: Die hübsche! — Der Kandidat jedoch holte mit der Hand aus und versetzte mir eine Ohrfeige, die mich fast vom Stuhle warf, und mir die Thränen über das Gesicht strömen machte. Und das ohne jede Erklärung meines Verbrechens! Der Unterricht ging zu Ende, ich kam mit verweinten Augen nach Hause, erzählte den Eltern mein Unglück, wies auf die verhängnißvolle Stelle im Buche, und berichtete über meine Antwort. Aber nun geschah das für mich Unbegreiflichste. Der Vater lachte laut auf, zog mich lachend an sich, und ging lachend aus dem Zimmer, die Mutter aber, von seinem Lachen angesteckt, suchte mich auf andre Gedanken zu bringen und schickte mich in den Garten. Mir aber gab es zu denken, wie eine Antwort in der Schule so strafbar sein, und zu Hause ein solches Ver-

gnügen hervorrufen konnte. Meinen Fragen wurde ausgewichen, aber sie drängten sich von neuem hervor. Man mochte meine Geschichte weiter erzählt haben, denn eines Tages kam ein lustiger Rittmeister, der bei uns gern gesehen wurde, zum Besuch, und als er meiner ansichtig wurde, rief er: „Nun, du kleiner Roué, was macht deine Hübsche?“ Der Mutter schien das unangenehm, sie schickte mich wieder hinaus. Ich aber blieb im Unklaren, und es dämmerte mir nur beschämend, daß ich etwas Lächerliches begangen haben müsse. Es ist dies die erste Erinnerung eines Zwiespaltes in meinem Gemüt, der mir lange zu schaffen machte und nicht vergessen wurde. Daß die Geschichte für den streitbaren Pädagogen eine Folge gehabt habe, glaube ich nicht, denn er teilte nach wie vor die unvermutetsten Ohrfeigen nach allen Seiten hin aus, für die er den Namen „Backpfeifen“ eingeführt hatte.

Von den wilderen Spielen der Knabenzeit war ich, zum Leidwesen meines Vaters, meist ausgeschlossen. Von niemals fester Gesundheit, immer der Kleinste und Dürftigste, hatte ich jeden Versuch, es den Andern gleich zu thun, bald durch ihre Roheit, bald durch meine Unzulänglichkeit zu büßen. Trieb ich mich auch viel im Freien, besonders im Garten, umher, so führte ich doch eigentlich ein Leben für mich allein. Am liebsten beschäftigte ich mich mit meinem Tuschkasten und meinen Büchern. Campes Robinson war eines der ersten, die mich fesselten. Dann kamen die Jugendschriften, novellistischen Märchen und Komödien von Houwald, das Beste was er geschrieben hat, und noch heut zu empfehlen. Dann trat Onkel Spieker ein mit seinen herrlichen Büchergeschenken. Gumal und Lina von Lossius führte in eine entferntere Welt, deren Boden mir aus Robinson schon bekannt war, bis dann Hauff's Märchen eine Fülle von poetischer Anregung über mich ausgossen. Trotz dieser mehr

einsamen Genüsse war ich doch viel unter Knaben, besonders einem, Namens Ernst Boretius, dem Sohne eines Kollegen meines Vaters, in ähnlicher Lage wie ich, und den gleichen Neigungen hingegeben. Auch er hatte jüngere Schwestern, und unsere harmlosen Spiele waren oft gemeinsam. Dreißig Jahre später traf ich ihn zum erstenmal wieder, und zwar in Berlin, als einen der Redakteure der National-Zeitung.

Inzwischen hatte mein Vater, obgleich schon seit einigen Jahren zum Landgerichtsrath ernannt, den Entschluß zu einem neuen Lebensplan für sich gefaßt. Er wollte Rechtsanwalt, oder wie man damals sagte, Justiz-Commissarius werden, und hoffte damit einen Ortswechsel zu verbinden. Die mangelhafte Schule mochte zu denken geben, zumal für die heranwachsenden jüngeren Kinder. Ueberdies mußte ein baldiges Ueberstehen der Probezeit in Krotoschin dem jungen Beamten wünschenswert sein, da durch Versetzungen von Kollegen, ein stetes Kommen und Gehen, die Reihen der Bekannten bereits gelichtet, und eine Unruhe, eine Sehnsucht nach größeren Verhältnissen in die Gemüter gedrungen war. Man fühlte sich hier, Alles in Allem, doch fremd, in einer Uebergangsperiode. Meine Mutter jubelte bei dem Gedanken, vielleicht Berlin wieder näher zu kommen. (Es ist hier einzuschalten, daß die Eltern die Reise nach Frankfurt und Berlin, von Krotoschin aus, wirklich schon einmal gemacht hatten, eine Reise, die ihnen durch mich nur zu sehr verkümmert wurde, da ich, drei- bis vierjährig, in Frankfurt an der rothen Ruhr erkrankte, und im großelterlichen Hause lange in der äußersten Gefahr schwebte.) Vor Allem glaubte mein Vater Beruf zu den Geschäften eines Rechtsanwalts zu haben, wie sich das in der Folge bestätigt hat; hoffte, seiner juristischen Thätigkeit ein größeres Interesse abzugewinnen, und umfassendere Mittel für seine Familie zu erwerben. Sein Entschluß wurde genehmigt, und zugleich

erhielt er den Bescheid seiner Versetzung als Justizkommissarius nach — Gnesen.

Das war nun vorerst, besonders für die Mutter, ein Schreck. Der Heimat war man damit nicht näher gerückt, sondern nur eine Strecke mehr nach Norden hin und in polnisches Gebiet, während die Entfernung von Frankfurt die gleiche blieb. Ueberdies wurde Gnesen als ein noch kleinerer Ort als Krotoschin, die Gegend noch unerfreulicher, das Leben aber als theurer geschildert, letzteres wegen der erzbischöflichen Residenz, der starken militärischen Garnison, und des lebenslustigen polnischen Adels, welcher bei luxuriösen materiellen Bedürfnissen, sich die räumliche Enge des kleinen Ortes gefallen ließe. Der Vater war trotzdem gutes Muts, die Mutter ging getrost überall hin, wo sie ihn und die Kinder hatte, und endlich war man überzeugt, daß der Aufenthalt nicht von langer Dauer sein werde.

Und so kam dann ein Abend, wo der Platz vor unsrer Wohnung (sie war eine am Markte, oder „Ring" gelegene, die wir erst kürzlich bezogen hatten) voll Qualm und wankender Lichter, voll Musik und Menschengedränge war, wo Reden vor der Thür und Reden aus dem Fenster gehalten wurden, so daß wir Kinder noch vor dem Schlafengehen zu träumen glaubten. Es wurde meinem Vater zum Abschied ein Fackelzug gebracht. Am andern Morgen reiste er ab, und zwar mit einem Comitat zu Roß und zu Wagen. In einem benachbarten Orte feierte das gesammte Comitat ein Frühstück, von welchem Abends ein paar Abgesandte an meine Mutter zurückkehrten, über deren mehr als erheiterten Zustand sie leider nicht lachen konnte.

War der Vater voraus gereist, um uns Wohnung zu machen und seine Geschäfte in Gang zu bringen, so hatte meine Mutter die Aufgabe, den Haushalt in Krotoschin aufzulösen und das Besitzthum aufzupacken. Glücklicherweise

fand sie dabei hülfreiche Hände, welche ihr Vieles erleichterten. Und so muß ich einer Person gedenken, welche von meiner frühsten Kindheit an, bis in meine Jünglingsjahre, in unsrem Hause eine hervorragende Rolle spielte. Es war dies unsre Hanne. Zuerst als Wärterin eines der jüngeren Kinder, dann als perfekte Köchin, befand sie sich um diese Zeit schon einige Jahre in unsrem Hause. Sie war Wittwe und hatte zwei heranwachsende Töchter, welche nach einander ebenfalls bei uns in Dienst traten. Die älteste, „Karline", war mit ihrer Mutter zugleich, bereits Kindermädchen bei uns. Hanne war eine echte Schlesierin, in Sprache und Gewohnheiten, auch in der Volkstracht, an welcher sie noch auf viele Jahre hinaus unweigerlich festhielt. Sie wurde unbedingte Vertrauensperson in häuslichen Dingen, ihr konnten die Kinder, welche sie abgöttisch liebte, ohne Sorgen auch für längere Zeit überlassen bleiben; eine ehrliche, brave Seele, wachsam über das Geringste, überzeugt, daß es auf der ganzen Welt nichts Vortrefflicheres gebe, als ihre „Herrschaft", von der sich zu trennen, ihr wie eine Unmöglichkeit erschien. So wurde sie Beschließerin, Schaffnerin, eine Art Vertreterin des Hausstandes, und blieb in dieser Stellung fast fünfundzwanzig Jahre. Sie konnte die schönsten Volksgeschichten erzählen und die lächerlichsten Lieder singen, gegen deren Derbheit meine Mutter auch wohl zu steuern suchte; sie verwöhnte die jüngeren Kinder auch, so daß zu ihrem Leidwesen öfter Einspruch erhoben werden mußte. Bei solcher Vertrauensstellung gestaltete sich das Verhältniß ihrer Tochter im Hause auch etwas anders, als einer gewöhnlichen Dienstmagd. Karline lebte mit den Kindern, nahm an ihren Spielen und Freuden theil, und blieb ebenfalls eine Reihe von Jahren bei uns, bis sie sich verheiratete, und durch ihre Schwester Dore bei uns ersetzt wurde.

Aber damit war der wandernde Hausstand noch nicht

erschöpft. Zwei junge Leute, welche meinem Vater zuweilen Abschreiberdienste geleistet hatten, waren, da er sie brauchbar gefunden, von ihm gewonnen worden, mit ihm nach Gnesen zu gehen, und dort als seine Kanzleischreiber bei ihm zu bleiben. Auch sie hielten es viele Jahre bei uns aus, und machten mehr als diesen ersten Umzug mit. So hatten wir als Dienstpersonal eine ganze Familie in der Familie, welche durch herzliche Ergebenheit eine Art von patriarchalischem Verhältniß zu uns inne hielt.

Noch erinnere ich mich des Auszugs unsrer Karawane. Ein Wagen mit fahrender Habe war bereits vorausgeschickt worden. Nun wurde ein zweiter aufgepackt, der die Schaffnerin mit den Schreibern, über welche sie das Scepter schwang, nach Gnesen zu bringen hatte. Hoch über Kisten und Kasten thronte Hanne, neben ihr einer der Schreiber, während der andre zu ihren Füßen neben dem Fuhrmann Platz genommen hatte. Man schwenkte Mützen und Tücher, man warf Kußhände, und majestätisch langsam bewegte sich das Gefährt davon. Die Mutter mit den Kindern und Karline folgte in einigen Tagen nach. Wie wir uns inzwischen unterbrachten, da die Wohnung leer stand, ob bei Bekannten, ob im Wirtshause, ist mir nicht erinnerlich. Ein großer Wagen stand zur Abreise endlich auch für uns bereit. Ein langes und breites Korbgestell, mit Faßreifen, über die eine Leinwand als Wetterdach gespannt war, rechts und links nur eine kleine Oeffnung für Licht und Luft freilassend. Man nannte ein solches Gefährt einen „Plauwagen". Es war umfassend genug, die Mutter und fünf Kinder, nebst Karline zu beherbergen, dazu einen Bettsack (denn es mußten Nachtstationen gemacht werden), Koffer und Mantelsäcke, auf welchen wir saßen, und Körbe mit Reisezehrung für einige Tage, denn an leidliche Kost in Wirtshäusern war in jenen Gegenden, wenigstens damals, nicht zu rechnen. So zogen

wir aus der Stadt und auf tiefen Sandwegen langsam in die unbekannte Welt hinaus.

Drittes Kapitel.

Den Kindern konnte der Abschied von Krotoschin nicht schwer werden, da sie noch zu klein waren. Hatte doch der Aufbruch, das Rumoren und Packen, die Abreise selbst eher etwas Anregendes, und war uns doch das Wiederfinden einer Familie, welche lange das Haus mit uns bewohnt hatte, für Gnesen in Aussicht gestellt worden. Es kam noch Eins dazu, meine Phantasie in Aufregung zu erhalten. Denn ich nahm das Wort Gnesen gleichbedeutend mit Chinesen, von welchem Volke ich Abbildungen in einem meiner Bücher gefunden hatte, und war nun sehr gespannt auf den Anblick meiner künftigen Mitschüler, die ich mir in langen bunten Schlafröcken und Zöpfen auf dem Scheitel dachte. Mochte die Mutter diesen Irrthum immerhin belachen, und mich eines Besseren belehren, ich konnte mich von diesem Bilde nur schwer und ungern trennen. Die Erinnerung an Krotoschin aber mit seinen Straßen und Umgebungen ist mir seit jenem Abschied keineswegs verblaßt, obgleich ich es heut schwerlich (so sagt man mir) als das alte wiederfinden würde. Vieles habe ich in jener Zeit auch wohl kaum in's Auge gefaßt. Ich hatte zu sehr in der Familie, in Haus und Garten gelebt, als daß äußere Eindrücke überall hätten haften können. Ueberdies zog ich aus Gesprächen der Erwachsenen die Empfindung, als wären wir mehr auf der Reise, als zu Hause, denn es war immer von Versetzungen, von künftigen Wohnorten die Rede, und das Heimatsgefühl der Eltern knüpfte stets an Frankfurt an. So kam mir nie in den Sinn, daß Krotoschin, wo ich zufällig geboren worden, mein

Heimatsort sein könne, und später um so weniger, als die Bilder frühster Kindheit durch neue Eindrücke verdrängt wurden. Immerhin habe ich einige Erinnerungen an das verlassene Nest bewahrt, angenehmere als an den Ort, wo wir zunächst unser Wanderzelt aufschlugen.

Um über Gnesen zu erzählen, muß ich das Geographiebuch wieder aufschlagen. Tetzners Lehr- und Handbuch der Geographie (1866) sagt von dieser Kreisstadt, daß sie Sitz des Erzbischofs von Posen und Gnesen, früher Krönungsstadt und, nach Warschau, die wichtigste Stadt Polens gewesen sei. Daß unter den neun katholischen Kirchen sich der Dom mit dem Grabmal des heiligen Adalbert und vielen Kostbarkeiten, auszeichne. Ferner wäre zu verzeichnen ein geistliches Seminar, ein Clarissenkloster und große Viehmärkte, endlich eine Zahl von 8500 Einwohnern. So viel der letzteren hat Gnesen im Jahre 1832 sicher noch nicht gehabt, und von Spuren einer Krönungsstadt war in den elenden Straßen mit Scheuern und ackerbürgerlichen Gehöften, nichts zu merken. Das erzbischöfliche Palais und die geistlichen Wohnungen lagen als eine abgesonderte Welt um den Dom herum. Dieses Domes erinnere ich mich als eines phantastisch großen Gebäudes. Die gewundenen und vergoldeten Säulen, welche den Baldachin über dem Grabmal des Heiligen tragen, fand meine Mutter abscheulich und mein Vater nannte sie gestopfte Därme. Die Verschwendung von rothem Sammet mit Goldstickerei wurde für sehr kunstvoll erklärt. Für sonstige Eigenheiten dieses Bauwerks hatte meine Kindheit noch kein Auge. Die Erinnerungen an Gnesen, wo wir nur ein Jahr zubrachten, und den ich seit meinem achten Lebensjahre nicht wiedergesehn, sind mir fast ganz entschwunden. Ich erzähle das Wenige, was übrig geblieben, vervollständigt durch die Erinnerungen der Eltern.

Ich wurde in eine öffentliche Schule gegeben, welche ganz deutsch war, und in welcher Knaben und Mädchen auf derselben Bank, nur durch eine kleine Scheidegrenze getrennt, sich vertrugen. Die Schule umfaßte Kinder aus sehr verschiedenen Ständen, und doch war die Haltung anständig, was vor Allem zum Vortheil des Lehrers sprach. Hier begannen, nachdem ich viel auf meine eigne Hand gekritzelt hatte, die ersten regelmäßigen Uebungen im Zeichnen, worin ich schnell Fortschritte machte und manches Lob erhielt. War nun die Schule deutsch, bestehend aus Kindern der Beamten, Militärs, der Bürger, so zeigt dies, daß das deutsche Element in Gnesen stark genug vertreten war.

Die polnischen Einwohner lebten auf ihre eigene Hand, abgesondert von den deutschen. Und da die Polen keinen Bürgerstand haben, sondern nur eine genießende Aristokratie und einen arbeitenden Bauernstand, so mußte die Klasse der Geschäftsleute bei ihnen durch die Juden ersetzt werden, welche denn auch in Gnesen sehr reichlich vertreten waren. Die polnische Gesellschaft, welche meist von ihren Gütern in die Stadt gezogen war, Gütern, die sie zum Theil nicht mehr besaßen, oder sie durch schlechte Wirtschaft in so elenden Zustand gebracht hatten, daß weder sie noch ein Andrer sie vorerst besitzen wollte, diese polnische Aristokratie hatte sich um den erzbischöflichen Hof gesammelt, und lebte von der Tradition und von ihren Schulden. Auf dem Lande saßen hie und da noch einige wohlhabende Gutsbesitzer, aber auch bei ihnen war die Bewirtschaftung schlecht. Dagegen hatten deutsche Kolonisten aus allen Gegenden manche von den herunter gekommenen Gütern der durch Genuß und Wüstheit aufgeriebenen Familien gekauft, und sie durch bessere Wirtschaft wieder in besseren Stand und Ertrag gebracht. Die früheren Besitzer waren mit der Verkaufsumme nach Paris gereist, wo sie nun ein lustiges Leben begannen. Vielleicht

blieb ihnen ein kleiner Rest für die Heimkehr, meist aber kehrten sie ohne denselben zurück, um sich nun in den kleineren Städten der Provinz niederzulassen und — man wußte nicht wovon zu leben. So in Gnesen. Trotz der zerrütteten Verhältnisse lebte man mit Frauen und Kindern, leichtfertig, gedankenlos, bei weniger gewählten Genüssen in den Tag hinein. Die Töchter galten oft für schön, und waren den deutschen Offizieren nicht abgeneigt. Die Söhne wuchsen roh und wild auf, um einst auf einer niedrigeren Stufe zu stehen, als die Väter. Trotz alles Mangels an Behagen im Hause, trotz offenkundigen Mangels an dem Nötigsten, fanden diese polnischen Familien doch immer noch Mittel, ein lustiges Leben zu führen und mit einer Art von Scheinglanz auf der Oberfläche hinzugaukeln.

Mit dieser Gesellschaft hatten die deutschen Beamtenfamilien selten, meine Eltern gar keinen Verkehr. Für sie war während der Zeit in Gnesen überdies die äußerste Einschränkung geboten, da die Mittel für den Hausstand kaum ausreichten. Ja, ich vermute, daß mein Vater nur durch Aufnahme von Kapitalien es möglich gemacht hat, die Uebergangsjahre seiner Berufsthätigkeit zu bewältigen. Auch andre Uebelstände machten sich geltend. Die Wohnung war schlecht und ungenügend, das Haus baufällig, es mußte durch eiserne Klammern gehalten werden. Zum erstenmal seit ihrer Verheiratung hatten die Eltern keinen Garten, den sie schmerzlich entbehrten. Es waren überhaupt nur wenige Gärten in der Stadt. Unsrer Wohnung gegenüber lag ein verkommenes Gehöft mit einem schlecht gehaltenen Grasplatz und einigen verkrüppelten Obstbäumen. Die Mutter wirkte sich die Erlaubniß aus, hierher zuweilen einen Stuhl tragen, und die jüngeren Kinder vor sich spielen zu lassen, während sie bei ihrer Handarbeit saß.

Allgemein war die Klage über die trostlose Oede der

Gegend, über das schlechte Spazierengehn im tiefen Sande, die Schattenlosigkeit, da kein Baum ringsum zu sehen war, der Mangel an jeglichem Reiz, auf dem das Auge hätte ausruhen können. Im Freien wollte man doch zuweilen sein, und so ging man nach einer benachbarten Ziegelei, in der Nähe eines kümmerlichen Stückchens Kiefernhaide, wo sich oft eine große Gesellschaft versammelte, um den mitgenommenen Kaffee zu kochen. Man war einig, daß dies eigentlich ein schrecklicher Aufenthalt sei, denn fast Alle hatten die Welt in größeren Kreisen gesehn, man belustigte sich über die sonderbaren Freuden, die man sich zu bereiten suchte. Und wenn ich so in meiner Kindheit niemals etwas von landschaftlicher Natur gesehn, was einen bleibenden Eindruck hätte machen können, so empfing ich durch Gespräche und Bemerkungen der Erwachsenen früh die Anschauung, daß dieser endlose Sand, diese dürftigen Kiefern, diese meist schlecht bebaute Sandfläche, etwas Unerquickliches und Häßliches sei. Dabei war meine Phantasie für Schöneres längst angeregt, und die Sehnsucht in eine glänzendere Ferne früh erwacht. Bereits die ersten Erzählungen und Geschichten der Mutter knüpften an Entlegenes. Hier war denn nun Berlin mit dem Landhause und Garten ihres Onkels, in der Hasenhaide, wo sie eine glückliche Jugend verlebt hatte, eine Gegend, die uns im Zauberlichte erschien. Der Name der Hasenhaide klang überdies schon so märchenhaft anheimelnd, daß manche ihrer Geschichten auf diesen paradiesischen Boden verlegt werden mußten. Wenn mein Vater, der in seiner Jugend weiter herumgekommen war, dergleichen hörte, dann lächelte er wohl, ließ es aber gelten. Und unsre alte Hanne wiederum wußte zu berichten, was für hohe Berge es in Schlesien gebe, worin der Geist Rübezahl hauste, welcher böse oder auch gut war, je nach dem Bedürfnis; und von dem Schlosse eines Grafen bei Militsch, wo sie einst in Dienst

gestanden, und wo im Garten Citronenbäume standen, und der Park voll von Hirschen, Rehen und Jägern war. Andrerseits aber hatte ich mich mit Begierde auf solche Bücher geworfen, in welchen von fernen Ländern und schönen Gegenden die Rede war.

Aehnlich verhielt es sich mit der Kunst. Meiner Jugend war es nicht vergönnt, von einem Kunstwerk, einem Gemälde, einer Statue, irgend einem künstlerischen Produkt, einen Eindruck zu empfangen. Der Dom zu Gnesen wurde wegen seines bunten, flitterhaften Aufputzes so viel bemängelt, daß er mir vielleicht schon darum nicht beachtenswert erschien. Mein Auge sah nur Triviales, was eben der Notdurft diente. Unter den wenigen Bildern, die an unsern Wänden hingen, schlechtem Pfuschwerk von Familienportraits, worüber die Eltern selbst lachten, war ein unbedeutender Kupferstich mit der Unterschrift L'ange Gabriel, welchen mein Vater uns als den „langen" Gabriel verdeutschte. Er führt diesen Namen noch heut bei der dritten Generation. Aber dieser lange Gabriel war aus einem Gemälde von Rafael, und ich hatte von dem großen Maler bereits gelesen, von seinem Leben und dem Glanz, den er über Rom ausbreitete. Auch sonst von Malern und Dichtern, so von dem unglücklichen Torquato Tasso, und ich brannte mit wahrem Heißhunger auf mehr und immer mehr. Die Eltern förderten das zuweilen, zuweilen mußte, bei der schwankenden Gesundheit des Knaben, und seiner leicht erregten Nervosität, der Leserei Einhalt gethan werden. Meine leiblichen Augen sahen nichts Künstlerisches oder landschaftlich Schönes in der Umgebung, meine Phantasie sah alle Wunder der Schönheit und alles Wünschenswerte in der Ferne, und wurde durch das Anhören von Gesprächen, begeisterten Schilderungen der Erwachsenen, und durch Bücher, mochten es denn auch nur Jugendschriften sein, darin bestärkt.

Wir waren nun grade ein Jahr in Gnesen, als meinem Vater seine Versetzung nach Bromberg angekündigt wurde. Ob irgend jemand in unsrem Hausstande darüber betrübt gewesen, ist mir nicht erinnerlich. Das Wanderzelt der Familie wurde also abgebrochen. Der Vater reiste wieder voraus, um uns Wohnung zu machen. Auf hochgepackten Kisten und Kasten thronte wieder Hanne mit den Schreibern, ihr folgte einige Tage darauf die Mutter mit den Kindern, Karline, Bettsack, Reisevorräthen in Körben, denn es mußten wieder Nachtquartiere in kleinen Orten und elenden Judenherbergen genommen werden. Während der Plauwagen langsam in tiefen, sandigen Gleisen dahinschleicht, mögen einige Betrachtungen und Hinweise auf Familienzüge als Uebergang zur neuen Wohnstätte ihre Stelle finden.

Schon in frühen Jahren war mir der Gegensatz auffällig, in welchem unser Jugendleben zu dem der meisten andern Kinder verfloß. Wenn diese ihre Entwicklung in äußerlich dauernden Verhältnissen durchmachten, ihr Dasein sich in langer Erinnerung an eine bestimmte Stadt, ein gesichertes Haus, eine geregelte Schulzeit, unveränderte Spielplätze, sogar Gegenstände des Gebrauchs, knüpfte, die ihnen lieb geworden, und zu welchen sie persönlich oder in ihrem Denken gern zurückkehren, so lebten wir eigentlich immer in der Fremde, und gleichsam auf hohen Wogen schwimmend, an den Gegenden und Verhältnissen immer neuer Menschen nur vorüber schwimmend. Suchte man sich gleich den wechselnden Verhältnissen anzubequemen, so blieb man zu ihnen doch immer in einer Ausnahmestellung, für die es zuweilen keine Vermittelung gab. Der Vater zwar in seiner Rüstigkeit, seinem Kraftgefühl, seinem tüchtigen Selbstvertrauen, wußte überall schnell Boden zu gewinnen, das Widerstrebende zu überwinden, ja sich zu einem Mittelpunkte zu machen; die Mutter aber, so lange sie in diesen östlichen Gegenden lebte,

wurde das Heimweh eigentlich niemals los. Sie mußte ab und zu nach Frankfurt und Berlin geschickt werden, um unter den dort dauernd gebliebenen Verhältnissen, bei Eltern, Geschwistern und Freunden sich neue Anregung zu holen. Und da die Kinder, bei den immer umfangreicheren Geschäften des Vaters, mehr der Mutter überlassen blieben, so gewannen ihre Anschauungen, ihr persönliches Verhältniß zu den wechselnden Umgebungen, durchgreifenden Einfluß auf die Heranwachsenden. Auch die nächste Macht im Hause, die getreue Hanne, war überall fremd, und da sie für unser Haus und seine Gewohnheiten mit Leib und Seele einstand, so brachte sie den wechselnden Umgebungen oft hadernde Mißbilligung, zuweilen hassenden Trotz entgegen. Aehnlich war es mit ihren Töchtern, ähnlich mit den Schreibern. Meine Mutter aber war eine sanguinische Natur, ihre gute Stimmung durch eine kleine Freude oder Genugthuung leicht gewonnen, ihr geistreicher Humor schnell erweckt. Die komische Seite der Zustände, in welchen wir uns oft bewegten, fand sie heraus, und regte durch die glänzenden Schlaglichter, welche sie darüber warf, auch die lachende Beobachtung der Kinder an. Diese erstreckte sich auch auf die Eigenthümlichkeiten unserer Hanne, deren grollender Hader mit den außerhäuslichen Dingen oft etwas Hochdramatisches annahm. Wußten wir auch ihren Groll nicht immer zu teilen, so hatten wir Sinn für das Barocke seiner Ausdrucksform, und dieser Gegensatz brachte uns nicht selten in die Stimmung jubelnder Belustigung, in welche Hanne, gutherzig wie sie war, selbst einstimmte.

Ich habe oft den Ausspruch gehört: Preußische Soldaten- und Beamtenkinder haben keine Heimat, sie haben dafür das Vaterland. Daß wir ein Vaterland hatten, und daß dieses Deutschland und insbesondere Preußen sei, war uns von Kindheit auf gesagt worden. Denn jene fran-

zösischen Traditionen ließ mein Vater, der einst unter den Siegern in Paris eingezogen war, auf sich beruhen. Etwas mehr neigte die Mutter zum Kolonie-Herkommen, doch nur aus Zuneigung zu den Frankfurter Beziehungen. Sie war doch eine gute Preußin, und erzählte gerne von den großen Eindrücken der Befreiungskriege, so weit sie ihr aus der Kindheit erinnerlich geblieben. Die Kinder aber fühlten sich um so mehr im Gegensatz zum Französischen, als sie jene Vertreibung der Voreltern durch Feuer und Schwert als kürzlich geschehen betrachteten und gleichsam als persönliche Beleidigung empfanden. Und in unserem Deutschthum befestigte uns erst recht der Gegensatz zum polnischen Wesen, dessen Roheit, Schmutz und Widerwärtigkeit oft genug unsren Weg kreuzte.

Wenn aber für den Mangel einer Heimat das Vaterland einen Ersatz bieten soll, so ist dies nur für einen ausgebildeten menschlichen Zustand denkbar, wo der Einzelne handelnd, strebend, kämpfend auftritt. Ueberdies ist das Vaterland vorerst ein Begriff, für den sich niemand erwärmen kann, wenn er ihm nicht eine reale Grundlage giebt, in welcher er selbst wurzelt. Und dieser Kreis, wo er der Grundlage entsprossen, ist die Familie. Es braucht für sie keines bestimmten Ortes. Zu einer Heimat gehören ein Ort und eine Familie, aber die Familie kann auch fehlen, ohne von dem Orte zugleich die heimatlichen Erinnerungen wegzunehmen. Ein Vaterland aber ist ein weiterer Begriff und zieht für die Anschauung umfassendere Grenzen. Ist ein bestimmter Ort für die Neigung dafür entbehrlich, so tritt als erste Bedingung die Familie dafür ein. Sie ist an keine Scholle gebunden, sie läßt sich versetzen, fortführen, mitnehmen. Vielleicht muß sie damit viel aufgeben, aber das Gefühl, nicht einem Punkte, sondern einem großen Ganzen anzugehören, kann darin einen um so

regeren, tieferen, idealeren Ausdruck gewinnen. Freilich wer keinen, seinem Gemüt angehörigen Heimatsort und keine Familie hätte, dem müßte es, für das Bewußtsein einem Vaterlande anzugehören, an der schönsten Vermittelung mangeln. Denn was die Familie entwickelt und erzieht, die Innigkeit und das Gemüt, das beansprucht auch das Vaterland für sich.

Hatten wir Kinder zu den verschiedenen Orten, die wir durchzogen, innerlich nur geringe Fühlung, so bildete sich innerhalb des Wanderzeltes, wo immer man es für uns aufschlug, in der Familie, die eigentliche Heimat aus. Und wenn wir, losgelöst von dem großen Verwandtenkreise in den preußischen Marken, in der Fremde lebten, so schloß sich die Familie um so enger zusammen, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit prägte den Familiensinn in der tiefsten und dauerndsten Weise aus. Die Ausdehnung, welche dem wandernden Hausstande gegeben worden war, machte denselben gleichsam zu einer Karawane, die ihre eigne Lebensform, ihre Gewohnheiten und Gebräuche, überallhin mitbrachte und dauernd festhielt. Sie blieb aber auch im pietätvollsten Zusammenhange mit dem Hauptsitz ihres Stammes und seinen Patriarchen, wie die Großeltern im Scherz wohl genannt, und in höchster Verehrung betrachtet, von welchen nicht selten Rat erholt und Weisungen empfangen wurden. Das Pietätgefühl meiner Eltern gegen die ihrigen war außerordentlich stark, und wurde ohne Zwang auf die Kinder übertragen. Diese sahen in ihnen eine in der Ferne waltende ehrwürdige Macht, welche zugleich, wenn man ihr zuweilen näher rückte, zur Freudenspenderin wurde. Nicht sowohl durch Geschenke, mehr durch das Festgefühl froher Familientage.

Auch in späteren Zeiten, da mein Vater, von Geschäften überhäuft, die Erziehung der Kinder nicht ausreichend über-

wachen konnte, waren die Stunden, die er der Familie widmete, die vergnügtesten des ganzen Tages. Er war niemals heiterer, als wenn er unter einer Arbeitslast lebte, die einen Anderen erdrückt hätte, die er aber, gesund und kräftig, auf seinen Schultern trug. Trat er in den Kreis der Kinder, dann erscholl Jubel und Lachen, ein Lärm des Vergnügens, dem die Mutter vergeblich zu steuern suchte, um endlich in denselben einzustimmen. Weil das immer nur von kurzer Dauer war, wurde es um so lebhafter begrüßt. Aber, wie sehr oft von einem Uebermaß von Arbeit hingenommen, für häusliche Feste, vor Allem für das Hauptfest des Jahres, für Weihnachten, wußte er sich stets frei zu machen. Er schmückte selbst den Tannenbaum, niemand von uns durfte dabei in seine Heimlichkeit dringen, und er machte ihn zu einem Prachtwerk, an welchem er sich bis zur Verschwendung Genüge that. Die Kinder waren einfach erzogen und zu bescheidenen Ansprüchen gewöhnt, aber zum Weihnachtsfeste wurden sie überreichlich von ihm bedacht, denn seine Gebelust und Güte kannte keine Grenzen. Bücher waren auf den Gabentischen immer sehr zahlreich vertreten, und da ich nach diesen zuerst zu greifen pflegte, standen oft ganze Reihen auf meinem Platze. Auch wohl solche, welche Knaben meines Alters noch nicht lasen, oft wissenschaftliche, und die von Andern beanstandet wurden, die er mir aber, in richtiger Würdigung meiner Geisteskräfte, getrost überließ. Es war stets das glänzendste Fest des Hauses, bei welchem auch die Mutter, wie ein Kind unter Kindern, in Freude strahlte. Nicht nur, daß Hanne und ihre Tochter, so wie die Schreiber, auf demselben großen Tische mit den Kindern ihre Gaben fanden, der Vater mochte auch gern Andern die Festfreude bei uns gewähren, namentlich solchen, die allein standen, oder in ihrem häuslichen Zuschnitt, etwa als kinderlose Leute, dergleichen nicht gewohnt waren. Daher denn am Weih=

nachtsabend sich immer einige Gesellschaft bei uns versammelte, in welcher erheiternde Geschenke hin und wieder gegeben wurden, während doch das Kinderfest in keiner Weise beschränkt ward. Der Hausherr hatte, wenn es an solchen Abenden lustig herging, die glänzendste Laune, und sein Humor riß Alle fort.

Es giebt Menschen, welche man immer nur als alte Leute gekannt zu haben glaubt, obgleich man ihren Lebensgang von lange her beobachtet hat, und andre, die uns immer als junge Leute erschienen sind. Mein Vater blieb immer ein junger Mann, bis zu der Zeit, seinem sechzigsten Jahre, da eine plötzliche Krankheit seine strotzende Lebenskraft mit einemmale brach. Seine gesunde Natur erhielt sich das Gefühl und die äußeren Abzeichen der Jugend bis an sein Ende. Sein Haar wurde nicht grau, sein Gang blieb rasch, aufrecht und elastisch, seine Rede lebhaft, sein Aussehn blühend, sein Wesen frisch und angenehm. Er wurde um dieser Vorzüge willen angestaunt, ja bewundert. In hohem Grade Gemütsmensch, suchte er seine Innerlichkeit wohl durch eine gewisse Barschheit zu verdecken, welcher von den Seinen, die ihn wohl kannten, nur durch ein Lächeln begegnet wurde, dem er auch niemals widerstand. In späterer Zeit, da manche seiner Eigenthümlichkeiten sich mehr ausbildeten, auch wohl eine originelle Besonderheit annahmen — etwa in der frei gewählten, die Mode mißachtenden Sommerkleidung — büßte sein Wesen doch nichts von den charakteristischen Vorzügen ein, um die ihn jeder pries. Er blieb immer die geistig belebte Natur, der Mann voll Kraft und Zuversicht, dessen Wort auch außerhalb seiner Berufsthätigkeit von Tausenden gesucht wurde, und der, nachdem seine Glücksumstände sich glänzender gestaltet hatten, in unermüdlicher Arbeit seine Befriedigung fand.

Da ich von Famlienfesten gesprochen, gedenke ich auch

der großen Kirchen- und Jahresfeste, welche uns die alte Hanne in volkstümlicher Weise zu schmücken wußte. Daß Ostereier gesucht wurden, versteht sich ja von selbst. Sie bestand darauf, daß an jedem Kuchensonnabend — wie sie den Tag vor den Festen nannte — für jedes Kind extra ein „Striezel“ gebacken wurde, nach Maaßstab der Lebensjahre und Größe. Zu Pfingsten mußten grüne Birkenzweige angeschafft werden. Jedes Kind erwachte Morgens in einer Laube, die sie heimlich über den Betten vorbereitet hatte, und in der Kinderstube wurde Sand und Kalmus gestreut. Das ließ sie sich nicht nehmen. Die Martinsgans machte sie durch Geschichten und Lieder zu einem Wundervogel, und am letzten Abend des Jahres wurde unter ihrer Aufsicht Blei gegossen, dessen unförmliche Klumpen sie als untrügliche Zeichendeuterei auslegte. Bei ihren Erzählungen pflegte sie, so wie ihre Tochter, am Spinnrocken zu sitzen. Hanne war eine eifrige Spinnerin. In der Dämmerstunde aber liebte sie es, sich auf die flache Diele nieder zu hocken, und den um sie her kauernden Kindern Geschichten aus dem Dorf und Walde vorzutragen. Sie brauchte dabei jene zahlreichen populären Wendungen, durch welcher eine Geschichte, bei der kein Ende abzusehen ist, ein überraschender Abschluß gegeben wird. So endete manche: „Und da kommt der Jäger gegangen, lädt mich in seine Flinte, und schießt, und schießt mich bis hierher, und hier sitz ich“. Viele ihrer Geschichten, sogar in der dramatisch volkstümlichen Bewegung der Form, habe ich später in der Märchensammlung der Brüder Grimm unter verschiedenen Versionen wiedergefunden.

Es ist nun aber Zeit dem Planwagen nachzufolgen, welcher sich langsam von Gnesen nach Bromberg bewegt. Von dieser Reise ist mir nur eine Situation im Gedächtniß geblieben. Wir hatten an einem ärmlichen Orte Nachtquartier zu nehmen, und zwar in dem einzigen, von Juden

gehaltenen Wirtshause. Meine Mutter geriet außer sich, als sie den Zustand der Bettgestelle, den Schmutz im Zimmer entdeckte, und, ermüdet, nervös gemacht durch die lange Fahrt, fing sie bitterlich an zu weinen. Die kleineren Kinder brachen beim Anblick der weinenden Mama in schreiendes Schluchzen aus, Karline heulte ratlos mit, ich aber hatte das Glück, plötzlich ausrufen zu können: „Ach, da kommen unsre gebacknen Fische!“ Sie kamen wirklich, das Einzige, was die Wirtin vorsetzen konnte. Aber ein kostender Bissen genügte, die Mutter zurückschaudern zu machen. Denn die alte Jüdin hatte, vielleicht um den bereits starken Beigeschmack zu verbessern, die Fische stark mit Zucker und Zimmt bestreut. Das Gericht mußte unter großer Mißstimmung abgetragen, und die Reste der mitgebrachten Reisekost aus Körben und Schachteln zur Abendkost zusammengesucht werden.

Viertes Kapitel.

Es war an einem Abend spät, bei strömendem Regen und in dichter Finsterniß, als unser Gefährt auf dem Marktplatze zu Bromberg hielt, und zwar vor der, wie wir hofften, richtig bezeichneten Wohnung. Oben waren die Fenster erleuchtet, unten traten uns aus dem auch noch erhellten Kaufladen junge Leute entgegen. Wir glaubten unsre Schreiber zu erkennen, riefen willkommen, und stiegen aus, den Regen nicht mehr scheuend. Da erfuhren wir, daß hier nicht unsre Wohnung sei, da das Haus dem Kaufmann Wiese gehöre, während auf der gegenüber liegenden Seite des Marktes, bei dem Kaufmann Giese, der ebenfalls einen offnen Laden hielt, wir erwartet würden. So krochen wir, naß geworden, wieder in unsern Plauwagen. Aber nach Erwartung sah es drüben nicht aus, da die Fenstereihe kein Licht zeigte.

Kaum aber hielt unser Wanderkarren vor dem Hause, als ein Fenster hell, und wie durch ein Zauberwort die ganze Reihe plötzlich erleuchtet wurde. Die Schreiber stürzten sich auf den Wagen, Hanne riß das kleinste Kind an sich, erstickte es fast mit Küssen und trug es die Treppe hinauf, während einer von den jungen Leuten lief den Vater zu holen. Man hatte uns Abends zuvor bis in die späte Nacht vergeblich erwartet, und da es auch heut zehn Uhr geworden war, die Hoffnung aufgegeben, uns zu empfangen. So war der Vater, des Harrens vorerst müde, in eine benachbarte, ebenfalls am Markte gelegene Weinstube gegangen, aus der er schnell abgerufen werden konnte. Aber obgleich wir nicht mehr erwartet worden waren, der Tisch stand für uns gedeckt, der Thee war im Umsehn bereitet, die Kinderbetten gemacht, um die ermüdeten Kleinsten zu empfangen. Wie hätte es auch anders sein können, wo Hanne umsichtig waltete und ordnete! Die Mutter war so beglückt, wieder unter menschenwürdigen und häuslichen Umgebungen zu sein, daß sie der getreuen Schaffnerin um den Hals fiel, um gleich darauf dem eintretenden Vater mit Jubel entgegen zu fliegen. —

Als wir am Morgen nach unsrer Ankunft an die Fenster traten, waren wir freudig überrascht durch den Anblick, der sich uns bot. Das Treiben des Wochenmarktes mit seinem Grünkram, offnen Verkaufsbuden, Landwagen, und der beginnenden Bewegung, lag vor uns: Der umfangreiche Marktplatz, umschlossen von sauberen Häusern, damals alle noch mit Giebeln versehen, zwischen welchen auf der linken Seite sich eine stattliche Kirche mit zwei Thürmen erhob. Beide Thürme trugen damals noch ihren aufgestuften Helmschmuck, welchen ein verheerender Sturm ihnen später raubte. Aus unsern Fenstern sahen wir grade aus in die Brückenstraße, erkannten die Brahebrücke selbst, drüber hinaus alte, einst klösterliche Gebäude und das Stadttheater.

Alles machte auf die Ankömmlinge den günstigsten Eindruck. Um über Bromberg zu berichten, brauche ich das Geographiebuch nicht mehr nachzuschlagen. Ich stand in meinem neunten Lebensjahre, als wir gegen Ostern 1833 anlangten, und alle Eindrücke blieben dauernder in mir haften. Und wenn ich selbst die Stadt nach einigen Jahren wieder verlassen mußte, so blieb sie doch der Wohnort meiner Eltern und Geschwister, und durch Besuche zu Hause konnte ich in einigem Zusammenhange bleiben und etwa verblassende Erinnerungen wieder auffrischen. Bromberg war schon damals eine hübsche, belebte Stadt, und viele architektonische Altertümer gaben mir zum erstenmal den Anblick von historischem Herkommen. An Ausdehnung hat die Stadt bis heut sehr zugenommen, und die Einwohnerzahl mag sich verdoppelt haben. Umgeben von leichten Hügelreihen, zum Theil bewaldet, zum Theil mit neuen Anlagen bepflanzt, von dem raschen Flusse, der Brahe, durchflossen, bot sie schon dem Anblick manches Ungewohnte und Angenehme. Ein lebhafter Verkehr von Kähnen aller Art, besonders Getreideschiffen, zeigte geschäftliche Thätigkeit, gehoben durch große Mühlwerke, welche innerhalb der Stadt hier und dort sogar einen malerischen Anblick boten. Vor Allem luden die parkartigen und baumreichen schönen Anlagen, Stunden weit am Kanal, der die Brahe mit der Netze verbindet, zu Spaziergängen ein. Innerhalb der Stadt aber gab es ein vielbewegtes Leben, und bürgerlichen Reichtum von alten Handelshäusern. Als Sitz der Regierung und einer starken Garnison umfaßte Bromberg eine große Gesellschaft, durcheinandergeweht aus allen Himmelsgegenden, in welcher viel Bildung und geistiges Leben herrschte.

Von mir ist vorerst nichts weiter zu sagen, als daß ich nun auf das Gymnasium gegeben, und in die Quinta aufgenommen wurde. Es ging anfangs leidlich, obgleich ich

schon Eindrücke empfing, die mich erschreckten und beängstigten. Denn obgleich sich polnisches Wesen in der Stadt nur wenig geltend machte, so griff es doch in der Schule Platz, zumal mehrere Lehrer selbst Polen waren und das Deutsche nur übel radebrechten und in Roheit mit den Schülern wetteiferten. Das Gymnasium war eigentlich in einem fürchterlichen Zustande des Verfalls, wovon ich später werde zu erzählen haben.

Das Leben der Eltern begann nun sich nach vielen Seiten hin angenehm zu gestalten. Sie traten in eine große Geselligkeit, in welcher auch durch die Musik meine Mutter sofort einen bevorzugten Platz einnahm. Ein Gesangverein stand unter der Leitung des Stadtkämmerers Leopold Löwe, der, aus einer alten Musikanten- und Theaterfamilie, von Lübeck her eingewandert war. Er dirigierte, bald nach unserer Ankunft ein Musikfest in der Bernhardinerkirche, beschickt durch west- und ostpreußische Gesangvereine, bis von Danzig und Königsberg her, welches in seinem Erfolg sehr gerühmt wurde. Ich erinnere mich, am ersten Tage ein Stück von Händels Messias gehört zu haben, bald aber außerhalb des Kirchenschiffes in den verfallenen Klostermauern umhergekrochen zu sein. Ich kletterte mit andern Knaben sogar bis auf den Kirchenboden über dem Schiff, wo wir denn die Musik von unten heraufdröhnen hörten. Durch den Verkehr mit der musikalisch gebildeten Familie Löwe veranlaßt, wurde ein Flügel angeschafft, durch den sich das musikalische Leben auch zu uns verpflanzte. Meine Mutter nahm, um in der Uebung zu bleiben, sogar noch einmal Gesangunterricht. Sie sang in dieser Zeit viel und sehr schön, immer bereit zu gemeinsamem Singen, und für Jahre hin beteiligt an den Winterkonzerten des Gesangvereins.

In dieser Zeit war es, wo ich die ersten Eindrücke vom Theater her empfing, zu dem ich seither eine leidenschaftliche

Zuneigung faßte. Die Stadt besaß ihr eigenes Theatergebäude, in welchem alljährlich einige Monate von der Gennéeschen Truppe aus Danzig, oder von der Vogtschen aus Posen, seitdem auch von mancher andern gespielt wurde. Größere Dilettanten-Aufführungen zu öffentlichen Zwecken fanden auch darin statt. Sogar mein Vater fühlte seine alte Neigung zum Direktor und Regisseur wieder erwachen. Seine letzte Betheiligung an einer Aufführung war wohl im Jahre 1849, wo überall Goethes hundertjähriger Geburtstag gefeiert wurde, und er die Darstellung einiger kleinen Stücke von Goethe leitete. Die älteste meiner Schwestern konnte um diese Zeit schon in „Jery und Bätely" mitwirken. — Das alte Theater, später durch einen Brand vernichtet, ließ in seiner damaligen Einrichtung wohl manches zu wünschen, aber es war ausreichend. Freilich konnte es nicht geheizt werden, und man fror im Winter entsetzlich darin. Trotzdem sind die bedeutendsten Bühnenkünstler (Seydelmann, die Krelinger mit ihren Töchtern u. A.) als Gäste darin aufgetreten. Ich verdanke diesem Hause einige unverlöschliche Eindrücke. Das erste Stück, welches ich überhaupt in meinem Leben sah, war freilich eine Oper, aber eine Oper, die einen der ehrwürdigsten und menschlich tiefsten Stoff unverdorben läßt, nämlich Méhuls Joseph und seine Brüder. Jedes Kind sollte zuerst in dieses Stück geführt werden, nicht, wie es meist geschieht in Zauberpossen und Ballets, in welchem sein Geschmack meist für alle Zeit verdorben wird. Jene Vorstellung des Joseph kann mangelhaft gewesen sein, mich aber ergriff es tief, dasjenige, was ich vom Lesen und aus der Erzählung her kannte, in lebendiger Handlung um so eindringlicher vor mir zu sehen. Nicht lange darauf nahm mich mein Vater mit in ein heroisches Ritterschauspiel, dessen Titel, Inhalt, sowie Verfasser mir nicht mehr gegenwärtig ist. Ich erinnere mich nur eines

bösen Burgvogts und einer unglücklichen Waise, die unter seiner Tyrannei schmachtete; eines starken Waffengerassels, eines ritterlichen Befreiers der Waise, und endlich eines dummen dicken Knappen, dessen Scherze mich entzückten. Das Ritterstück ist mir auf dem Theater nicht wieder begegnet, und im Ganzen aus meinem Gedächtniß entschwunden, Méhuls Joseph aber habe ich oft wieder gesehen und gehört und der Eindruck dieser naiven Größe in der Einfachheit hat sich mir nimmer abgeschwächt.

Nun aber hatte der Theaterdämon auf mich Beschlag gelegt, um mich nicht wieder los zu lassen. Wurde mir der Besuch des Schauspiels nicht so oft gewährt, als ich es wünschte, so ward meine Produktivität um so mehr hervorgerufen. Aus getuschten Bilderbogen wurden die Figuren ausgeschnitten, mit welchen ich meinen kleineren Geschwistern zuerst vorspielte, was ich gesehen hatte. Der böse Burgvogt rief Empörung in die Gemüter, Josephs Geschichte rührte sehr. Aber schon genügte mir das nicht mehr. Ich baute mir selbst ein Theater, welches freilich nur den Eingeweihten als ein solches erscheinen konnte, und begann neue Stücke zu improvisieren. Und als ich gar zu Weihnachten ein Puppentheater erhielt, kannte mein Glück keine Grenzen. Das vorhandene Personal war jedoch für meine Wünsche lange nicht ausreichend, und so suchte ich es durch Bilderbogen stark zu vermehren. Ich begann sogar die Stücke, welche ich erfand, niederzuschreiben, und es ist merkwürdig, daß dieselben von Anfang an gleich in gereimten Versen abgefaßt waren. Aber ich mußte hier schon niederschlagende Erfahrungen durch die Kritik machen. Eine Schwester meiner Mutter, welche zum Besuch gekommen war, um dann viele Jahre in unsrem Hause zu bleiben, Tante Philippine, kam über meine Manuskripte, steckte eins derselben zu sich, und ich hörte, wie sie im anstoßenden Zimmer einigen grade an-

wesenden Damen vorlas, und die Gesellschaft einmal über das andre in schallendes Gelächter ausbrach. Und grade bei meinen ergreifendsten Situationen! Wenn ich somit auf eine Förderung meiner dramatischen Unternehmungen nicht zu rechnen hatte, so wurde sie mir doch auch nicht verboten. Ich hielt sie von jetzt ab verborgener, und gab nur noch Vorstellungen, wenn die Erwachsenen Abends in Gesellschaft gegangen waren. Dann wurde mein Publikum durch Hanne und Karline, welche beim Spinnrocken zuschauten, vermehrt. Die erstere war nur eingenommen gegen die häufigen Gewitter mit Blitzeffekten, die ich anbrachte und viel Kolophoniumpulver verpuffte, wobei sie wegen der Feuersgefahr stets ängstlich wurde. Bei diesen dramatischen Bestrebungen, welche etwa um mein zehntes Lebensjahr beginnen, war es mir doch niemals um ein persönliches Auftreten zu thun, sondern um Andre auftreten zu lassen, zu schaffen und zu dirigieren, wobei ich denn freilich, da ich für mein Personal selbst zu sprechen hatte, auch persönlich, doch immer nur hinter dem Vorhang verborgen, mitwirkte. —

Die Geschäfte meines Vaters nahmen gleich in den ersten Jahren in Bromberg eine große Ausdehnung an, und seine Glücksumstände verbesserten sich sehr schnell und ersichtlich. Die Entbehrung eines Gartens hatte er aber, so wie die liebe Mutter, bei der ersten Wohnung lebhaft bedauert. Jetzt bot sich die Gelegenheit und gestatteten die Verhältnisse, eine bedeutend umfangreichere Wohnung mit einem großen Garten zu beziehen. Sie lag außerhalb der Stadt, an der Brahe, umschlossen von dem Gehöft der ehemaligen Zuckersiederei. Die Gebäude der letzteren waren zu Kornspeichern umgewandelt worden. Ein alte Kastanienallee führte zu dem langhingestreckten Wohnhause, an welches sich große Angerplätze schlossen und ein Komplex von Gärten, deren Besitzer meist im Inneren der Stadt wohnten. Neben

dem Wohnhause, auf einer kleinen Anhöhe, befand sich sogar das Gemäuer einer Burgruine, welche mit in die Gartenanlagen gezogen worden war; vermutlich der letzte Rest eines alten Starostenschlosses, welches sich einst hart am Flusse erhob, da wo neuerdings das Wohnhaus stand. Für die Kinder gab es nun freie Bewegung auf den umfassenden Spielplätzen. Garten, Hof, Anger standen zu unserer Verfügung, und es machte sich von selbst, daß auch andre unsre Spiele theilten. Hanne wurde zu einer eifrigen Geflügelzüchterin, ließ Hühner, Enten, Gänse, sogar Truthühner brüten, und blieb dabei in stetem Aerger und Kampfe mit dem „Puthahn“ der die fremden Gärten gar zu gern mit seinem Besuch heimsuchte.

In dieser Zeit nahm auch die Geselligkeit der Eltern einen Aufschwung. In der Wohnung befand sich sogar ein großer Tanzsaal, der nicht unbenutzt blieb. Die Gastlichkeit meines Vaters war groß. Jahraus, jahrein war das Haus voll von Besuch. Wir bewohnten es durch drei Stockwerke. Im Erdgeschoß hatte der Vater sein Arbeitszimmer und die Kanzlei, und befanden sich zugleich die Arbeits- und die Schlafstuben der Knaben. Oben hatte die Mutter mit den Schwestern ihr Bereich, während in einem Seitengiebel des obersten Geschosses Hanne mit ihren Töchtern ein Unterkommen gefunden und immer noch Fremdenzimmer übrig blieben. Ich erinnere mich nicht, daß diese jemals leer gestanden hätten. Eine Schwester meiner Mutter wohnte hier Jahre lang bei uns, zeitweise auch die Großmutter Barraud; die Patriarchen kamen zum Besuch aus Frankfurt, an Besuchen der Geschwister des Vaters fehlte es nicht. Vettern und Tanten, Neffen und Nichten, Bekannte von auswärts, kamen und blieben so lange sie mochten. Nicht selten geschah es, daß die Gastlichkeit der Eltern auch von ferner Stehenden in Anspruch genommen und gemißbraucht wurde,

und mancher Verdruß die Folge war. An unserem Mittagstische aßen, außer den beiden mitgewanderten Schreibern, immer noch ein paar Seminaristen, welchen Freitische gewährt wurden. Die Schreiber verließen uns jedoch nach einigen Jahren, da mein Vater sie nicht hindern wollte, vortheilhaftere Stellungen bei den Gerichten anzutreten, sie sogar darin förderte. Vorher schon hatte er einen Knaben, Karl Rosenberg, in das Haus genommen, um ihn für seine Kanzlei heran zu bilden. Er schlief mit uns Knaben in demselben Zimmer, aß mit am Tische, und blieb bei meinem Vater fünfundzwanzig Jahre lang. Beim Tode des Vaters war er, als Bureauvorsteher, der Einzige, der über den Stand der Geschäfte bestimmtere Auskunft geben konnte.

Fünftes Kapitel.

Bromberg hatte damals eine nicht geringe Intelligenz aufzuweisen, darunter Notabilitäten auf wissenschaftlichem und litterarischem Gebiete. Ich nenne nur Rötscher, San Marte, Neigebaur und Bogumil Goltz. Das Haus meiner Eltern wurde der Mittelpunkt eines engeren Kreises von hervorragender Bildung. Jahre lang versammelte sich an einem bestimmten Abend der Woche eine, übrigens häufig wechselnde, bald größere, bald kleinere Gesellschaft von gescheiten Männern und geistreichen Frauen, in welcher oft die lebhaftesten Debatten stattfanden. Es versteht sich, daß ich, als Knabe, davon ausgeschlossen blieb, doch gelang es mir oft genug, im Verborgenen daran Theil zu nehmen. Denn häufig wurde dieses oder jenes Buch begehrt, welches mich der Vater dann aus seinem Bücherschranke holen ließ, da ich darin früh Bescheid wußte. Wenn ich es dann brachte, wußte ich es so einzurichten, daß ich in eine Ecke schlüpfte,

wo ein Stuhl hinter einem Schranke stand, und von meinem Versteck aus der Unterhaltung zuhörte. Weniger was mir aus jener Zeit über die genannten Schriftsteller in der Erinnerung geblieben, als vielmehr wie sie mir später deutlicher erschienen, da ich ihnen vielfach wieder begegnete, will ich hier aufzeichnen.

In geistreicher Dialektik glänzte vor allen Heinrich Theodor Rötscher. Er war Professor am Gymnasium, ohne doch, mit allen seinen Vorzügen sich für eine solche Stellung zu eignen. Durch und durch Schöngeist, verstand er zwar glänzend vorzutragen, aber nicht eigentlich seine Schüler anzuregen. Seine persönliche Eitelkeit machte überdies den Beruf des Lehrers für ihn gefährlich. Auch liebte er denselben gar nicht und scherzte gern selbst darüber. Sein Werk „Aristophanes und sein Zeitalter" war früher schon erschienen, dagegen fielen in jene Bromberger Zeit seine „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst". Sie wurden im Kreise der Eltern eifrig gelesen. Und da nun diese philosophischen Beleuchtungen sich vorwiegend mit den Wahlverwandtschaften und dem Wilhelm Meister beschäftigten, so wurde Goethe fortan häufiger der Gegenstand bei uns, so wie der geistigen Annäherung und besseren Werthschätzung. Ich erfuhr, daß manches, was mir ganz geläufig war, von Goethe herstammte: denn Lieder, wie: der Fischer, der Erlkönig, Trost in Thränen, Haidenröslein, Mignon u. a., welche die Mutter uns seit lange zur Guitarre vorsang, und zwar in den älteren Reinhardt'schen Melodieen, konnten wir Kinder auswendig und pflegten sie in der Dämmerstunde in schmetterndem Chore zu singen. Rötschers Kunst des dramatischen Vortrags wurde sehr geschätzt. Er las gern bei uns vor, lieber noch glänzte er vor einem großen Publikum, und pflegte im Winter öffentlich einen Cyklus meist Shakespearescher Stücke vorzutragen. Er mußte sich wegen seiner Eitel-

keit auch viel hänseln lassen, nahm es aber mit Vergnügen auf, wenn die Frauen es thaten. Seine Frau schien der grade Gegensatz zu ihm. Klar und verständig suchte sie durch die Ruhe und Nüchternheit gleichsam einzubringen, was er in geistigem Uebermut verschwendete. Man hielt viel von ihr, aber sie wurde auch gefürchtet wegen ihres scharf einschneidenden Urteils, welches sich, wo das Nichtige und Triviale ihr in den Weg geriet, sehr rücksichtslos und treffend erging. Da Rötscher bald einen wohlhabenden Vater beerbte, gab er seine Stellung auf, und ging nach Berlin, um eine Theaterschule zu gründen. Für's Erste kam nur eine dramaturgische Zeitschrift zustande, und Werke, wie „die Kunst der dramatischen Darstellung," so wie die Biographie Seydelmanns u. a. Eine Theaterschule würde er niemals haben organisieren oder leiten können, da er, als Philosoph, dem Technischen nicht Rechnung zu tragen verstand. Doch unterrichtete er nicht selten junge — besonders schöne junge Mädchen für den Bühnenberuf; wenig zu ihrem Vorteil, denn er verstand es zwar meisterhaft, einen dramatischen Charakter zu ergründen und darzulegen, nicht aber über die Darstellung desselben zu belehren. Sein eignes Leben verzettelte sich leider ganz und gar, und sein Ausgang wurde beklagenswert. Die Zeit in Bromberg war, wie seine glänzendste, so wie für seinen Ruf als Schriftsteller und Mensch die beste.

Eine sehr vielbesprochene Persönlichkeit war auch der Geheimerat Neigebaur, hauptsächlich weil er, reich und Junggesell, ein Haus machte und Bälle gab. Darüber wurde er von vielen gescholten, hauptsächlich von Solchen, die noch nicht von ihm eingeladen worden waren, zumal es an seinem Tische hoch herging und seine Bälle glänzend waren. Auch Neigebaur war nur einige Jahre in Bromberg, da er wie andere Beamte, viel hin und her versetzt wurde. So war er in Cleve, Münster, Breslau gewesen,

um von Bromberg aus als preußischer Generalkonsul nach Jassy zu gehen. Später nahm er seinen Abschied und lebte, nach mancherlei Reisen, in Italien. Als meine Eltern in Beziehung zu ihm traten, waren seine ersten, anonym veröffentlichten Werke: „Ansichten aus der Kavalier-Perspektive“, vielleicht auch der „Kavalier auf Reisen“ schon erschienen. Man wollte Verwandtes mit den „Briefen eines Verstorbenen“ des Fürsten Pückler darin erkennen. Auch mit der „Kavalier-Perspektive“ des Baron Baerst hörte ich seine Schriften öfter zusammenstellen, und es gab Streit, wer von Beiden den Titel zuerst gebraucht habe. Neigebaur war auch auf culinarischem Gebiet eine Autorität. Meiner Mutter verehrte er einst des Freiherrn von Rumohr „Geist der Kochkunst“, ein Buch, welches ich noch nach fünfzig Jahren in ihrem Bücherschranke wiedergefunden habe. Manche verwarfen Neigebaurs Schriften mit ziemlich schroffen Urtheilen. Seiner Persönlichkeit aber ließen diejenigen, welche ihn kannten, Gerechtigkeit widerfahren. War er gleich etwas eitel, spielte er auch gern den Jugendlichen, mit einer stattlichen röthlich blonden Lockenperrücke auf dem Scheitel, so war er doch ein geistvoller und liebenswürdiger Gesellschafter. Näher kennen gelernt habe ich ihn erst zwanzig Jahre später, und zwar in Dresden, wo er sich, von Italien kommend, besuchsweise aufhielt. Des Hauses meiner Eltern erinnerte der Vielgereiste sich noch ganz deutlich. Er hatte in der Zwischenzeit die ganze Reihe seiner Reisewerke geschrieben, über Griechenland, Frankreich, Sicilien, über Daciens klassische Altertümer, und über die slavischen Völker. Er konnte anmutig erzählen', trug noch immer die röthlich blonde Jugendperrücke, und war unverändert als liebenswürdiger Gesellschafter.

Wenig weiß ich zu sagen über Regierungrat Schulz, der sich als Schriftsteller San Marte nannte. Er ist mir

später nicht wieder begegnet. Ich erinnere mich nur, ihn als ernst gelehrten und meist schweigenden Beobachter im Kreise der Uebrigen gesehen zu haben. Seine neudeutsche Uebersetzung des Parzival erschien im Laufe dieser Jahre. Sie gelangte auch in meine Hände, ob gestattet oder nur durchgeschlüpft, kann ich nicht mehr sagen. Doch wenn auch gestattet, ich machte mir nicht viel damit zu schaffen, da das phantastische Gewirre der Begebenheiten mich noch zurückschreckte.

Die merkwürdigste aller Persönlichkeiten aber war Bogumil Goltz. Er wurde durch seinen Bruder, einen Kollegen meines Vaters, den Rechtsanwalt Goltz, mit meinen Eltern bekannt gemacht. Dieser Rechtsanwalt hieß aber nie anders als der Rittmeister Goltz, und war nicht minder ein starkes Original. Von ihm muß zuerst Einiges erzählt werden. Er war einst als Rittmeister von der militärischen Laufbahn ab und auf die Universität gegangen. Vielleicht war die schöne Schauspielerin, die er geheiratet hatte, die Veranlassung dazu gewesen. Mein Vater hatte ihn schon auf der Universität in Breslau gekannt, wo er als ziemlich bejahrter Student auch schon der Rittmeister hieß, um als Civilbeamter diesen Namen dauernd zu behalten. Er war ein ungewöhnlich langer, hagrer Mann, und trug, gegen die Sitte der Zeit einen mächtigen Schnurrbart. Humorist in barockster Weise, spielte er gern den Kunstkenner. Da sich in Bromberg kein Kunstwerk fand, welches zur Betrachtung eingeladen hätte, beschloß er, eine Gemäldegalerie für sich und seine Freunde anzulegen. So setzte er die hausierenden Juden als Unterhändler in Bewegung, die ihm alte Oelgemälde, meist in verarmten polnischen Adelshäusern auf dem Lande aufspüren und besorgen mußten. Es durfte aber keins über fünf Thaler kosten. Er bekam wirklich eine Menge, und zum Theil mächtig großer Bilder zusammen,

und da bald alle seine Wände bedeckt waren, ging er an das Taufen seiner Gemälde. Da waren bald die Meister der Malerschulen aller Nationen beisammen, und es machte ihm einen königlichen Spaß, für ein Quadrat, welches eigentlich wie ein geräuchertes Brett aussah, einen uralten italienischen Namen auszusinnen. Fand sich gar keiner mehr, so nannte er es byzantinisch. Und das war bei ihm nichts als Posse, denn er wußte selbst recht wohl, was er an seinen Nymphen von Rubens, seinen Titians und Murillos, zu fünf Thalern das Stück, die Mehrzahl unter diesem Preise, für Schätze besaß. Die größte Freude hatte er, wenn er einen ganz Unkundigen vor eins seiner Gemälde führen konnte, um ihm mit der ganzen Phraseologie des Kunstkenners in scheinbar vollem Ernst, und zur Belustigung der Wissenden, die Vorzüge des Meisterwerkes auseinander zu setzen. Ich bekenne, daß ich als Knabe doch gar zu gern seine Wohnung betrat, um seine vielen Bilder zu betrachten, und daß es mich betrübte, zu hören, wie es mit der Schönheit derselben nicht zum Besten bestellt sei. Gab sich nun der Rittmeister gern und mehr freiwillig für einen sehr verrückten Menschen, so war seine Art und Weise im Ganzen noch ernst und gehalten zu nennen gegen die originelle Verrücktheit seines Bruders Bogumil Goltz.

Ich zweifle, daß das „Buch der Kindheit" von Bogumil Goltz damals schon veröffentlicht war, doch mochte die Erscheinung desselben in den weiteren Verlauf jener Jahre fallen. Wiewohl ein Mann von schon gesetzten Jahren, war er noch ohne litterarischen Namen, stand aber bereits im Rufe eines argen Sonderlings und Querkopfes. Schon das Gebrüll (denn anders konnte man sein Sprechen nicht bezeichnen) mit dem er seine Gegenwart ankündigte, war erstaunlich, und donnerte durch seine Wucht Alles um sich her nieder. Auch behielt er das Wort von seinem Eintreten

bis zu seinem Abschied. Gar zu gern kam er auf Erzählungen aus seiner Jugend, durch die er in einer Weise zu wirken wußte, daß die Gesellschaft vor Lachen schwach wurde. Wollte ihm Jemand einwenden, daß so viel Unsinn und Tollheit, so viel bubenhafte Streiche, die Bekanntschaft mit so viel halb und ganz verrückten Leuten, nicht durch ein einziges Jugendleben gegangen sein könne, so überschrie er den Einwurf, und steigerte seine Mitteilungen ins Außerordentliche. Sein Bruder, der Rittmeister, der bei Seite eingestand, daß das meiste erlogen sei, hatte aber seinen Spaß daran, ihn zu immer neuen Erfindungen herauszufordern. So nahm er jede Geschichte, die ihm bekannt wurde, ja er fahndete auf Ungezogenheiten, um alle in seine eigne Jugend zu verpflanzen. Für uns Kinder war es immer ein Jubel und Entzücken, wenn wir hörten, daß der „Golluper Goltz" (er war Gutsbesitzer in der Nähe von Golup in Westpreußen) in die Gesellschaft eingetreten war, denn seine Stimme vernahmen wir durch drei Zimmer. Dann huschten wir sämmtlich in die Nebenstube, und sorgten, daß die Thür nur angelehnt wurde. Es kam vor, daß wir uns während des Gelächters der Erwachsenen durch lachendes Geschrei verrieten, und die Mutter uns hinter der Thür ertappte, nur noch belustigter, hinter den Kindern auch Hanne, Karline und Rosenberg lauschend zu finden. Wiederholen durfte sich dergleichen nicht, da die Geschichten des lauten Gastes nicht immer für Kinderohren geeignet waren, und an und für sich auch die Verherrlichung von Streichen böser Rangen nicht in die Erziehungsart des Hauses paßten.

Gab nun Bogumil Goltz solche Erzählungen gern zum Besten, so galt seine Unterhaltung doch meist dem Hader mit den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen auf engerem und engstem Gebiet: der Polemik gegen Erziehung, Hauswesen, Verkehrsmittel, der Charakteristik von Gebrechen im

bürgerlichen Kleinleben, von Menschengattungen und Menschentypen; dem ganzen Material, das er später in seinen zahlreichen Schriften verarbeitete. Er konnte sich in seinen Monologen alles Ernstes in eine solche Wut hineinreden, daß man einen leidenschaftlichen Bußprediger zu hören glaubte. Da er immer ein Lobredner der Vergangenheit war, alles Neue fanatisch hadernd anfocht und eigentlich von sehr beschränkten Gesichtspunkten ausging, so mußte er sich gefallen lassen, daß sein Zuhörerkreis ihm mit Gelächter entgegnete, auch wenn er nicht im Scherze gesprochen hatte. Womit er denn auch zufrieden war, da es ihm genügte, überhaupt eine Wirkung hervorgerufen zu haben.

Den Frauen war sein Wesen nicht sehr angenehm (meine Mutter mochte ihn gar nicht leiden) und auch die feineren Geister, welche ein geistvolles, gemeinsames Gespräch vorzogen, empfanden seine Gegenwart oft unbequem, zumal bei seiner aller Logik spottenden Grobheit, mit der er jedem Einwurf begegnete. Da er doch aber nur ein zeitweiliger Gast war, ließ man ihn als charakteristisches Unikum gelten. Er hatte selbst das Bewußtsein seiner Unfähigkeit, einer Gesellschaft dauernd anzugehören. Ich hörte, viele Jahre später, einmal das Geständniß von ihm, daß es ihm unmöglich sei, „in Ensemble aufzutreten", daher er überall nur Gastrollen geben könne.

Er war in jener Zeit noch Gutsbesitzer, wirtschaftete aber schlecht, mußte von Glück sagen, seinen Besitz noch verkaufen zu können, und ließ sich in Thorn nieder. Hier lebte er ziemlich zurückgezogen, um dann ab und zu seine Besuche, größere und kleinere Reisen zu machen, und dabei seine Gastrollen zu geben. Die Nöte des Erwerbens waren leider in vorgerückten Jahren der erste Entstehungsgrund seiner Schriften, so wie seiner öffentlichen Vorträge und Vorlesungen auf Reisen. Humoristisch, reich an Lebens-

beobachtung, voll von Ideen, Einfällen, merkwürdigen Gegensätzen seines Inneren, blieb er immer, und seine im Alter nicht mehr beabsichtigte, aber stark ausgeprägte Formlosigkeit machte ihn zu einer der merkwürdigsten Sondergestalten. —

Es wurde mit der Zeit bei uns Sitte, in den Sommerferien eine Reise zu machen. Die Mutter ging öfter mit den Kindern und Tante Philippine nach dem Seebade Zoppot bei Danzig, welches von Brombergern viel besucht wurde. Eine solche Reise von zwanzig Meilen, und mehr, war damals etwas Anderes, als heutzutage. Da die Einrichtungen in dem Fischerdorfe noch ziemlich primitiv waren, mußte das Dienstmädchen und ein Teil des Hausrats mitgenommen werden. Auch an Nachtquartiere war zu denken. Ein geräumiger Wagen, der sich von dem schlesischen Plauwagen wenig unterschied, brachte die Familie an Ort und Stelle. Lernte ich die See somit schon in früher Jugend kennen, so war ich doch noch zu jung, als daß ich einen bedeutenden Eindruck von ihr hätte haben können. Es blieb bei einer kurzen Verwunderung über das viele Wasser. Lustiger wurde das Tummeln und Plätschern in demselben. Die dauerndste Teilnahme gewann das Leben am Strande, das Spielen mit den Fischerkindern, der Einblick in die Häuser und Geschäfte der Fischer, das Achten auf ihre plattdeutsche Sprache, welcher manches abgelauscht wurde. Da der Sammeltrieb, wie bei den meisten Knaben, auch bei mir längst erwacht war, gab es am Strande eine Ausbeute von allerlei Dingen, die des Sammelns und Aufbewahrens für würdig erachtet wurden. Vor Allem Bernstein, von welchem nach jedem lebhafteren Wellenschlage eine Ausbeute zu erwarten war. Morgens wurde hinaus geeilt, der Seetang durchwühlt, und nicht ein Splitterchen Bernstein verschmäht, so daß Taschen und Schachteln sich füllten. Auch verschiedene

Arten von Wasserpflanzen wurden gepreßt und aufbewahrt; der heimgebrachten Muscheln und Schneckenhäuser nicht zu gedenken. Auch die Stadt Danzig lernte ich bei einigen Ausflügen von Zoppot aus damals zuerst kennen, besonders bei der großen Messe, dem sogenannten Dominik. Das Entzücken meiner Mutter über die in ihrer Art einzige Bauart der Stadt, das Charakteristische der alten Architektur, belehrte mich, daß es sich um etwas kulturhistorisch Bedeutendes handelte. Wir sahen in der Marienkirche das berühmte alte Gemälde des Jüngsten Gerichtes. Größeren Eindrück machte auf den Knaben der Artushof mit seinen riesenhaften Bildern und hanseatischen Kuriositäten.

Während solcher Sommerausflüge von Mutter und Kindern pflegte der Vater uns für einige Tage aufzusuchen, und dann zu seiner Erholung die Reisegrenzen für sich weiter auszudehnen. Später wurde Karlsbad häufig sein Ziel. Im Ganzen ging er lieber in die Berge, als an die See, da er dort mehr für seine entomologischen Studien zu erwarten hatte. Denn diese verlor er niemals aus den Augen, weder auf Spaziergängen noch auf großen Reisen, selbst bei der Ueberlast beruflicher Geschäfte betrieb er unausgesetzt seine Schmetterlingsjagd. Seine Schränke füllten und vermehrten sich, und es gab vom Frühling bis zum Herbste keinen Spaziergang, von dem er ganz ohne Beute nach Hause gekommen wäre.

Auf diesen täglichen, oft sehr weiten Gängen pflegte er mich mit zu nehmen, hauptsächlich um meiner Gesundheit willen. Denn trotz meines runden frischen Gesichtes und starken braunen Haarwuchses, war ich körperlich nicht kräftig entwickelt, und sollte, gegen meinen Hang, mich mit einem Buche zurück zu ziehen, viel auf den Beinen und in freier Luft sein. So wanderten wir neben einander her, meist schweigend, der Vater, den Kopf voll juristischer Arbeit, die

Augen doch auf jeden Busch, jeden Grashalm gerichtet, und mit seiner Schmetterlingsscheere dann plötzlich darauf zu schnappend. Dann zeigte er mir seinen Fang, gab mir die Erklärung über die Gattung und Verwandtschaft, über die Pflanzen, auf welchen das Tier im Raupenzustande zu finden war. Raupen fand auch ich bald in Menge. Was von Belang war, wurde sorgfältig in länglichen Schachteln, deren wir stets mit uns führten, aufbewahrt und mit etwas Futter versehen. Ein Pflanzenstrauß für die Nahrung mußte ebenfalls mitgenommen werden. In grünen Gläsern, deren mein Vater immer die Menge in Vorrat hatte, wurden die Raupen bis zu ihrer Verpuppung aufbewahrt. Da nun aber diese Geschöpfe eine unglaubliche Freßbegier entwickeln, so wurde ich häufig nach neuem Vorrat allein ausgeschickt, der dann oft von weit her geholt werden mußte. Auf diese Weise kam ich mehr und mehr in die Botanik, was der Vater sofort zu fördern wußte, sobald er meine Neigung dafür erkannte. Es fehlte bei ihm nicht an botanischen Werken, auf welche ich mich jetzt unter seiner Anleitung mit Vorliebe warf. Auch in seinen entomologischen Dingen konnte er sich bald auf mich verlassen, wenn ich selbst nicht gleich Schmetterlingssammler war und es niemals wurde. Ich erinnere mich einiger Geschichten, die mich in dem Gefühl meiner Verantwortlichkeit in große Aengste versetzten.

Ich mochte dreizehn Jahre alt sein, als die Mutter mit den Kindern wieder die Sommerzeit in Zoppot zubrachte, während der Vater nach Dänemark reiste, „um die Fauna auf Seeland kennen zu lernen“. Der wieder beginnenden Schule wegen war ich allein auf der Post früher zurück geschickt worden, und lebte einige Wochen unter der zuverlässigen Obhut unserer alten Hanne. Da kam eines Tages eine große aber sehr leichte Schachtel aus Kopenhagen an, nebst einem Briefe meines Vaters mit der Nachricht, es seien

Schmetterlinge darin, die er in Kopenhagen gekauft habe. Ich sollte die Schachtel behutsam öffnen, und zusehen, ob der Inhalt keinen Schaden genommen; in welchem Falle ich das etwa Losgelöste sogleich wieder zu befestigen hätte. Aber groß war mein Schreck, als ich den Deckel öffnete und in ein Chaos von zerbrochenen Schmetterlingen blickte! Und es waren nur ausländische Geschöpfe, tellergroße Prachtstücke aus Indien, Brasilien, China, in jedem Farbenwechsel schillernd, und nun, wie es schien, heillos vernichtet! Es war überdies der erste luxuriöse Einkauf dieser Art, den mein Vater sich gestattet hatte. Ratlos wie ich, blickte Hanne in das Schlachtfeld der Schachtel. Schon schlug sie den Leimtiegel vor, durch dessen Hülfe sie alte gebrechliche Möbel wieder nutzbar zu machen verstand, aber ich besann mich eines Besseren. Vor Allem berichtete ich der Mutter das Unheil, da sie allein die Adressen des Vaters auf seiner Reise wußte. Dann machte ich mich daran, die einzelnen Stücke mit einer Pinzette aus der Schachtel zu holen, und das Zusammengehörige zu ordnen. Mit einem Dutzend von Stücken gelang es auch, der Rest erwies sich leidlich unbeschädigt, ganz verloren nur weniges. So war das Unglück geringer, als es anfangs ausgesehen. Aber leider hatten grade die größten Prachtstücke gelitten, und so galt diesen meine ganze Sorgfalt. Sauber geglättete Brettchen mit tiefen oder flachen, breiten oder schmalen Rinnen, sowie viereckig zugeschnittene Glasscherben, und abgeplattete Bleikugeln zum Beschweren, waren genug vorrätig und ich wußte damit umzugehen. So brachte ich die Verletzten auf die Spannbretter, suchte mit einem feinen Pinsel durch ein Minimum von arabischem Gummi die Flügel wieder zu befestigen, und legte sie unter die Glasscheiben. Eine subtile und gefährliche Handarbeit war es immer, aber meine ganze Neigung war dabei, die Herrlichkeit zu retten. Und es

gelang in der That. Meine Freude war grenzenlos, als ich die Geretteten wieder in Reih und Glied stehen sah, als hätten sie keinen Bruch erlitten. Ja ich hatte die Genugthuung, daß der Vater bei der Prüfung des Werkes im ersten Augenblick nicht erkannte, welche die geflickten Exemplare waren, noch wo ich sie geflickt hatte, und sich mit meiner Restaurationskunst zufrieden erklärte.

Ein andrer Fall war mehr tragikomischer Art. In unsrem Garten befand sich ein Häuschen, an dessen Wänden auf Bretterreihen über einander alle seine Gläser aufgestellt waren, darin er die verpuppten Raupen, in Moos gehüllt, überwinterte. Gegen das Frühjahr mußte fleißig zugesehen werden, ob nicht etwas Verfrühtes ausgekrochen sei. Eines Morgens finde ich das Gartenhaus erbrochen, die Gläser zum Teil herausgerissen, geöffnet, mehrere zerschlagen im Gartenwege liegen. Es waren aber sogenannte Einmachegläser, welche mein Vater zu benutzen pflegte, und so stellte sich heraus, daß die Einbrecher darin Süßigkeiten vermutet hatten. Auch verbreitete sich schnell das Gerücht, bei Roquettes sei alles Eingemachte gestohlen worden, und es fehlte nicht an komischen Beileidsbezeigungen. Gönnten wir aber auch den Dieben die lächerliche Enttäuschung, so hatte doch Niemand Mitgefühl für unseren Kummer, einen großen Teil unsrer Winterschläfer verloren oder in ihrer Entwickelung gehindert zu sehen. —

Es war bald nach jener Reise nach Dänemark, daß mein Vater den schon erwähnten Abriß der nordischen Mythologie niederschrieb. Und zwar aus bestimmter Veranlassung. Ich las die „Heldenspiele“ von Fouqué, so wie den Ossian in der halbmetrischen Uebersetzung von Ahlwardt, und saß somit fest in der Nebelsphäre des Nordens. Den Ossian legte ich bei Seite, da ich ihm noch nicht viel Geschmack abgewinnen konnte, die Heldenspiele aber erregten meine leb-

hafte Theilnahme. Nun meinte mein Vater, müßten die nordischen Studien von Oehlenschläger erst recht Eindruck auf mich machen, und so gab er mir „die Wäringer“ zu lesen. Er täuschte sich nicht, aber nun war so viel zu fragen, und noch mehr als bei der Dichtung von Fouqué, daß er mir mit dem Lesen vorerst Einhalt zu thun gebot, um mir den Eindruck nicht zu beeinträchtigen. Er versprach, mir selbst einen schriftlichen Leitfaden über die nordische Götterlehre aufzusetzen, und hieß mich inzwischen Öhlenschlägers „Aladdin oder die Wunderlampe“ lesen. Es ist dies eine reizende Dichtung, die mich in der That mit ihrer Zauberwelt lange gefangen hielt. Das Manuskript meines Vaters über die nordischen Götter hat mir darauf für den Verkehr mit der arktischen Dichtung gute Dienste gethan, und ich habe es lange bewahrt. Ich konnte mich nun ganz in die Welt jener Seekönige mit ihrer Herzenslauterkeit und Berserkerwut versenken, und eine Zeitlang gab es für mich nichts Erhabeneres. Und so traf meine Vorliebe auch nur jene Stücke, welche die nordischen Sagen behandelten, jene Palnatoke, Hakon Jarl, Erich und Abel, Axel und Walburg, Hagbarth und Signe, Stärkodder, und den Roman König Hroar in Leire; während der vielbeliebte Correggio mich weniger berührte, Anderes mir ganz gleichgültig blieb. — Die Dichtungen von Theodor Körner wurden mir ziemlich früh gegeben, und schon in den Knabenjahren machte ich eine vorübergehende Bekanntschaft mit Shakespeare. Ich sah irgendwo die Lithographie eines Gemäldes, welches den Blendungsversuch Huberts an dem jungen Arthur in König Johann darstellte. Nun ließ es mir keine Ruhe, zu erfahren, wie die Geschichte abgelaufen sei, und so suchte ich mir verstohlen den Band des noch verbotenen Shakespeare heraus und las das Stück auf einem Plätzchen hinter dem Hühnerstalle. Freilich war ich enttäuscht, sogar abgestoßen, und gewiß zu meinem Vorteil. Ich stellte das Buch

gelassen wieder an seine Stelle, und die übrigen Bände waren für's Erste sicher vor meiner Neugier. Zu Schiller gelangte ich verhältnißmäßig spät, und durch Veranlassung eines Schulkameraden, der mir erzählte, er habe eine „wunderschöne Komödie," betitelt Turandot, gelesen. Ich bat die Eltern, nun auch diese Komödie lesen zu dürfen, die es lächelnd gestatteten. Bald fuhr ich so mit Schiller fort. Als ich aber die Räuber lesen wollte, die mir von Mitschülern besonders empfohlen wurden, war der Band trotz alles Suchens nicht zu finden. Erst lange nachher entdeckte ich, daß die Mutter ihn bei Seite gebracht und verschlossen hatte, weil sie meine Phantasie vor dem Eindrucke der Räuber bewahren wollte. Romane bekam ich kaum in die Hand, hatte auch wenig Sinn dafür. Erst als ich zu Weihnachten W. Hauffs Werke erhielt, wurde durch „Lichtenstein" der Geschmack daran mehr geweckt und ich durfte Einiges von Walter Scott lesen. Es war damals (etwa in meinem vierzehnten Lebensjahre) als mein Vater den Versuch machte, mich mit den Koboldsprüngen und Morgenröten Jean Pauls zu befreunden. Mit „Katzenbergers Badereise" fand ich mich leidlich ab, aber bei den Extrablättern und Appendixen der „Flegeljahre" wollte ich schier verzweifeln, und mein Vater erlöste mich von der Fortsetzung, als er meine Not erkannte, indem er mich auf größeren Genuß für die Zukunft vertröstete. —

Ich weiß nicht welchem besonderen Anlaß wir es verdankten, kurz die beiden ältesten meiner Schwestern und ich fühlten plötzlich die brennendste Lust, die englische Sprache zu erlernen. Wir wußten, daß das in Bromberg etwas Ungewöhnliches war, hatten aber gehört, daß ein Referendarius, Herr von Blankensee, einigen Erwachsenen englischen Unterricht gegeben hatte. Wir waren darauf gefaßt, eine Fehlbitte zu thun, und, an unbedingten Gehorsam gewöhnt, hätten wir die Sache nicht wieder zur Sprache gebracht. Aber

wir fühlten uns in der angenehmsten Weise überrascht. Wo die Kinder etwas lernen wollten, da war der Vater immer bereit, Wünsche zu erfüllen, ja er scheute kein Opfer, auch die besten Mittel dafür herbei zu schaffen. Er zweifelte nur, daß Herr von Blankensee sich würde bereit finden lassen, Kindern (denn zu den Kindern gehörte ich mit fünfzehn Jahren auch noch sehr) Unterricht zu geben. Da trat die Mutter in's Mittel, indem sie erklärte, an den englischen Studien teilnehmen zu wollen, schon um dem Lehrer durch eine erwachsene ABC-schützin den Unterricht annehmbarer zu machen. Herr von Blankensee ließ sich gewinnen — ich vermute mein Vater hat ein horrendes Schulgeld für die ersten englischen Freuden seiner Familie zahlen müssen. Nun aber kamen bald die reizendsten Bücher in's Haus, vier Exemplare des Vicar of Wakefield in der neuen illustrirten Ausgabe mit den köstlichen Bildern von Ludwig Richter, die unsere Erwartung auf den Inhalt nicht wenig spannten. Dazu das große Wörterbuch von Fahrenkrüger, aber keine Grammatik, wenigstens für den Anfang nicht. Im Empfangszimmer der Mutter wurde der Schultisch hergerichtet, wir waren alle in festlicher Stimmung und der Unterricht begann. Blankensee's Methode wird von den Wenigsten gebilligt werden, uns hat sie doch schnell gefördert. Er ließ von Anfang an frisch darauf los lesen, korrigierte die Aussprache, und so Einen nach dem Andern, bis Alle sich mit ihrem Organ eingerichtet, und den Sinn des Satzes gefaßt hatten. Die Vokabeln und kurze Regeln hieß er notieren und auswendig lernen. Nachdem er unsere Neugier für den Zusammenhang der englischen und deutschen, so wie der romanischen Sprachen, kurz das Linguistische, angeregt, und zugleich durch rasches Fortschreiten für den Inhalt des Buches interessiert hatte, so daß wir ungeheißen für uns fortlasen, wurde erst eine Grammatik hervorgeholt. Kleine Gedichte und Prosastellen

lernten wir bald auswendig. Blankensee war ein sehr gelehrter, hochgebildeter Mann, und die angenehme gesellschaftliche Form, mit der er einen, uns an sich erwünschten Unterricht leitete, machte diese Stunden ebenso genußreich als förderlich. Ist doch das alte Fahrenkrügersche Wörterbuch merkwürdig genug als das einzige seiner Art, welches in seinen kurzen linguistischen Untersuchungen zuweilen einen humoristischen Ton anschlägt. Wir brachten einander manche Stellen, durch die wir beim Nachschlagen überrascht worden waren, zur besonderen Belustigung des Lehrers und der Schüler.

Aber diese anregungsvolle Zeit umfaßte nur wenige Monate. Wir wurden an Blankensee ein wunderliches Wesen gewahr, das wir uns nicht erklären konnten. Sonderbarkeiten aller Art machten uns stutzen. Er brach plötzlich von der Puppe des jüngsten Schwesterchens, welches eingetreten war, den Kopf ab, und steckte ihn ein, da er behauptete, es sei das Porträt der Schauspielerin Rachel. Er steckte allerlei Andres in die Tasche, indem er den unscheinbarsten Dingen eine auffällige Bedeutung zusprach. Meine Mutter wurde dem gegenüber verlegen, und als eines Tages in Gegenwart des Hausarztes, Medizinalrats Dr. Ollenroth, die Rede darauf kam, stutzte dieser, und fragte: Wußten Sie denn nicht, daß Blankensee schon einmal in einer Heilanstalt für Geisteskranke gewesen ist? — Die Mutter erschrak, der Vater fühlte sich in einer unbequemen Lage. Er beschloß, bei der nächsten Lehrstunde, wie zufällig, gegenwärtig zu sein. Alles ging gut, ohne etwas Auffälliges zu bieten. Trotzdem war uns vorbehalten, einen entsetzlichen Auftritt zu erleben. Als wir in einer Stunde in der harmlosesten Gemeinschaft um unseren Lehrer saßen, gab es plötzlich einen schrillen, durchdringenden Ton aus einer Ecke her. Es war eine Saite an der Guitarre der Mutter gesprungen.

Blankensee fuhr auf, mit einem Schrei, mit verzerrten Gesichtszügen, und lief in fürchterlicher Aufregung im Zimmer umher, unverständliche Reden ausstoßend. Die Mutter erklärte ihm, was vorgefallen, suchte ihn zu beruhigen, und gab mir einen Wink, den Vater herbei zu holen. Dieser kam, und führte den Unglücklichen nach Hause. In den nächsten Tagen erfuhren wir, daß der Wahnsinn mit schrecklicher Tobsucht bei ihm ausgebrochen, und man den Kranken einer Heilanstalt übergeben habe. Er ist darin nach einigen Jahren seiner Krankheit erlegen.

War ich nun bei der Erlernung des Englischen fortan auf mich allein angewiesen, so fehlte es mir nicht an einem tüchtigen Lehrer in der Musik. Das Klavierspielen hatte ich schon längst angefangen, und zwar bei einem der gewöhnlichen subalternen Kinderlehrer. Bei schnellen Fortschritten entwuchs ich ihm bald, und kam in die Lehre eines sonst nicht sehr zugänglichen aber geschätzten Musikus, des Rektor Reiter, eines ächten Johann Sebastian Bach-Musikanten. Fürs erste hatte ich mir Alles abzugewöhnen, was ich bisher gelernt, um nach einer neuen Methode zu beginnen. Aber nach einem gewissen Stillstand meiner früheren Fertigkeit, ging es auch bei ihm bald vorwärts, und ich brachte es weit genug, um einige Ehre bei ihm einzulegen. Er begnügte sich nicht, mich in der Fingerfertigkeit zu fördern, sondern führte mich in die Theorie der Musik, den Generalbaß, ein, und ließ mich schriftliche Aufgaben auf diesem Gebiet lösen. Ich lernte auch etwas sehr Geschätztes und oft bei besseren Spielern vergeblich Gesuchtes, nämlich das Begleiten zum Gesange. Meiner Mutter und Philippinen (welche eine schöne Altstimme besaß) konnte ich bald am Klavier zu Hülfe gehen, und wurde später sogar ein gesuchter und bevorzugter Begleiter. Nur konnte ich mich schwer dazu verstehen, allein etwas vorzutragen, zumal ich das Gefühl

hatte, daß es in Gegenwart Anderer mißlang, ich mochte es allein, oder im engsten Kreise, noch so gut in den Fingern haben. Ja, ich gewann später die Überzeugung, daß ich es auf den Tasten nie zu etwas Bedeutendem bringen würde, und so beschränkte ich mich auf freies Phantasieren für mich allein, oder auf die Hülfeleistung für den Gesang Andrer.

Unsre häuslichen Gesangesfreunden wurden noch vermehrt durch einen jungen Mann Namens Gustav Hoffmann. Er war Seminarist und hatte eine vorzügliche Baritonstimme, welche ihn in musikalischen Gesellschaften, selbst für größere Konzertaufführungen unentbehrlich machten. Auch Lieder von eigner Komposition trug er bereits vor. Bei uns sang er viel, auch gemeinsam mit den Frauen, und war auch gern gesehen wenn einmal keine Musik gemacht wurde. Er erhielt darauf eine Stellung an der Graben-Schule in Posen, daher er später als Musiker den Namen Graben-Hoffmann annahm. Eine Lehrerstellung befriedigte ihn aber nicht, er versuchte sich einige Zeit als Opernsänger in Berlin, lebte darauf als Musiklehrer von Unterrichtsstunden und Kompositionen, ja er wurde eine Zeitlang Modekomponist, und zwar noch bei jungen Jahren.

Welch einen Reichtum an musikalischen Kräften man damals in Bromberg beisammen hatte, beweist die Thatsache, daß neben dem öffentlichen Gesangverein (welcher Oratorien aufführte) ein Opernverein gegründet werden konnte, der in Gemeinschaft mit der Liedertafel gute Opern, welchen man im Theater nicht leicht begegnete (zumal man es nur etwa drei Monate im Jahre hatte) einübte, um sie dann als Konzerte aufzuführen. Die Übungen und Proben wurden durch einige Jahre in unserem Saale gehalten. So erinnere ich mich, in meinen letzten Bromberger Jahren Mehuls Joseph und Mozarts Titus bis ins Einzelne mit erlebt zu haben.

Und während nun in meinem eigenen Hantiren Musik und englische Sprache, Botanik und Schmetterlingskunde durcheinander gingen, setzte ich plötzlich die Eltern in Verlegenheit, ja in Verstimmung durch den wiederholt ausgesprochenen Wunsch Maler zu werden. So ganz unvorbereitet war das freilich nicht. In der Schule hatte ich durch mein Zeichnen stets Lob geerntet — das einzige Lob, das mir in der Schule nicht entzogen werden konnte. Dann sah ich bei einem erwachsenen Schüler einmal den ganzen zur Malerei gehörigen Apparat, da er eine Kunst betrieb, die damals Lithochromie genannt wurde. Man tränkte Lithographien oder Stiche durch eine Mischung verschiedener Öle, und nachdem sie vollständig trocken und durchsichtig geworden, strich man auf der Rückseite die Ölfarben ohne Schattengebung auf, da durch den Stich selbst für Licht und Schatten gesorgt war. Ich fühlte mich bezaubert durch diese Pfuscherei, mit welcher es so leicht war Ölgemälde herzustellen, und ließ mich darin unterweisen. Staffelei, Palette, Ölfarben wurden angeschafft, die Praxis dieser Kunst war so leicht wie das Antuschen von Bilderbogen, und wenn ich mein Taschengeld zu Rate hielt, konnte ich mit meinen künstlerischen Leistungen die schönsten Geburtstagsgeschenke machen. Die Eltern nahmen dergleichen nicht ohne Vergnügen auf, waren aber einsichtig genug, dergleichen Gemälde nicht in die Gesellschaftszimmer zu hängen. Mir aber genügte diese Art von Malerei schon nicht mehr. Ohne alle Anleitung, und ohne Malerleinwand auftreiben zu können, bespannte ich einen Rahmen mit stark geöltem, auch wohl auf der Kehrseite nur mit Leim bestrichenem Zeichenpapier, entwarf darauf mit Bleistift eine Skizze, meist landschaftlicher Art, und ging nun mit Pinsel und Farben auf eigene Manier zu Wege. Die Eltern lächelten dazu, ließen es aber gehen, zeigten sogar hin und wieder einige Ueberaschung wegen der Resultate. Da kam nun eines Tages ein Freund des Vaters

aus Berlin zum Besuch (Ebers hieß er und war ein älterer Verwandter des späteren Romandichters und Egyptologen Georg Ebers) der mit den Eltern alle Zimmer durchwandernd, die Kinder bei ihren Spielen oder ihrer Arbeit aufzusuchen, mich bei der Staffelei ertappte. Auf mein Werk warf er nur einen flüchtigen Blick, mich selbst aber nahm er bei den Schultern, und indem er mich dem Lichte zuwendete, rief er: „Merkwürdig! Rafael Mengs, wie er leibt und lebt!“ — Ich hatte von diesem Maler noch nie gehört, die Eltern aber verstanden sofort, daß er nicht meine Kunst meinte, sondern die persönliche Aehnlichkeit mit dem jugendlichen Mengs. Denn sie hatten auf ihrer letzten Sommerreise, in Dresden unter den Pastellbildern der Galerie zwei jugendliche Porträts gefunden, vor deren Aehnlichkeit mit ihrem ältesten Sohne sie fast erschracken. Es waren die beiden Bildnisse von Rafael Mengs, aus seinem vierzehnten und sechzehnten Lebensjahre, von dem jungen Künstler selbst gemalt. Die Eltern konnten sich nur nicht entscheiden, welches von beiden die größere Aehnlichkeit mit ihrem Sohne zeige. Ich selbst habe viele Jahre später auch einmal überrascht vor diesen beiden Bildern gestanden, ohne recht zu wissen, was mir an ihnen auffiel, bis mir der Katalog die Namen brachte und alte Erinnerung in mir wieder lebendig wurde. Da kein Bild von mir aus der Knabenzeit vorhanden ist, könnte das des vierzehnjährigen Mengs ganz wohl für das meinige gelten. — Durch Ebers erhielt ich nun scherzweise den Namen Mengs, mit dem mich Bekannte des Hauses eine Zeitlang riefen, indem sie ihn mit meinen Bestrebungen auf geöltem und geleimtem Papier in Verbindung brachten. Daß ich nun aber den Wunsch aussprach (und es geschah erst jetzt) Maler zu werden, kam meinen Eltern sehr ungelegen. Sie suchten es mir auszureden. Stand man doch in Bromberg der bildenden Kunst so fern, daß man kaum die Mittel und Wege

übersah, ein solches Ziel zu erlangen. Auch traute mein Vater weder sich selbst, noch sonst jemand in der Umgebung ein Urteil zu, ob meine bisherigen Leistungen auf einem wirklichen Talent beruhten. Ueberdies hätte, wenn man mir meinen Wunsch gewährte, eine sofortige Trennung in Aussicht gestanden. Was aber einen künstlerischen Lebenslauf in den Augen der Eltern fast undenkbar machte, war meine Bestimmung zur Theologie, und mehr noch, daß man dem Großvater bereits gemeldet hatte, ich würde seinen Fußtapfen folgen.

Ich selbst war eigentlich nicht darum gefragt worden. In meinem mehr innerlichen und zurückgezogenen Wesen glaubte die Mutter eine Richtung auf die Theologie zu erkennen, und es war ihr eine herzliche Genugthuung, mich einst im Talar auf der Kanzel zu denken. Der Vater, selbst ein Pfarrerssohn, wenngleich für sich ohne kirchliche Bedürfnisse, hatte nichts dagegen. Und mir war es von Kindheit auf so oft vorgesagt worden, ich würde einst Prediger werden, daß ich es gar nicht anders denken konnte. Da spielte die Neigung zur Kunst mir und den Eltern einen unangenehmen Streich. War mein Vater auch ein selbständiger Mann, so war doch um diese Zeit das Pietätsgefühl für das Haupt und den Patriarchen der Familie noch so stark, daß es ihm durchaus widerstrebte, meine einmal festgesetzte Bestimmung zur Theologie zu widerrufen. Dieses Pietätsgefühl der Familie lernte ich später als eine Art von Tyrannei kennen, um mich, da ich meinen eigenen Weg wählte, als einen von den Traditionen des Hauses Abgefallenen und Verlorenen betrachten zu lassen. Noch aber lebte ich unter der ganzen Macht dieser Tradition. In Güte und Ernst wurde mir erklärt, daß ich mir den künstlerischen Lebenslauf aus dem Sinn zu schlagen hätte. Da mir aber das Malen nicht zugleich verboten wurde, verquaste ich noch einige Zeit Farben und geleimtes Papier, bis ich eines Tages, ärgerlich über ein Miß-

lingen, die ganze Schmiererei bei Seite warf, Staffelei, Palette und Farbenkasten auf den Boden trug, und nicht mehr berührte. Gezeichnet, besonders nach der Natur, habe ich aber noch lange. Leider aber blieben in meines Vaters Arbeitsstube, an deren Wänden er die sonderbarste Galerie von Arbeiten seiner Familie bewahrte, nach wie vor einige meiner Werke hängen, und noch nach zwanzig Jahren, bei meinen Besuchen im elterlichen Hause, konnte ich ihn nicht dazu bewegen, die Gegenstände meiner Beschämung zu entfernen.

Meine musikalischen, so wie die Bestrebungen um die Malerei, waren doch nur der Ausdruck des noch unverstandenen Dranges nach Aussprache einer Begabung, die sich früh regte und nach Entwickelung rang. Und sobald diese endlich zu Worte kam, wurden die anderen übertriebenen Seitenschößlinge zurückgedrängt. Wenn die Natur ein Talent verleiht, giebt sie es selten in ganz bestimmt abgeschlossener Richtung, sondern schafft es so, daß es mancherlei Entwicklungsformen nehmen kann, die auch wohl wie Gegensätze erscheinen. Oft sieht es aus, als ob künstlerische Talente von dieser oder jener Kunst noch etwas mitbekommen hätten. Der moderne Mensch, bei dem eben Alles entwickelt werden soll, vielfach auch das, was gar nicht in ihm liegt, kommt dabei wohl in die Lage, daß seine eigentlichen Gaben unberücksichtigt bleiben, oder eine Zeitlang zurückgedrängt werden, weil gesellschaftliche Neigung und Mode grade etwas Anderes begünstigen und bevorzugen. Dieser Mißbrauch wird mit der Musik getrieben, in welcher man es, auch ohne musikalisches Talent, durch dauernde Uebung zu einer gewissen Fertigkeit bringen kann. Mit der Malerei wäre das auch auszurichten. Der eigentliche geistige Schaffenstrieb hat sich oft mühsam hervorzuarbeiten, und selten wird ihm gleich die Gunst der Pflege oder auch nur die Duldung zu Theil. Das

was werden will wird meist beanstandet oder verworfen, nur das Gewordene erregt Aufmerksamkeit und Aufmunterung.

Mit fünfzehn Jahren fühlte ich den dichterischen Quell in mir gelöst, abgesehen von den Stücken, die ich früher für das Puppentheater gemacht hatte. Lyrische Gedichte entstanden mit Einemmal in Menge, und ich kann nicht sagen, was die Veranlassung dazu gewesen. Sie waren aber plötzlich da. Sie trugen meist einen melancholischen Charakter, in Höltyscher Richtung, und von frühem Sterben war viel darin die Rede. Auch spielte eine leidenschaftliche Freundschaft, welche nicht erwiedert wurde, darin eine Rolle. Mein innerlich zurückgezogenes Leben, das zu dem lebhaften Treiben im Hause eigentlich im Gegensatz stand, sprach sich zum Erstenmale aus. Aber ich hätte es nicht über mich gebracht, den Eltern oder sonst Jemand etwas davon zu verraten. Mein Klavierspielen mochte man loben oder tadeln, mein malerisches Dilettieren auslachen; das erste dichterische Bewußtsein war scheu und zurückhaltend. Ein Spott gegen diese ersten Lebensregungen wäre mir sehr bitter gewesen. Darum hielt ich diese innere Welt verschlossen, und niemand ahnte, was sich unter dem Druck meiner Entwicklungsjahre anbahnte. Dieser Druck und das Gefühl meiner Vereinsamung hatte noch einige sehr wesentliche Ursachen. Vor Allem die häufigen Krankheiten. Der Hausarzt sagte einmal: Es ist erstaunlich, daß der Junge immer die seltensten und gelehrtesten Krankheiten bekommt, gegen die man an ihm selbst erst die Studien zu machen hat! — Das förderte dann die Heilung und Genesung nicht. Schlimmer noch war, daß sich seit meinem zehnten Jahre ein Uebel bei mir festsetzte, das mich erst nach meinem fünfzigsten nach und nach gänzlich verlassen hat, nämlich jener vierundzwanzigstündige Kopfschmerz, welcher unweigerlich seine Zeit festhält, es mag dagegen geschehen, was da wolle. Es war ein Erbübel aus der Familie meiner

Mutter, in der des Vaters war es nie aufgetreten. Die Mutter litt sehr daran, ebenso ihre Schwester Philippine. Die Eltern waren unglücklich bei der Aussicht, daß ich diese Mitgabe für das Leben erhalten sollte, noch dazu, daß sie sich in so frühen Jahren geltend machte. Die einen nennen sie Migräne, die andern nervöse Kopfschmerzen, noch andere Kopfkolik. Sie mögen bei jedem andere Ursachen haben und verschiedenartig auftreten (ich selbst unterschied bei mir dreierlei Arten, entsetzliche Zustände bringen sie immer mit sich. Wer sie kennt, der weiß, daß man unfähig wird, zu sehen, zu hören, zu reden, daß man am liebsten wie ein Tier in die Einöde ginge, um, unangefochten von der Nähe alles Lebendigen, zu sterben. Der Zustand hört nach seinen vierundzwanzig Stunden langsam auf, und man ist dann so zu sagen gesund, kann mit den Gesunden leben, ohne daß sie ahnen, was man durchgemacht hat. Aber die Niederlage kann sich schon einige Tage darauf wiederholen. Die Mittel der Aerzte helfen wohl in diesem oder jenem Falle, können aber das Uebel nicht ausrotten, wo es sich vererbt oder einmal festgesetzt hat. Wille und Ueberwindungskraft können dagegen ab und zu eine Weile trotzen, aber nur die zunehmenden Jahre befreien ganz und gar davon. Die Kopfschmerzentage wurden in unsrer Familie bald etwas Allgemeines. Ich glaube nur mein Vater und mein Bruder blieben dauernd davon frei. Weil sie aber etwas Gewöhnliches waren, wurde möglichst wenig Notiz davon genommen, ja sie wurden als eine Art von Geheimniß des Hauses behandelt. Denn da der schwer Leidende am nächsten Tage wieder frisch und gesund erschien, auch wohl, wenn er am Mittag noch sich den Tod wünschte, Abends leidlich heiter in der Gesellschaft erscheinen konnte, wie hätte die Welt, welche glücklich genug war, von solchen Zuständen nichts zu kennen, an Krankheit glauben mögen? Mich, der ich schon als Knabe davon geplagt war, hat dies

Uebel sehr aufgehalten, in meiner körperlichen Entwickelung, in meiner jugendlichen Lebensstimmung, nicht zuletzt in der Schule.

Sechstes Kapitel.

Ich erzähle jetzt die Geschichte meiner Schuljahre in Bromberg im Zusammenhange, wobei ich zurückgreife bis zur Zeit unsrer Ankunft daselbst, also bis zu meinem neunten Lebensjahre. Es ist schön, sich seiner Lehrer mit Dank und Verehrung zu erinnern, und es zeugt von einer unedlen Gesinnung, ihre Schwächen auszubeuten, und sie als Karikaturen der Lachlust anderer preiszugeben. Wo aber die sittliche Verkommenheit eines ganzen Lebenszustandes geradezu ein Kulturbild darbietet, da soll man sich nicht scheuen, dasselbe aufzudecken und im Ganzen darzustellen. Das Gymnasium, in welches ich eintrat, war in einem wissenschaftlichen und pädagogischen Verfall, den nur diejenigen nicht erkannten, welche an nichts Besseres gewöhnt waren, oder nicht gelten lassen wollten, wenn sie durch die Verbesserung etwas zu verlieren hatten. Obgleich eine deutsche Lehranstalt, wies das Gymnasium unter den Lehrern eine Reihe von Polen auf, welche die deutsche Sprache in einer Weise radebrechten und mißhandelten, daß ihre Ausdrucksweise nur dem Eingeborenen oder lange daran gewöhnten verständlich sein konnte, nicht aber dem aus der Ferne zugewanderten. Waren diese Herrn genötigt, in den Unterrichtsstunden deutsch zu sprechen, so zeigte sich ihr Widerwille gegen das Deutsche sonst überall lebhaft genug, ja die Schule war ihnen nur ein Mittel, ihren zerrütteten ökonomischen Verhältnissen aufzuhelfen. Auch lehrten sie nur die Anfangsgründe des Lateinischen in den unteren Klassen, in den oberen

aber französische und polnische Sprache. Von einer wissenschaftlichen Vorbildung war bei ihnen nichts zu finden. Ihr Ton und Wesen zeigte eine unglaubliche Roheit. Die älteren deutschen Lehrer waren durch langjährigen Schlendrian eingerostet, oder sie trieben es den Polen gleich, während das Haupt der Schule, ein uraltes schwaches Männchen, nicht die Energie hatte, der um sich greifenden Zerrüttung der Anstalt zu steuern. Einer der polnischen Pädagogen war von Hause aus Gutsbesitzer. Ein Bauerngütchen war ihm geblieben, auf welches er jeden Samstag hinausfuhr und seine Bauern prügelte. Den Rohrstock schwang er auch in der Schule, besonders Montags, wenn er, vom Lande heimgekehrt, seinen Aerger auszutoben hatte. Das Prügeln spielte überhaupt eine große Rolle bei ihm. Er prügelte in den unteren Klassen täglich, und so oft, daß man ihm nachsagte, er thue es nur um sich Bewegung zu machen, denn er war ein großer Mann, von starker Korpulenz und darum nicht gut auf den Beinen. Das geringste Vergehen, oft nur der Anschein davon, mußte mit dem Rohrstock gebüßt werden. Ein andrer, ebenfalls vom Lande eingewandert, gab sich hauptsächlich mit dem Reinigen und Ausbessern von Lampen ab. Aus allen Familien schickte man ihm die Lampen, die nicht brennen wollten, ins Haus. Niemand wußte das anders seit einem halben Menschenalter. Er ließ sich gut bezahlen, und seine Nebeneinnahmen waren nicht gering. Gar zu gern reparierte er auch Uhren, und behauptete, das besser zu verstehen, als jeder Uhrmacher. In der Lehrstunde war er durch jede unsinnige Frage, wenn sie sich auf mechanische Dinge bezog, von der Aufgabe abzulenken, und zankte sich mit erwachsenen Schülern, meist in polnischer Sprache, über Taschenuhren, ließ sich verschiedene vorzeigen, taxierte sie und verglich die Arbeit derselben. Seine Behandlung der deutschen Sprache war die tollste, und forderte unternehmendere Schüler

zu starken Wagnissen ähnlichen Styls heraus, die er meist gar nicht merkte. Ich sprach von „erwachsenen“ Schülern — denn in der That saßen neben zehnjährigen Knaben auf derselben Schulbank auch junge Männer von achtzehn, auch zwanzig Jahren, stattliche Quintaner, mit starken Bärten und breiten Schultern. Sie waren polnischer oder halb-polnischer Abkunft, lebten außerhalb der Schule bereits wüst in den Tag hinein, ließen sich innerhalb derselben getrost abprügeln. Was diese Jünglinge auf der Schulbank eigentlich noch wollten, ist schwer ersichtlich. Gewöhnlich waren sie vom Lande hereingeschickt worden, um kurze Zeit zu „studieren“. Rötscher, der sich über die Schule, an der er wirkte, weidlich lustig machte, erzählte unter anderen eine ergötzliche Geschichte: Wie eine Frau zum Direktor gekommen sei mit der Frage, wie viel Gehalt ein Quartaner jährlich erhalte? Ein junger Herr in solcher Stellung habe ihrer Tochter die Ehe versprochen.

Leider war es einer von den deutschen Lehrern, der den Schülern der oberen Klassen mit dem schlimmsten Beispiel voranging. Schon vor den Tertianern führte er die unzüchtigsten Reden und gab dann durch sein ungeheures Lachen das Signal zu allgemeinem Gelächter. Wehe dem, der nicht einstimmte! Er war sehr boshaft und schadenfroh, und pflegte sich über jugendliche Sittenreinheit lustig zu machen. Allgemein bekannt war, daß er in wilder Ehe lebte mit der Frau eines Andern, der sich von ihm durch Geld hatte abfinden lassen. Wußte die ganze Stadt um dieses Verhältniß, so konnte es auch den Schülern kein Geheimniß bleiben, und welchen Einfluß das, verbunden mit dem Cynismus seiner Reden, auf die Schüler der oberen Klassen ausübte, worin er sein Wesen hatte, liegt auf der Hand. Ich will die Reihe unbrauchbarer Pädagogen nicht weiter führen. Die beiden jüngsten deutschen Lehrer, welche neu eben der Schule zu-

traten, Fechner und Breda, deren Namen ich hier einzig anführe, da ich ihnen einiges verdanke, sahen wohl die unerhörten Mißstände, aber eine Besserung und Umgestaltung war ihnen bei dem besten Willen, und trotz manches Eingreifens im Einzelnen, nicht möglich. Waren die Verhältnisse der Lehrer so in wüste Roheit versunken, so versteht sich, daß danach das Betragen der Schüler sich formte und entwickelte.

Wie sollte nun ein Knabe von der besten häuslichen Erziehung, gewöhnt an guten Ton auch in der Familie, fremd in unverstandenen Umgebungen, dabei von leicht zu erschütternder Gesundheit, und endlich in seinem ganzen Wesen etwas eigen geartet, wie sollte der sich in diesen Verhältnissen zurecht finden? Mich erschreckte und stieß geradezu Alles ab. Die Lehrer, die Mitschüler, die Lehrmethode — wenn sonst dem Rohrstock eine Methode zugesprochen werden kann. Leider lag es in meiner Natur, nur dann einem Lehrer etwas abgewinnen zu können, wenn er sich in ein persönliches Verhältniß zu mir setzte, in welchem ich nicht seine, sondern Er meine Eigenart berücksichtigte. Ich weiß, daß das für den Lehrer keine leichte, und wenn er eine große Anzahl von Knaben vor sich hat, bis ins Einzelne kaum durchführbare Aufgabe ist. Aber ich weiß auch, wie aus meiner Schülerzeit, so aus den Jahren, da ich selbst als Lehrer vor den Schulbänken stand, wie wenig oft genügt, den Schüler zu gewinnen, sogar seinen besonderen Charakter zu erkennen. Eine Annäherung, ein Wink, ein Blick des Einverständnisses, fallen oft hell und gewinnend in ein jugendliches Gemüt; die ernstere Betonung einer Anrede, ein verweisender Blick, können gefügig machen und tiefer wirken als eine rohe Strafe. — Als ich zum erstenmal mit dem Rohrstock geprügelt wurde, erstarrte ich geradezu, denn in meiner Familie war dergleichen nicht vorgekommen, noch auch

nötig gewesen. Zu meinem Gefühl des Erstaunens kam noch das Bewußtsein, mit Unrecht gestraft worden zu sein, denn ich hatte die Redeweise des polnischen Despoten nicht verstanden, ihn nur groß angesehen und gefragt: Wie? das genügte reichlich, seinen Stock in Bewegung zu setzen. Ich war so beschämt, daß ich nicht wagte zu Hause davon zu sprechen. Schläge kamen bald häufiger vor. Es war bekannt, daß der Gutsherr und Pädagog keine Tracht Prügel unter sechs Hieben gab, der siebente wurde als Motionstrumpf oft zugegeben. Auch andre Strafen kamen häufig vor, das Einschließen und Nachsitzen über Mittag, so daß man vor Hunger schwach wurde. Zuweilen ging ich gesund in die Schule, während der ersten Stunden bildeten sich Kopfschmerzen heran, in der dritten wurde ich zerbläut, um dann eingeschlossen über Mittag auf einer Bank zu liegen, mit dem Gefühl schweren Krankseins. Den Eltern wurden diese häufigen Einschließungen und Hungerkuren gar zu bedenklich, und sie erschracken, daß ihr Sohn sich plötzlich so vieler Vergehen schuldig machte. Die Mutter unternahm es selbst, dem Despoten von Quinta einen Besuch zu machen. Aber sie kam bitter gedemütigt nach Hause, da der Empfang des unhöflichen Mannes außerhalb aller ihrer Erfahrung war. Und das mußte meiner armen Mutter begegnen, die, an Huldigungen gewöhnt, keine Ahnung gehabt, daß man ihre Anmut und Liebenswürdigkeit mit Brutalität zurückstoßen könne. Sie faßte fortan einen erbitterten Groll gegen den Mann, ja gegen die ganze Schule, von deren Zustand sie ja durch Andere schon gehört hatte, was mich denn auch nicht freudig für dieselbe stimmte. Aber das Schlimmste, die häufigen Schläge, hatten die Eltern noch nicht einmal erfahren, da ich mich schämte, meine Schmach zu bekennen. Endlich war auch das nicht mehr zu verschweigen. Ich wurde eines Tages aus geringfügigem Grunde dermaßen zerdroschen,

daß ich fühlte, wie mir das Blut über den Rücken rann. Die Schmerzen waren zu Hause nicht zu unterdrücken, der Vater verlangte Offenheit, und ich mußte bekennen. Es fanden sich auf meinem Rücken fingerdicke blutunterlaufene Striemen, und einige offene Stellen, die, als man die Kleider ablöste von neuem zu bluten anfingen. Der Hausarzt schlug die Hände zusammen, und erklärte, hier handle es sich um eine Körperverletzung der gröbsten Art, gegen welche eingeschritten werden müsse. Er selbst war seit lange aufgeregt gegen die Mißbräuche der Schule, und verlangte eine ernstliche Untersuchung.

Mein Vater ging vielleicht von der Ansicht aus, daß im Einzelnen hier nicht viel zu erreichen sei, wenn nicht gegen das Ganze gewirkt werden könne. Er begab sich zu dem Direktor des Gymnasiums, erreichte aber bei dem ängstlichen alten Männlein, welcher selbst unter der Tyrannei seiner Lehrer stand, kaum ein Zugeständniß, daß etwas Ungehöriges geschehen sei. So wendete sich der Vater an den in Bromberg lebenden Regierungs-Schulrat. Dieser aber, eine immer vertuschende und noch ängstlichere Seele, beschwor ihn, die Sache laufen zu lassen. Mißstände gab er zu, war auch der Meinung, daß eine Reform der Anstalt mit der Zeit eintreten müsse, nur sei die Angelegenheit „noch nicht reif". Sie war aber durch den Arzt bereits ruchbar und in den nächsten Tagen zum Stadtgespräch geworden. Allgemein wurde die Ansicht, daß diese Schulwirtschaft nicht länger zu dulden sei. So versammelte mein Vater eine größere Anzahl von Männern, meist Beamten, welchen er einen Bericht an die Regierung vorlegte. In dieser Anklageschrift schilderte er die Persönlichkeiten der Lehrer drastisch genug, und verschwieg nichts, was das Gesuch um eine schnelle Reorganisation des Gymnasiums unterstützen konnte. Dieses Schriftstück wurde von allen Versammelten unterschrieben.

Der Schulrat kam dazu und suchte noch einmal abzuwenden, was keinen guten Erfolg haben könne, und beschwor die Beteiligten, die Schrift zurück zu halten. Aber die Sache war einmal in Bewegung und wollte ihren Fortgang.

Nun hatte man aber die Bedeutung der nächsten Folge wohl nicht richtig gewürdigt, nämlich daß das Ministerium sich bei dem Schulrat selbst erkundigen und seinen Bericht einfordern würde. Dies geschah, und der schwache Mann suchte zu beschönigen und zu mildern, gab zu, daß sich wohl einige Mißstände eingeschlichen hätten, daß aber im Ganzen — und wie es so weiter heißen mochte. Die Folge war ein scharfer Verweis von Seiten des Ministeriums, vorwiegend an meinen Vater, den Verfasser und Absender des Berichtes. Der Begriff von dem „beschränkten Unterthanenverstande" war unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. schon in voller Macht, lange bevor das Wort dafür gefunden war, um zum „geflügelten" Worte zu werden. Die Mehrzahl der Väter that nun das Folgerichtige, daß sie ihre Söhne von der Schule wegnahmen und anderswo unterbrachten. Aber nicht allen mochte das im Augenblick möglich sein. Ich erinnere mich, daß in dieser Zeit bei uns häufig von Schulpforta die Rede war. Ob nun mein Vater damals die Ausgabe zu scheuen hatte, oder ob man bei meiner wankenden Gesundheit mich nicht aus dem Hause geben mochte, kurz, ich blieb in der Schule. Es war zu meinem Unglück. Denn nun sah ich mich dem ganzen Groll und Ingrimm der despotischen Pädagogen ausgesetzt, und ein wehrloser Knabe mußte das Opfer für eine öffentliche Angelegenheit werden. Geschlagen wurde ich freilich nicht mehr. Medizinalrat Ollenroth hatte als Arzt einige scharfe Winke gegeben, so hieß es — aber es erscheint unglaublich, mit welcher raffinierten Grausamkeit man gegen mich zu Werke ging. Vor allem war es Unsitte einiger Lehrer,

das was in den Häusern und Familien vorging, in den Schulstunden zum Gegenstande rohen Spottes zu machen. Und da sich das Haus meiner Eltern nicht verbarg, auch wohl beneidet wurde, so mochte darin vorgehen was da wollte, es wurde in der Schule mit Hohn darauf angespielt und dem Gelächter roher und feiger Buben anheim gegeben. Selbst meines Vaters Schmetterlingsjägerei mußte ich bespöttelt hören. Wie tief mich dergleichen erbitterte und empörte, ich hätte es nicht über mich gebracht zu Hause davon zu reden. Es kam aber noch schlimmer.

Trotz aller üblen Behandlung und meines Widerwillens gegen die Schule, rückte ich doch langsam — sehr langsam, vor, und befand mich dann in der Tertia dem Manne gegenüber, der inzwischen der Todfeind meines Vaters geworden war, da dieser in seinem Bericht die Moralität desselben ohne Rücksicht bloßgestellt hatte. Tertia war keine Prügelklasse mehr. Aber die Behandlung, welche ich von dem immer lachenden Schuldespoten erfuhr, spottet aller Beschreibung. Viele seiner an mich gerichteten Wendungen wiederholten sich hundertmal. So, wenn er etwas korigierte: „Wenn du anderer Meinung bist, kannst du ja einen Bericht an die Regierung machen!" Worauf dann seinem Gelächter ein schmetterndes Einfallen aller Schüler folgte. Oder er rief auch, gegen mich gewendet: „Das ist der mit der langen Ministerialnase, sie vererbt sich in der Familie!" Und von neuem wieherndes Gelächter über seinen eigenen guten Einfall, vom Chor wiederholt. Dergleichen führe ich nur an, um zu zeigen, welch ein Ton damals in der Schule herrschte. Im übrigen unterlasse ich es, die Bosheiten, die Schmach, die über mich verhängt wurde, zu schildern. Ich schien ein Verfehmter, ein Paria.

Hatte es mir nun immer widerstrebt, von dem was in der Schule mit mir vorging, zu Hause zu erzählen, so war dergleichen bald auch unmöglich, da ich es nicht über die

Lippen gebracht hätte, zu verraten, daß man meinen Vater verspottete. So trug ich meine Verbitterung und meinen Ingrimm für mich allein, zog mich mehr in mich selbst zurück, und nahm auch an dem, was im Hause vorging, wenig Teil. Der Wunsch aber, fort und sogar aus dem Hause zu kommen, trat immer lebhafter in mir auf. Sah ich doch wie die Reihen der Mitschüler sich lichteten, da ihrer immer mehr so glücklich wurden, die Schule mit einer andern zu vertauschen. Die Mutter sah mir diesen Wunsch ab, riet mir aber, ihn nicht auszusprechen, da die Erfüllung jetzt nicht möglich sei. Denn es waren inzwischen die Verhandlungen im Gange, die beiden ältesten meiner Schwestern, obgleich noch sehr jung, einer Pensionsschule in Berlin zu übergeben, und für den Vater sei das Opfer zu groß, gleichzeitig auch noch mich an einem fremden Orte zu erhalten. So mußte ich mich zufrieden geben. Sie hätte mich gern etwas leichtsinniger gesehen, wenigstens leichtblütiger. Wenn sie mich trübsinnig und verschlossen sah, flüsterte sie mir wohl lächelnd zu: „Laß es zu dem einen Ohr hinein gehen, zum andern hinaus!" Das lag nun damals nicht in meiner Macht, und so blieb ich, der einzige in dem sonst fröhlich bewegten Hause, in meinem Trübsinne. So trieb ich meine Malversuche, meine theoretischen Musikstudien, ging für meinen Vater botanisch-entomologische Wege, las und las, und alles, das mehr und mehr abgesondert und innerlich vereinsamt. Eigentlich kümmerte man sich nicht recht um mich. Der Vater hatte viel zu thun, der Zuschnitt des Hauses gab der Mutter reichlich Beschäftigung. Man war zufrieden, wenn ich nur leidlich gesund blieb.

In diese Zeit fiel meine kirchliche Einsegnung. Die Vorbereitungen dazu dauerten schon seit lange, denn ich ging nicht ein, sondern zwei Jahre lang in den Konfirmationsunterricht, da die Mutter dies für den künftigen Theologen

sehr wünschte. Bei diesem Unterricht wurde nun der erste Prediger der Stadt, Konsistorialrat Romberg, häufig für längere Zeit vertreten durch einen jüngeren Amtsgenossen, Prediger Serno. Dieser hatte von Anfang her ein Augenmerk auf mich, und mir gefiel sein Vortrag und sein Wesen außerordentlich. Da er den Wunsch aussprach, die Schüler möchten das Gehörte ausarbeiten, ging ich gleich ans Werk, und konnte ihm einige Tage darauf meinen Aufsatz überreichen. Freilich wurde ich von meinen Mitschülern gescholten und verhöhnt, denn ich war und blieb der Einzige, der eine Arbeit lieferte. Serno aber zeigte sich zufrieden damit, und ermunterte mich, fortzufahren. So arbeitete ich ab und zu etwas aus, wobei es mir hauptsächlich daran gelegen war, in persönlicher Beziehung mit ihm zu gelangen, und so, um zugleich meine Mitschüler nicht gegen mich aufzubringen, zog ich es vor, ihm meinen Aufsatz in seiner Wohnung zu überreichen. Bei diesen Besuchen behielt er mich bald länger bei sich, wies mir auch wohl mit Lächeln nach, daß in meinen Aufsätzen oft ganz andere Dinge stünden, als er vorgetragen hatte. Indessen sollte ich mich nicht abhalten lassen, aufzuschreiben, was mir etwa durch den Kopf ginge. Das that ich dann, nicht ohne Anspielungen auf meine innerliche Lage. Er suchte mich mehr herauszulocken, und da er in litterarischen Dingen unterrichtet war, nahm er eines Tages den Parzival in San Martes Übersetzung (sie mochte in dieser Zeit eben erschienen sein) zur Hand, und schlug vor, ihn gemeinsam mit mir zu lesen. Ich ging mit Freude darauf ein. Nun gab es aber dabei viel zu fragen, zu erklären, nachzuschlagen, und bald waren wir mitten in der Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts, in dessen Sprache er mich dann auch zuerst einführte. Meine Eltern, mit welchen Serno über mich gesprochen haben mochte, waren sehr erfreut über diese Freundschaft, und versprachen sich das Beste davon.

Ich gehe über den Verfolg noch hinweg, um vorerst von meiner Konfirmation zu sprechen, welche durch Romberg selbst vollzogen wurde.

Meine Mutter war in diesen Tagen krank und konnte mich nicht zur Kirche begleiten. Der Vater wollte später durch die Sakristei nachkommen. So ging ich mit den kleinen Schwestern allein nach der Kirche. Ich nahm die Feier sehr ernst. Ein ungeheures Gewitter zog während der Einsegnungsrede auf, dessen dröhnende Donnerschläge sich der Prediger zu Nutze machte, um den Eindruck zu erhöhen, und gab der Handlung eine in der That entschiedene Wirkung. Ich war innerlichst ergriffen. Und während meine Mitkonfirmanden, in neuen Fracks, sich schon mit Bedeutung aufpostierten, um sich als junge Männer betrachten zu lassen, saß ich in Thränen aufgelöst, und erntete ihre verachtenden Blicke ein. Gleichwohl hatte der Tag mir eine entschiedene innere Erhebung gebracht. Ich fühlte mich innerlich freier, und beschloß allen meinen Feinden zu vergeben. Diese waren selbstverständlich nur in der Schule zu suchen. Aber so gerne ich ihnen vergeben hätte, ich erfuhr täglich, daß mir nicht vergeben wurde, daß mein bloßer Anblick den Unversöhnlichen zu unwürdigen Reden herausforderte. Da kam ein neuer Geist über mich, ich beschloß, der cynischen Tyrannei entgegen zu treten, ich wollte es zu einem entschiedenen Bruche kommen lassen. So begann ich die Anspielungen meines Tyrannen mit Achselzucken und verächtlichem Lächeln zu entgegnen. Aber das machte ihm nun erst Spaß, denn jede Frechheit imponierte ihm. „Seht! schrie er dann lachend: Seht, er verachtet unsere schlechten Witze! Er spielt sich als großen Charakter auf! Seht und bewundert den Heldenspieler!“ und so weiter. Er konnte lange in solchem Tone fortfahren. Die Lacher hatte er stets auf seiner Seite. Für den letzten Konflikt

aber sollte sich die Ursache erst in den geselligen Verhältnissen unsres Hauses finden.

Es wurde bei uns ein Fest vorbereitet, die Vorfeier der Hochzeit in einer befreundeten Familie, der sogenannte Polterabend, für den meine Eltern ihre Räume zur Verfügung gestellt hatten. Da es sich darum handelte, daß eine Anzahl von Personen in Verkleidungen auftreten wollte, um die Verlobten durch scherzhafte oder sentimentale Verse zu begrüßen, und die Beteiligung sehr stark wurde, beschloß man, das ganze in einen Festzug zu ordnen, dem Brautpaar dann eine Quadrille vorzutanzen, und nach einer neuen Aufstellung erst in Gruppen oder einzeln aufzutreten. Meine Mutter hatte Verse für die Hälfte der Gesellschaft gemacht, sogar eine dramatische Scene, in welcher sie selbst eine Rolle übernehmen wolle. Nun aber hatte sich der Rittmeister Goltz etwas ausbündig Verrücktes ausgedacht. Er wünschte in Frauenkleidern, als eine verlassene Geliebte des Bräutigams aufzutreten. Und zwar hatte er seine Rolle an die vorwurfsvollen Reden der Königin Dido aus Blumauers travestierter Aeneïde angelehnt, ja manche Stellen ganz aus derselben genommen, und freute sich bereits auf die Wirkung. Man gab ihm zu verstehen, daß, wenn er an dem Zuge und als Dame an der Quadrille teilnehmen wollte, noch ein Tänzer nötig sei. „Ei was! rief er, indem er auf mich wies: Da steht schon ein Tänzer für mich! Wir werden als Paar schon durch den Gegensatz ungeheuer wirken.“ Der Vater lachte, die Mutter war gleich einverstanden, da sie mich dadurch aus meinem Rückhalt ein wenig heraus zu locken hoffte. Aber nun eine Rolle für mich! Der Rittmeister wußte auch dafür gleich Rat. „Er kann als Tanzmeister auftreten! rief er. Ich habe ihn mit seinen Schwestern schon ganz flink auf den Tanzbeinen gesehen. Und dann führe

ich als Dido mit ihm, oder er als Tanzmeister mit mir, den Zug an.“ Es wurde zugestanden.

Nun war ich freilich kein Duckmäuser, sondern konnte, wie das bei verschüchterten Naturen häufig ist, zu Zeiten recht ausgelassen sein, um freilich in ein um so längeres Verstummen zurück zu fallen. Mit rechtem Vergnügen aber war ich diesmal nicht bei der Sache. Ein andrer in meinen Jahren würde sich mit Genugthuung zum erstenmal unter den Erwachsenen gefühlt haben, mich aber beschlichen böse Ahnungen. Ich übte in den Proben indessen mit, und füllte in der Quadrille meinen Platz so gut aus wie jeder andre. Am Festabend trug ich einen rosenfarbenen Frack, rosa Kniehosen und eine rosa Weste; die großen Schnallen auf den Schuhen waren aus dem Nachlaß des Großvater Barraud. Das starke braune Haar — das einzige an mir, was von starkem Wuchs war — hatte man mir sorgfältig gekräuselt. Als ich so in das Versammlungszimmer trat, brach ein schallendes Gelächter aus — ich erschrak! Aber das Lachen galt nicht mir, den man kaum beachtete, sondern meiner Dame, die mir unmittelbar folgte, einem Ungeheuer von Länge und Umfang. Der Rittmeister hatte sich ein Phantasiekostüm gewählt, unermeßliche Reifröcke, Kleider von verschiedenen geblümten Stoffen, eine gewaltig aufgestufte Haube mit gebrannten Krausen, unter welcher die langen Enden seines Schnauzbartes sich um so grotesker geltend machten. Er trug einen Fächer, größer als ein Pfauenschweif. Mit dieser unerhörten Dame, die mich noch kleiner erscheinen ließ, als ich war, hatte ich den Zug zu eröffnen. Aber in der Quadrille bereitete sie mir andauernde Not. Ich mußte meine kolossale Tänzerin an den Kleidern ziehen und zerren, um nicht alles in Verwirrung zu bringen, denn sie kehrte sich wenig an den kunstvollen Reigen, sondern drehte sich und knixte, wo es i h r beliebte. Als der Tanz vorüber war, und man im Kreise

stand ging sie als erste mit starken Schritten auf den Bräutigam zu und begann ihre vorwurfsvolle Anrede. Ich erinnere mich noch des Effektes, den die Worte Dido's machten:

„Nicht wahr, mein Süßes schmeckte dir,
Allein das Bittere willst du mir
Allein nun überlassen?"

Und als endlich alles glücklich abgelaufen war, überkam mich ein Gefühl tiefer Betrübniß. Es gab unter Leuten keine reine Freude mehr für mich, denn ich wußte, daß alles was geschah einen mißlautenden Wiederhall in der Schule fand. Die Dinge sprachen sich bald genug herum, und wer erfahren wollte und fleißig zuhorchte, erfuhr schnell.

Auch täuschte ich mich nicht. Kaum war mein hohnlachender Widersacher Tags darauf in das Klassenzimmer getreten, als sein höhnischer Blick mich suchte, und sein Kommando erscholl: „Tanzmeister! Hierher! Seht, das ist ein Tanzmeister! Ein Komödiant! Königin Dido ist seine Flamme!" So ging es fort, jeder Satz durch ein Raketenfeuer von Gelächter abgeschlossen, welches von den Reihen gefälliger Sklaven beantwortet wurde. Denn es war bei den meisten Furcht, welche sie gefällig machte. Nun begann er gar mein gestriges Kostüm zu schildern, kurz es schien heut des boshaften Spaßes kein Absehen. Plötzlich wendete er sich an mich mit der scharf betonten Frage: „Warum lacht der Tanzmeister nicht mit?" Eine erwartungsvolle Stille folgte. Mir Unseligem aber kam der Mut, zu entgegnen: „Ich muß mich eher wundern über das Lachen, denn etwas Belachenswertes habe ich hier noch nicht gehört." — Ein Schweigen legte sich über die Reihen, mit der Erwartung, daß nun etwas wie ein Blitz einschlagen werde. Unser Despot aber erhob sich langsam, stemmte die Arme in die Seiten, wie er pflegte, und sah mich mit Erstaunen an. Er schrieb

mit Bleistift ein paar Worte auf einen Zettel. Es war der Verhaftsbefehl an den Pedell, mich über Mittag einzuschließen — eine in der Tertia schon ungewöhnlichere Strafe — worauf der Unterricht in geziemenderem Ernst, als seit lange geschehen, seinen Fortgang nahm. Als die Stunde zu Ende gegangen, umringten mich mit einemmal die Mitschüler, und die wohlwollenderen erklärten, daß ich recht gethan, und daß die verwünschte Lacherei ein Unsinn sei, und eingeschränkt werden müsse. Der Mißhandelte wurde plötzlich zum Gegenstande der Hochachtung. Aber freilich gab mir Jeder zu, daß die heutige Einsperrung nur eine vorläufige Abschlagszahlung sei, und meine Lage von nun an eine sehr gefährdete sein werde. Denn dem ergrimmten Despoten war Alles zuzutrauen. Ich aber erklärte, von diesem Tage an die Schule nicht mehr zu betreten, es komme was da wolle. Meine Strafe über Mittag saß ich noch ab, dann aber ging ich nach Hause, und ließ hinter mir was ich haßte, auf den Tod haßte und verachtete. — Die Eltern waren beim Hochzeitsfeste der Freunde. Heiter und guter Dinge kehrten sie heim. Der Augenblick schien mir nicht günstig, mit dem Vater über meine Lage zu sprechen. Am andern Morgen aber mit dem Frühsten trat ich in sein Arbeitszimmer und sagte: „Wenn du nicht willst, daß ich zu Grunde gehe, so nimm mich von dieser Schule weg!“ Ich sehe noch den Ausdruck des Erstaunens in seinen Zügen. Ich redete weiter, verschwieg nichts (sofern es nicht Spott gegen ihn selbst war) sprach sogar von der Verhöhnung, die sich bis auf den gestrigen Abend erstreckte, und bemerkte wohl, daß er sich meine Lage so nicht gedacht hatte, und daß sie ihm nahe ging. Er hörte mir ruhig zu, und sagte endlich: „Es ist gut! Wenn es so ernst ist, sollst Du fort von hier. Ich werde an die Großeltern nach Frankfurt schreiben, ob sie dich in ihr Haus

aufnehmen wollen". Ich fiel ihm um den Hals. Es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens. —

Mancher würde eine rein humoristische Behandlung der Nichtigkeiten eines Schullebens, wie es hier geschildert worden, vorgezogen haben, und wenn es nur darauf angekommen wäre, so hätte der Humor hier ein reiches Feld gefunden. Für mich war doch der Ernst der Thatsachen von größerer Bedeutung. Aber lohnte es sich wohl der Mühe, oder ist es recht, diese Dinge ernsthaft aufzuzeichnen? Ich denke, ja! Jeder soll was ihn gefördert, oder in seiner Entwickelung gehindert hat, sofern er überhaupt aus seinem Leben mitteilen will, offen heraus sagen, um so mehr, wenn die Zustände, welche auf ihn einwirkten, öffentliche waren. Eine Schule ist auch etwas Oeffentliches, die Lehrer, welche an ihr wirken, dürfen nicht glauben, einer öffentlichen Verantwortung zu entgehen. In ihrer Hand liegt der moralische, liegt der Bildungszustand ganzer Generationen. Wo sie pflichtwidrig und unter der Würde ihrer Stellung wirken, gehören sie vor das Gericht der Nachwelt. Falsche Pietät soll nicht beschönigen und vertuschen, wenn sie, anstatt zu erziehen und zu erheben, die sittlichen Verderber für Viele geworden sind. Die Gymnasien in jenen östlichen Gegenden Preußens ließen damals alle viel zu wünschen übrig, schwer aber werden an einer Schule überhaupt Persönlichkeiten beisammen getroffen werden, die den Lehrerstand in solcher Entwürdigung zeigten, wie damals in Bromberg. Das hat sich längst geändert. Jene Leute sind nicht mehr unter den Lebenden. Das Sprichwort, daß man von den Toten nur Gutes reden solle, ist durchaus thöricht, und um so unrichtiger, als in die Hand der Verstorbenen eine Wirkung für die Zukunft gegeben war. Die in der geschilderten Zeit beiden jüngsten Lehrer, Breda und Fechner, wurden im Verlauf der Jahre nach einander Direktoren des Gymnasiums,

und leiteten eine Anstalt, die mit der einstigen keine Aehnlichkeit mehr hatte.

Die Meisten erinnern sich mit Freude der Schulzeit ihrer Knabenjahre. Bei mir ist das nicht der Fall. Frohe Erinnerung an die Schulzeit und an Schulfreundschaften stammen bei mir erst aus späteren Jahren. Vielleicht aber haben auch nur Wenige solche Schuleindrücke empfangen, wie ich, und dieselben so empfunden, vielleicht haben sie bei Keinem so weittragend gewirkt. Meine erste Jugend wurde durch sie ihrer reinen Heiterkeit beraubt, mein Gemüt verschüchtert und verbittert, und in seine eigne Welt zurückgedrängt, so daß es sich lange in Gegenwehr auch zu Umgebungen setzte, welche wohl besser hätten auf mich wirken dürfen. Daß ich bei den bisherigen Lehrern wenig lernte, liegt auf der Hand. Unthätig aber konnte ich niemals sein, und den Knabenjahren war ich in meiner inneren Entwickelung weit voraus geeilt. Aber wenn mir damals Jemand geweissagt hätte, ich würde selbst einst als Lehrer vor den Schulbänken stehen, ein Schauder würde mich ergriffen haben. Daß ich aber als Lehrer von günstigen Erfolgen reden kann, daß ich mir Zuneigung und fortwirkendes Andenken von Schülern erworben habe, hat vielleicht mit seinen Grund darin, daß ich früh erfahren mußte, wie ein schlechter Lehrer sich dies verscherzen oder das Gegenteil hervorbringen kann. Und so mag denn auch diesen Verhältnissen einiges Gute für mich zugesprochen werden. —

Noch desselben Tages, da mein Abgang von der Schule beschlossen war, fragte mein Vater bei dem Prediger Serno an, ob er mich für den Verlauf des Winters in die Lehre nehmen wolle? Dieser zeigte sich bereit dazu, und schon am andern Morgen wanderte ich neu belebt zum Unterricht in seine Wohnung. Serno war mit seinen Kenntnissen schon öfter hülfreich gewesen. Er hatte als Hauslehrer auf dem

Lande junge Leute, welche vorher nie eine Schule besucht, bis zur Sekunda vorbereitet. Wo es dem Bromberger Gymnasium fehlte, wußte Serno recht gut, er kannte auch bereits die Lücken in meinen Schulkenntnissen. So wurde denn an's Werk gegangen, nicht so regellos, wie bei unsren litterarischen Unterhaltungen, sondern nach bestimmtem Plan und in geordneter Tagesarbeit. Es war eine glückliche Zeit für mich, und ich lernte in ein paar Monaten bei ihm mehr, als ich in Jahren in der Schule hätte lernen können. Getrübt und unterbrochen wurde dieses Glück freilich auch noch einmal, da ich in eine schreckliche Krankheit verfiel. Erst zeigten sich einige kleine Blutblasen, dann bedeckten sie den ganzen Körper, und besonders das Gesicht wurde dadurch heimgesucht und entstellt. Die Erscheinungen waren schmerzhaft und machten das Niederliegen zu einer Qual. Der Arzt nannte die Krankheit das Werlhoffsche Blutfleckenfieber, und fügte, nachdem er den Namen aufgeschrieben hatte, hinzu: „Wieder eine gelehrte und ganz aparte Krankheit". — Sie ging ohne Gefahr vorüber, aber gerade zu Weihnachten war mein Gesicht noch dermaßen mit Schorf bedeckt, daß ich vor Leuten nicht erscheinen konnte. An diesem Weihnachtsabend beschenkte mich mein Vater mit Goethes sämmtlichen Werken, welche zu wünschen ich noch nicht gewagt hatte, deren Besitz mich aber sehr beglückte. Daneben fand ich einen Teil meiner Ausstattung für Frankfurt.

Denn die Großeltern hatten sich bereit erklärt, mich bei sich aufzunehmen. Der Mutter wurde dadurch die Trennung minder erschwert, da sie mich künftig unter Verhältnissen denken durfte, die ihr lieb und teuer waren, in welchen ich zudem wohl aufgehoben sein konnte. Was es aber mit meiner Ueberlieferung an das großelterliche Haus auf sich hatte, das wußte der Vater wohl, wenn er einmal sagte: Fortan betrachte ich meinen Aeltesten nur noch als mir

zuweilen geliehen, und ich werde ihn öfter aufsuchen müssen, denn ihn als Gast in meinem Hause haben. Er sah voraus, daß von häufigen Ferienreisen nicht die Rede sein könne, und daß ich fortan ganz unter das Gesetz und den Willen des Pfarrhauses gehören müsse. Erkannte ich auch nicht in ganzem Umfang, daß das unter den obwaltenden Umständen das Beste für mich sein mußte, so war ich doch Alles zufrieden, und sah dem Tage der Abreise ohne Trennungsschmerz entgegen. Außer den Eltern und Geschwistern und etwa dem guten Serno, verließ ich in Bromberg damals nichts, was mir von Wert gewesen wäre. Und als der Abschied von der Familie genommen war, und ich mich mit dem Vater in den Postwagen setzte, fühlte ich, daß ich auch innerlich einem neuen Lebensabschnitte entgegen ging.

Siebentes Kapitel.

Das alte Pfarrhaus der französisch-reformierten Gemeinde zu Frankfurt an der Oder ist in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden. Es bildete die Ecke der Oderstraße und Breitenstraße, und stand am Fischmarkte, wie der nach der Oder hin abfallende Teil' genannt wurde, da hier die Fischer ihre Verkaufsstelle hatten. Die drei andern Ecken der Straßenkreuzung waren durch stattliche Häuser vertreten, das Pfarrhaus war ein aus alter Zeit stehen gebliebenes, niedriges und unscheinbares Gebäude von etwas düsterem Aussehen aber mit starkem Mauerwerk. Die Fenster, vorwiegend im Erdgeschoß, staken in tiefen Mauernischen, und waren nach der Seite des abschüssigen Fischmarktes zu, so hoch, daß man nur auf Stufen zu ihnen gelangen konnte. Das Haus umfaßte damals nur vier Personen; außer den Großeltern einen ihrer Söhne, Kandidaten der Theologie,

und die jüngste Tochter, Clara mit Namen. Der jüngste Bruder meines Vaters war noch auf der Universität, gehörte aber später auch zu den Hausgenossen. Wir wurden herzlich empfangen, und ich unter die Obhut meines Onkels, des Kandidaten, gegeben, mit dem ich eine Stube und Schlafkammer zu teilen hatte.

Mein Großvater war in seinem Wesen und Aussehn noch derselbe, wie er bei seinen früheren Besuchen in Bromberg erschienen, immer der würdige alte Herr mit dem noch reichlichen silbergrauen Haar, freundlich und gütig gegen Alle, durch hingeworfene trockene Bemerkungen nicht ohne humoristische Wirkung, und ganz einverstanden, wenn es zu Zeiten fröhlich um ihn her zuging. Die Großmutter, etwas ernster in ihrer Haltung und nicht von vielen Worten, scheinbar streng in ihren Zügen, Anschauungen, Forderungen von Pflichten im Hause und außerhalb desselben, und doch voll unendlicher Güte. Niemals hörte man von ihr ein unliebsames Wort über Andre, und wenn ihr dergleichen von Leuten zugetragen wurde, dann suchte sie für Handlungen oder Reden, die man mißbilligte, eine begründende Ursache, wußte das Gespräch auch wohl schweigend abzulehnen. Daß sie, bei aller Gemessenheit ihrer Haltung auch lachen konnte, wußte man im Hause wohl, und suchte sie oft genug aus ihrem Rückhalt hervor zu locken. Mit ruhigem Walten ging sie in den Pflichten des Hauses auf, worin sie von ihrer Tochter unterstützt wurde (wobei sie in der Stille die Auswahl aus einer Leihbibliothek zur Unterhaltung nicht ablehnte) und verließ dasselbe nur, um zur Kirche zu gehen, oder einen Sonntagsspaziergang mit dem Großvater zu machen.

An der Spitze des Frankfurter Gymnasiums stand Direktor Poppo, einer der ersten Philologen seiner Zeit, einer von jenen „Sprachgewaltigen“ auf altklassischem Gebiete. Dagegen schien er in der Rede mit deutscher Sprache fast

zu kämpfen. Er arbeitete damals noch an den letzten Teilen seiner großen Ausgabe des Thukydides. Seine Gelehrsamkeit war auch sonst umfangreich. Ein hochgewachsener, stattlicher Mann mit struppigem grauen Haar und einer etwas negerhaften Gesichtsbildung, flößte er im ersten Augenblick eher Scheu als Vertrauen ein. Daß man hier größere Ansprüche an den Schüler machte, zeigte sich gleich bei der Prüfung, welche Poppo mit mir anstellte. Während Serno uns zu der Hoffnung Mut gemacht hatte, ich würde in die Sekunda eintreten können, stellte sich heraus, daß ich noch für ein Semester der Tertia angehören müsse. Unser Kandidat gab mir bei der Heimkehr Einiges sehr ernstlich und eindringlich zu verstehen: Mein Vater sei schon mit sechzehn Jahren zur Universität gegangen, während ich hinter meinem Alter weiter zurück geblieben sei, als sich zieme. Ich empfand diese Vorwürfe mit ganzer Demütigung, wußte aber nichts darauf zu erwiedern. Freilich hätte sich Manches zu meiner Entschuldigung sagen lassen. Mein Vater war einst gesund und rüstig, ohne jeden beeinträchtigenden Ortswechsel, durch seine Jugend gegangen, und hatte die Schule zu einer Zeit verlassen, da die Ansprüche, wie er eingestand, bei weitem geringer waren; während ich, von Ort zu Ort geschoben, mit vielfacher Kränklichkeit kämpfend, unter den möglichst ungünstigen Schulverhältnissen herauf gekommen war. Wenn unser Kandidat mir vorzählte, daß ich, wie es Bestimmung war, in jeder der beiden oberen Klassen zwei Jahre verbleiben müsse, und nun noch ein Stück von der Tertia nachzuholen hätte, so stellte sich heraus, daß ich nicht als der Jüngste von der Schule abgehen würde. War ich selbst aber durch solche Thatsachen, gegen welche sich augenblicklich nichts thun ließ, in meinem Gemüte bedrückt genug, so wollte mein Vater das nicht so schwer genommen wissen. Wenn nur

keine neuen Krankheitsanfälle eintraten, sah er ganz getrost in die Zukunft, und so reiste er nach einigen Tagen ab. —

Im Pfarrhause, dem ich jetzt zugeteilt war, gingen die Tage geregelt und in immer gleicher Eintönigkeit fort. Anfangs wurde es mir nicht ganz leicht, mich in die Wandlung des Lebens zu finden. Denn wenn wir Geschwister im elterlichen Hause in keiner Weise verzogen worden waren, so hatte die ganze Gestaltung des Hausstandes uns doch zu einer anspruchsvolleren Gewöhnung gebracht, und hätte dieselbe nur in dem Anblick und dem Zuschauen bei einem gesellig bewegten Treiben bestanden. Nun kam ich selbst zu der Ueberzeugung, daß ich verwöhnt sei, mich jetzt aber um so mehr zusammen zu nehmen hätte. Der Zuschnitt des Pfarrhauses war bürgerlich einfach, wenn auch ohne Einschränkung, und in immer gleicher Ordnung gemessen; die Großeltern, alt genug, um die Gemächlichkeit und Ruhe zu schätzen. Gesellschaft wurde nicht eingeladen, wie sie selbst nicht mehr in Gesellschaft gingen. Besuche erschienen nur auf Stunden, da man die Regel des Hauses kannte und berücksichtigte. Die beiden Alten standen in der höchsten Achtung, der Großvater wurde auch von der zahlreich vertretenen Geistlichkeit, obgleich sie zum Teil eine ganz andere Richtung vertrat, als der Urälteste höchlich respektiert. Er predigte noch manches Jahr, wenn die Reihe an ihn kam. Die Predigten in französischer Sprache hatte er eingestellt, selbst die Gewohnheit, im Jahre wenigstens einmal französisch zu predigen, eingehn lassen, da schließlich der Begriff der „französischen Gemeinde“ sich verloren hatte, und nur noch zu einer Bezeichnung geworden war. Auch seine deutschen Predigten hatten nur noch einen kleinen Kreis von Zuhörern, da er von glänzenderen Kanzelrednern überflügelt war. Er wußte das, gestand es in der kindlich naivsten Weise zu, ohne sich im mindesten dadurch beeinträchtigt zu fühlen. Die Offenheit

und Gradheit seines Charakters und Wesens war es auch, wodurch er sich die bevorzugteren Geistlichen unbedingt ergeben machte. Es gab unter diesen Herren der verschiedensten Richtung doch mancherlei Streitigkeiten, Intriguen und Gegnerschaften, bei welchen für mich der geistliche Heiligenschein des Theologen recht sehr verblaßte. Mein Großvater stand außerhalb und über allen diesen Dingen. Ich hörte einmal von einem Theologen, der als ein neues großes Kirchenlicht gepriesen wurde, über meinen Großvater sagen: Wenn jemals ein Geistlicher sich den Titel Hochehrwürden verdient habe, so sei es dieser Mann! — Sonntags nach der Predigt und darauf bei Tische war der alte Herr immer besonders liebenswürdig in seinem Behagen. Auch ging es um den Tisch meist munter zu, da seine beiden, in Frankfurt ansässigen Söhne, der eine Kunst- und Handelsgärtner, der andere selbständiger Kaufmann, zur „Sonntagssuppe" erschienen. Als beide sich bald verheirateten, wurde die Tafel noch größer, denn der Großvater wünschte die jungen Frauen Sonntags auch an seinem Tische zu sehen.

So war ich in einen Familienkreis aufgenommen, in welchem ich, als Jüngster, auch bei lebhafterer Unterhaltung nicht zur Sprache kam, noch auch das Wort begehrte. Ich mußte erst Fühlung gewinnen zu so vielen Onkels, welche, wie ich wohl bemerkte, mich beobachteten, und nicht gewillt waren irgend welche Ansprüche in mir aufkommen zu lassen. Denn man war von dem Vorurteil ausgegangen, es handle sich um einen grenzenlos verzogenen und anspruchsvollen Jungen, der gründlich geduckt und zum Besseren erzogen werden müsse. Dafür wollte sich nun aber keine rechte Veranlassung finden. Denn die neue Lebensform, in der ich mich befand, erregte meine Aufmerksamkeit und Wißbegier, ich knüpfte mit meinem Anteil nicht trübsinnig an Verlassenes an, sondern an Gegenwärtiges, und suchte mich durch Fragen

zu unterrichten: bei dem Onkel Gärtner über Botanisches, bei dem Onkel Kaufmann über Merkantilisches und Städtisches, über die Messen und ihre Bedeutung, und was sonst in dieses Gebiet gehört. Und als man lange vergeblich gewartet hatte, daß die Tücken und Trumpfe des Sträflings, den man zur Besserung in Pflege zu haben glaubte, sich zeigen sollten, daß er sich anspruchslos und wie in seinem Elemente betrug, änderte sich der Ton, und wurde entgegenkommender. Noch eine Zeitlang bemerkte ich in der Familie eine gewisse Verwunderung, daß man mich nicht so schlimm fand, als man erwartet hatte.

In dieser Zeit gewann ich erst einen Einblick in die größeren Umkreise der Familie und die endlosen Kolonie-Verwandtschaften in Frankfurt, Berlin, Straßburg, und an anderen Orten. Im engeren Zusammenhang mit dem Pfarrhause stand die Großmutter Barraud, und zwar mit ihrer Tochter Julie, welche ein Erziehungsinstitut leitete, zu dessen Vorstand auch der Großvater gehörte. Da aber die Großmutter Barraud durch ihren lahmen Fuß sich ebenso an das Haus gefesselt fühlte, wie die Großeltern durch Jahre und Gewöhnung, so mußten für den Verkehr die Besuche der Jüngeren genügen, oder man fand sich im Sommer einmal in einem öffentlichen Garten oder zu Wagen leicht erreichbarem Orte der Umgegend zusammen. — Auch ein Bruder des Großvaters, Kaufmann, lebte noch in Frankfurt. Er war über das achtzigste Jahr längst hinaus, doch immer noch rüstig. Da alle seine Kinder verheiratet waren, wurde sein Haushalt von einer auch schon bejahrten Nichte geführt. Sein Haus war der Mittelpunkt einer für sich bestehenden Familiengruppe. Solcher Gruppen bestanden nun noch mehrere in der Stadt, und daran schloß sich eine Menge von entfernteren Verwandten mit französischen und deutschen Namen, ungerechnet alle jene Allerweltsonkels und Allerweltstanten,

welche sich immerhin geltend zu machen wußten, und als die Wandelsterne der Familie, den Zusammenhang der Gruppen förderten oder auch zuweilen lockerten. Im Ganzen war das Familiengefühl durchgreifend, die Verwandtschaftspietät, ihre Rechte und Pflichten, oft etwas eingeengt, sie konnte sogar zu einer gewissen Tyrannei werden. Von den Großeltern, unseren Patriarchen, ging dieselbe nicht aus, und es wäre im einzelnen Falle schwer nachzuweisen gewesen, von wem sie eigentlich ausging. Sie hatte ihren Ursprung in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit innerhalb eines einst fremden Ganzen, mit dem man doch längst verschmolzen war, und von welchem sich abzulösen Niemand mehr in den Sinn kam. Das vielfach Beschränkende lag nur in der Tradition. Denn das Kolonie-Bewußtsein war immer noch stark. Viele gaben etwas auf reine französische Abstammung. Daher die zahlreichen Verheiratungen innerhalb der Familie; Onkels und Nichten, Cousins und Cousinen, wurden von Jahr zu Jahr mit einander getraut. Ein alter Vetter sagte einmal von mir und meinen Geschwistern: „Ihr dürft stolz sein, denn ihr seid Vollblut!“ Trugen doch Vater und Mutter französische Familiennamen! Und so ging, bei aller Bürgerlichkeit, eine Art von aristokratischem Bewußtsein durch die ganze Kolonie.

Aber man unterschied sehr bestimmt zwischen den alten Refugiés und den neueren Emigrirten. Die letzteren waren aus ihrem Vaterlande entflohen vor dem Sturme der Revolution, viele kehrten nach Frankreich zurück, als die Unsicherheit für sie aufhörte, viele blieben auch in Deutschland, wo sie Amt und Stellung gefunden, oder sich sonst mit Vorteil ansässig gemacht hatten. Diese wurden nicht für voll angesehen, und der Zusammenhang erstreckte sich nicht auf sie. Die Refugiés, welche aus Frankreich um ihres Glaubens willen mit Feuer und Schwert vertrieben worden, diese galten

als die in ihrer Abstammung höher stehenden, die Vornehmeren, und nur diese bildeten die Kolonie. Sprach sich das bürgerlich-aristokratische Bewußtsein hier, im Gegensatze zu den später Eingewanderten aus — unter welchen doch Abkömmlinge alter französischer Adelsgeschlechter waren, so durchdrang es die ganze Lebensanschauung, ja den Familiencharakter überhaupt. Bei den Roquettes viel weniger, da sie vorwiegend einfache, tüchtige Naturen waren; bei den Barrauds dagegen waren aristokratische Züge fast durchweg ausgeprägt, oft in einschneidender Weise, verbunden mit sehr auffallenden Charaktereigenschaften.

Die Barrauds hatten, da sie erst zu Anfang des Jahrhundert nach Frankfurt gezogen waren, ihren Zusammenhang mit der Kolonie in Berlin, wo auch die Brüder und Schwestern des Großvaters Barraud mit kinderreichen Familien lebten. Auch hier war die Vetterschaft zahllos. Im Ganzen ein Geschlecht mit manchen genialen Zügen, begabt, voll Phantasie und Anregungsfähigkeit, aber vielfach extravagant, hochmütig, leichtsinnig, dem Abenteuerlichen zugeneigt, ohne kräftigen Halt, ohne Ausdauer zur Thätigkeit. Viele verzettelten und verdarben ihr Leben. Einige legten Hand an sich, Andere hatten einen noch schlimmeren Ausgang. Es versteht sich, daß es in diesem Familienverbande auch genug schlichte und ordentliche Leute gab, aber Sonderlingszüge, und glänzende, nicht zur Entwickelung gekommene Eigenschaften fand man fast bei allen. Merkwürdig (oder vielleicht auch ganz folgerecht) war es, daß sie durch Verheiratung auch mit deutsch-berliner Familien meist Persönlichkeiten in ihren Kreis aufnahmen, welche sich durch Sonderlingsart zu vielgenannten Originalen machten. Das alte Berlin wußte hundert Geschichten von ihnen zu erzählen. Einer dieser Onkels, ein reicher Mann, sah auf einer Versteigerung dreißig alte Fensterkreuze und Rahmen, die ihm brauchbar erschienen, er kaufte

sie, und ließ sich ein Haus dafür bauen. Er hatte eine heftige Furcht vor dem Scheintode und lebendig begraben zu werden. Daher ließ er sich bei Lebzeiten einen Sarg bauen mit allen Vorrichtungen gegen das Gefürchtete. Im Deckel des Sarges befand sich ein Schiebefenster und Glockenzug, welcher durch das Grab geführt werden sollte. Auch sorgte er für das Erwachen und etwaige längere Harren im Grabe, indem er im Sarge eine Art von Speisekammer anbringen ließ, groß genug, um zwei gebratene Rebhühner und eine Flasche Wein aufzunehmen. Er traf dafür die umständlichsten Bestimmungen, und suchte den Sarg, der in einer Kammer neben seinem Arbeitszimmer stand, immer noch zu vervollständigen. Meine Mutter, welche den Mann um seiner guten Eigenschaften willen sonst sehr schätzte, erzählte, daß er, um die Situation zu prüfen, einmal eine Nacht, anstatt im Bette, mit Rebhühnern und Wein im Sarge zugebracht habe. Als seine Frau am Morgen etwas geängstigt in sein Zimmer trat, fand sie ihn im Sarge sitzen, vergnügt mit seinem Frühstück beschäftigt. — Zahlreich, ja unerschöpflich waren die Geschichten von einer Madame Dutitre in Berlin, die, ich weiß nicht durch welche Kreuzung, einen Platz unter den Tanten einnahm. Sie ist es, welche im Park von Sans-Souci einmal auf den lustwandelnden König Friedrich Wilhelm III. zuschritt mit dem Ausruf: „Ach, Majestäteken, was ich mir freue, Ihnen mal unter vier Augen zu haben!“ Sie erzwang ein Gespräch mit dem König, welches nichts als eine Art von devoter Liebeserklärung sein sollte, für welches sie auf des Königs wie auf ihrer Seite Zeugen hatte, um sich derselben rühmen zu können. Von solchen Persönlichkeiten habe ich nur die Nachkommen in späterer Zeit kennen gelernt, Anekdoten über sie wurden aber im großelterlichen Hause oft genug erzählt. Doch auch von dem immerhin umfangreichen Frankfurter Verwandtschaftskreise blieb ich ziem-

lich fern; einmal weil das großelterliche Haus es bedingte, vielleicht auch, weil sich zur Zeit niemand von meinem Alter darin fand.

Betrübend aber war es mir, daß ich zu einem regeren Verkehr mit dem Spiekerschen Hause nicht gelangen sollte, dem ich doch von meinen Eltern besonders empfohlen war. Auf dieses hatte ich große Erwartungen gesetzt, denn es war mir immer als Gegenstand von Freuden und Wünschen geschildert worden, wie denn Spiekers Jugendschriften ein hingebendes Publikum an mir und meinen Geschwistern gefunden hatten. Spieker war Superintendent an der Oberkirche, also ein Amtsbruder des Großvaters, mit ihm auf dem besten Fuße stehend, ihm sogar verschwägert, da (und darauf beruhte die Verwandtschaft) ein jüngerer Bruder von ihm eine Tochter meines Großvaters zur Frau hatte. Als mein Vater mich nach Frankfurt brachte, war sein erster Besuch mit mir bei Onkel Spieker, der mit seiner Gattin und seinen erwachsenen Kindern mich herzlich willkommen hieß, und mich aufforderte sein Haus so oft zu besuchen als ich Lust hätte. Spiekers Erscheinung und Wesen hatte etwas überaus Gewinnendes; es war lebhaft, weltmännisch, es zeigte den Mann, der die Welt kannte, in großem Kreise wirkte, und im Mittelpunkte der geistigen Bewegung seiner Zeit stand; dabei warm, herzlich und herzgewinnend. Nun aber sollte eine Schranke aufsteigen zwischen dem Spieker'schen Hause und mir, welche, obgleich es mir stets geöffnet blieb, mich mehr und mehr von demselben abdrängte. Diese Schranke bestand in einer Befangenheit des großelterlichen Hauses, oder eigentlich nur seiner jüngeren Vertreter, gegen litterarische und künstlerische Dinge, gegen Alles, was man spöttisch „schöne Künste" nannte. Die Familie hatte selbst noch kein produktives Talent aufzuweisen, es war niemand darin musikalisch, litterarische Gespräche wurden nicht geführt, mit bildender Kunst hatte man noch

weniger zu schaffen, es galt eigentlich für abgeschmackt, mit einem Geistesprodukt in die Öffentlichkeit zu treten. Zwar hatte ein älterer Onkel Roquette (damals schon verstorben) eine französische Grammatik verfaßt, die sogar auf dem Gymnasium eingeführt war; die aber ließ man hingehn, da man ihn nicht eigentlich unter die Schriftsteller rechnete. Es gab auch zwei Bändchen Lyrik einer Julie von Roquette, die man jedoch, selbst wenn man sie gekannt hätte, nicht als einen Familienfrevel angesehen hätte; denn die Dichterin war eine geborne von Penz, aus Pommern, und jener französische Kapitain de (oder de la) Roquette, mit dem sie sich verheiratete, war ein in der Revolutionszeit Emigrirter. Beide gehörten demnach nicht zur Verwandtschaft, nicht einmal zur Kolonie. Daß aber meine Mutter Verse für gelegentliche Zwecke machte, wurde ihr nicht angerechnet, höchstens lachte man darüber. Wußte man doch, daß sie alle Strümpfe für ihre Kinder selbst strickte. — Dahingegen gab es ein aus dem Frankfurter Verbande hervorgegangenes künstlerisches Talent, Louis Dames, den Komponisten, dessen Lieder überall gesungen wurden, sogar eine Zeitlang durchgreifend Mode machten. Darüber wurde dann freilich gelächelt (zumal Louis Dames in juristischer Stellung lebte, und die Musik, die ihn berühmt machte, mehr zu seinem Vergnügen betrieb) und der Name des Gefeierten wurde von Onkels und Vettern nie ohne einen gewissen Spott genannt. Er gehörte mehr zur Spieker'schen Gruppe hinüber. Spieker aber war gradezu als der litterarische Mittelpunkt des damaligen Frankfurt zu betrachten. Seine theologischen, historischen und andern gelehrten Werke standen in Ansehn. Seine Jugendschriften, Dichtungen, Reiseschilderungen hatten ein großes Publikum. In seinem Hause war lebhaftes Interesse für Kunst und Litteratur, es war nie ohne Fremdenverkehr, war der eigentliche Herd der vielbespöttelten „schönen Künste“.

Man verbot mir das Spieker'sche Haus freilich nicht, wie man ja äußerlich in gutem Einvernehmen mit ihm stand, aber ich bemerkte mehr und mehr, daß man nicht wünschte, durch eine engere Beziehung von meiner Seite, sich dem Hause zu nähern. Ich aber hatte Alles zu vermeiden, was mich selbst in den Geruch schöner Künste hätte bringen können, um meine Lage im Pfarrhause nicht zu gefährden. Selbst die Tochter des Hauses, Tante Clara, noch in jüngeren Jahren, und mir sehr gewogen, war, als ich mich mit ihr beriet, einverstanden, daß ich den Verkehr nicht auf eigne Hand fortsetzte. So schrieb ich denn darüber an meine Eltern und gab meine Wünsche auf. Freilich in betrübter Verlegenheit, wenn mir aus dem Spieker'schen Hause die Frage immer wieder begegnete, warum ich so schlechte Freundschaft hielte, und meine Besuche fast ganz einstellte?

Fragte man nun aber von wem diese kleine Tyrannei eigentlich ausging, so ist sie auf die alten Großeltern am wenigsten zurückzuführen. Sie lag mehr in den Grillen einer Gruppe von Jüngeren, deren Einfluß sich tiefer geltend machte, als es den Anschein hatte. Sie lag auch in den verschiedenen Richtungen der damaligen Theologie. Die Partei der orthodoxen Christen, oder der Pietismus, welcher in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV. zu rascher Blüte kam, zählte in Frankfurt umfassende Kreise, bald in der schärfsten Ausprägung des sogenannten Muckertums, bald in jener Form der Hofchristlichkeit, welcher auch viele der geistreichsten Leute anhingen, bald in verschieden gefärbten Uebergangsformen. Zu diesem Pietismus stand nun aber Spieker mit seinem Hause in gradem Gegensatz. Mein Großvater machte sich auch nichts damit zu schaffen, aber sein Sohn, der Kandidat, welcher im Hause lebte, gehörte der orthodoxen Richtung an, wie die Mehrzahl der jüngeren Theologen. Freilich von dem Stockpietismus blieb der

Kandidat auch entfernt, überdies war er eine zu ehrliche Natur, um durch eine Moderichtung eine Rolle spielen zu wollen, durch die man damals Carriere machen konnte. Doch lebte er im Verkehr mit solchen Leuten, wie dieselben denn bis in die höchsten Beamten- und Militärkreise hinein zu finden waren, und in einem Verein jüngerer Männer, in welchen alle Schattirungen der Orthodoxie vertreten waren. Diese hatten ihre allwöchentliche Versammlung, welche doch nicht durchweg aus Theologen, sondern auch aus Angeregten verschiedener Kreise bestand, wie denn auch ein Bruder des Kandidaten, der Kaufmann, dazu gehörte. Ein Haus aber, in welchem zwei Söhne eine ausgeprägte Richtung vertreten, ohne daß ihnen eine prinzipielle Opposition begegnet, wird immer durch ihre Richtung etwas bestimmt werden, um so mehr wenn eine gewisse Herrschsucht sich leise geltend zu machen weiß. Von eigentlichen Pietisten wurden die Wohnzimmer der Großeltern nicht betreten, höchstens von einigen „erregten" Tanten. Da hörte man denn wohl, wie Der oder Jener „zum Durchbruch der Gnade" gelangt sei, oder von einem „Wiedersehen beim Lamme", oder sonstige Formeln aus dem Modedialekte der Gottseligkeit. Der Großvater ging dann, wie er pflegte, mit seiner langen Pfeife im Zimmer auf und ab, rief halblaut sein „Kikelkakel" dazwischen, oder der Ruf: „Alberne Gans!" machte sich wohl vernehmlicher geltend, als für Claras und meine ernsthafte Fassung gut war.

Diese noch jugendliche und lebenslustige Tante Clara war nicht gewillt, die Herrschaft, welche im Hause leise um sich griff, über ihre Person Meister werden zu lassen. Sie hatte zu verschiedenen Zeiten in Bromberg vergnügte Tage bei meinen Eltern verlebt, deren sie immer gern gedachte, und so nahm sie mich zum Kameraden, wenn es galt, irgend eine kleine Zerstreuung für sich durchzusetzen, und wär es nur ein Spaziergang ins Freie gewesen, oder an einen Ort, wo

sie Bekannte anzutreffen hoffte. Was ich mir versagen mußte, nahm sie kühnlich für sich in Anspruch, verkehrte im Spiekerschen Hause, und wußte es im Winter so einzurichten, daß ich sie rechtzeitig abholte, wo mir denn noch ein halbes Stündchen in der befreundeten Familie zugute kam. Daß ich nicht zum Vergnügen in das großelterliche Haus gekommen war, wußte sie wohl, dafür suchte sie, wenn sie mich in kleinen Dingen zu ihrem Vorteil benutzen konnte, durch einige Anregung zu belohnen. Anregend war sie überhaupt in hohem Grade, vorwiegend durch ihre Erzählungskunst, mit der sie aus einem Nichts eine humoristische Geschichte machte. Daher hatten die Alten gegen ihren selbständigen Verkehr nichts einzuwenden. Brachte sie doch von überall her einen Unterhaltungsstoff heim, voll der drolligsten Schilderungen, deren oft dramatischer Vortrag die Alten belustigte. —

Ich war also seit dem Tage meiner Ankunft dem Kandidaten zur Obhut, und nach seiner Vermutung auch wohl zur Besserung übergeben. Wenn diese letzte Vermutung überhaupt im Pfarrhause oder nur im Kopfe des Kandidaten entsprungen sein mochte, kurz sie war da, das mußte ich zu meiner Ueberraschung überall erkennen. Zuerst kündete mein Hüter mir an, daß ich jeden Morgen um sechs Uhr in dem von uns gemeinsam bewohnten Zimmer den Ofen zu heizen hätte. Ich hatte das nie versucht, aber die Neuheit des Geschäftes hatte etwas Anziehendes für mich. Ich ließ mich von der Magd unterweisen, und meine Versuche hatten guten Erfolg. Torfkammer und Holzstall nahm ich in besondere Aufsicht für meine Zwecke, begann zu spalten, zu schichten, zu ordnen, und kam zuweilen mit der Magd in Konflikte, welche sich meine Vorarbeiten für ihre eignen Verpflichtungen zunutze machen wollte. Ich betrieb das Einheizen bald mit einer Art von Leidenschaft, und meine Kunst wurde mit der Zeit anerkannt, ja in solchem Grade, daß man mich auch

für die übrigen Oefen des Hauses gelegentlich zu Rate zog. Die Vorliebe für dieses Geschäft ist mir geblieben. Und da ich in meinem Leben den Wohnort öfter zu wechseln hatte, und damit eine Uebersicht über alle Feuerungsarten und Zündmittel erlangte, und sie mir dienstbar zu machen wußte, so kann ich mich rühmen, wenn nichts besseres, doch einer der besten Ofenheizer geworden zu sein. Bald sah mein Kandidat, daß weder durch das Einheizen noch durch andre Probemittel eine rechte Wirkung bei mir zu Tage treten wollte. Ich merkte ihm eine gewisse Verwunderung an, wenn ich sie mir anfangs auch nicht recht erklären konnte. Irgendwo mußte die Teufelskralle bei mir doch einmal zur Erscheinung kommen, um beschnitten zu werden! Die Kopfschmerzen, welche mir gleich anfangs ein paar mal heftige Niederlagen bereiteten, mochten ein bedenklicher Punkt sein. Der dazugerufene Arzt, ein alter Freund des Hauses, welcher dergleichen in seiner eignen Familie kannte, erwies mir eine Wohlthat durch seine einfache Verordnung: „In Ruhe lassen!" Und so hörte ich eines Tages bei Tische das Wort: „Nein, wenn Einer vierundzwanzig Stunden daliegt, ohne einen Bissen zu genießen, und noch dazu Sonntags, so kann das keine Verstellung sein!" Man hatte also unter die mancherlei Vorurteile gegen mich auch die Uebung in der Verstellungskunst aufgenommen. Schließlich kam man auch davon zurück. Und da sich nun nichts bot, worauf mit starken Mitteln zu wirken gewesen wäre, so gab mein Kandidat das Beobachten auf und ließ mich ungehindert. Wir haben uns ein Jahr lang, und darüber, gut mit einander vertragen und standen endlich auf einem ganz vergnüglichen Fuße, da er sogar meinen Scherzen zugänglich wurde.

Nur in einem Stücke hatte er seine Hand fester auf mich gelegt, und dieses Festhalten galt dem künftigen Theologen. Als solcher konnte ich nicht früh genug einen Ein-

blick in die kirchlichen Verhältnisse erhalten. So begann sein Unterricht jeden Sonntag nach einer bestimmten Regel ein paar Stunden lang, vom Aufstehen bis zum Gange zur Kirche. Nachdem ich Feuer gemacht, hatte ich ein geistliches Lied vorzulesen, welches von ihm ausgewählt worden war. Daran knüpfte sich dann wohl ein Gespräch über die verschiedenen Gattungen des Kirchenliedes und ihre Brauchbarkeit für die Gemeinde. Darauf las ich das Evangelium und die Epistel des Sonntags, und nach Beendigung der Perikopen vertieften wir uns in eine gedruckte Predigt, deren sein Bücherschrank ganze Reihen von Bänden aufwies. Und zwar schreckten wir vor keiner Richtung zurück. Denn wir lasen Predigten von Tholuck und von Spieker, von Ehrenberg und von Claus Harms, lasen Müllers „geistliche Erquickstunden“ und Abhandlungen der trockensten Rationalisten. Das Lesen wurde häufig durch Gespräche unterbrochen, denn es galt mich auf einem bestimmten Pfade zu behalten. So habe ich alle Mundarten der Kanzelberedtsamkeit früh kennen gelernt. Auch in die „christliche Hymnologie“, wie man die Litteratur der Kirchenliederdichtung nennt, sollte ich bei Zeiten eingeführt werden. Es ist dies eine sehr umfangreiche und zugleich langweilige Litteratur, mit welcher ich mich eine Weile herumschlug. Einmal aber traf ich darin auf eine Stelle, die mir ein dauernder Besitz für das Leben geblieben ist. Es war in einem Liede von Gabriel Schwarze, welches „bei Hinrichtungen zu singen“ war, und lautete:

„Selige Canaillen,
Die ihr noch am Galgen
Gottes Gnade spürt.“

Als ich diese Stelle meinem Kandidaten vorwies, stimmte denn auch er in mein Gelächter ein. Es ist mir nicht gelungen dieses Lied im Ganzen wieder aufzufinden. Um so dankbarer würde ich sein, wenn es einem fleißigeren Sucher

gelänge, es mir nachzuweisen. Nachdem wir so unsern Sonntagsmorgen begangen, frühstückten wir zu zwei, und kleideten uns an, um zur Kirche zu gehen. In der Predigt hatte ich scharf aufzupassen, um nachher Rechenschaft geben zu können, denn zuweilen wurde am Mittagstische an die Predigt angeknüpft. Meist aber saß man bei der Mahlzeit bei heiteren allgemeinen Familiengesprächen. Zum Nachmittagsgottesdienst wollte man mich nicht eigentlich verpflichten, aber da man es gern hatte, wenn immer wenigstens Einer aus dem Pfarrhause im Kirchenstuhl neben der Kanzel gesehen wurde, so fiel denn das Loos meistenteils auf mich. War ich aber frei dann durfte ich mir jede Lektüre nach Tische gestatten. Auch mein Kandidat legte sich dann wohl mit einem Bande von Calderon auf das Sofa, um bald darüber einzuschlafen. Später wurde ein Spaziergang gemacht, entweder mit der Familie, oder mit dem Kandidaten und irgend einem seiner Freunde. In letzterem Falle hörte ich dann wieder theologische Gespräche, oder auch manches über die Gegensätze und den kirchlichen und städtischen Klatsch der geistlichen Herrn unter einander. War ich des Zuhörens müde, so ließ ich die Blicke in die Umgebung schweifen, welche des Ansehens wohl wert war.

Der Anblick der Stadt Frankfurt hatte mir gleich anfangs einen bedeutenden Eindruck gemacht. Die langgeführten, immer belebten Straßen, mit hohen und breit auslagernden Häusern, welche alle auf Handel, auf die Messe (mochte die Bedeutung derselben auch mehr in der Vergangenheit liegen) auf Wohlhabenheit hinwiesen; die Kirchen, unter welchen die Marienkirche, gewöhnlich Oberkirche genannt, zu den hervorragenderen Architekturwerken zu zählen ist; der Markt mit dem Rathause in der Mitte, und dem wunderlichen Häuserkomplex, der sich nach alter Sitte um das größere Gebäude zusammengedrängt hatte. Dann die schönen Anlagen, ge-

nannt „Um die halbe Stadt", und die damals neuen villen-artigen Häuser an der Hügelreihe. Vor allem der schöne breite Fluß, und die Anhöhen, welche die Stadt im Halb-kreise umgeben, und, die Oder hinauf, in eine waldige Ferne hinauslocken. Alles das noch unberührt und unzerschnitten von den Dämmen und Schienenwegen der Eisenbahn, die hier zerstörender und umgestaltender über die Landschaft ge-kommen ist, als an andern Orten. Doch lernte ich die Um-gebung der Stadt erst genauer kennen, als ich sie mit Schul-freunden fröhlich durchstreifte. War meine Bekanntschaft mit Altersgenossen auch schon am ersten Schultage gemacht worden, so mußte einige Zeit vergehen, bis ich wagte, selbständiger mit ihnen anzubinden. Selbst wenn ich von meiner Mutter nicht wiederholt die eindringlichsten Instruktionen erhalten hätte, Alles zu vermeiden, was im Pfarrhause Bedenken er-regen konnte, so hätte die eigne Klugheit mir gesagt, daß, so lange ich selbst unter der häuslichen Beobachtung stand, ich mich derselben nicht entziehen durfte.

Die Schule mit ihrer Leitung und Ordnung, der Tüchtig-keit ihrer Lehrkräfte, dem gewissenhaften Ernst, und mit ihrer gelehrten Würde, stand im äußersten Gegensatz zu derjenigen, die ich verlassen hatte. Ich bekam jetzt erst einen Begriff davon, was und wie an einer Bildungsanstalt gelehrt und gelernt werden könne. Die Lehrer hatten guten Ton und Lebensart. Sie waren meist verschwägert mit den begütertsten Familien der Stadt, waren auch wohl Besitzer von schönen Häusern und Gärten, sie gehörten zur guten Gesellschaft. Dafür machte sich die orthodox-kirchliche Richtung, welche in der Gesellschaft so viele Anhänger zählte, auch auf dem Gym-nasium geltend. Nicht ohne scharfe Gegensätze. Es gab unter den Lehrern einen entschiedenen Freigeist, der seine Be-merkungen nicht sehr pädagogisch einrichtete, sich aber vor nichts fürchtete, da er als ein reicher Mann sich ganz un-

abhängig fühlte. Ihm gegenüber standen einige Pietisten der schärfsten Ausprägung, welche „vor dem Herrn duf=teten“ und ihre Primaner zuweilen als ihre „lieben verlorenen Lämmlein“ anredeten, auch von dem „Dornbusch der Weltlichkeit“ sprachen, welchen sie meiden sollten. In der Mitte dieser Gegensätze stand der Direktor Poppo in der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit, mit einer Gruppe von Lehrern, deren kirchliche Richtung immerhin ausgesprochen war, aber doch den eigentlichen Muckern die Wage zu halten wußte. Es wurde in der Schule viel gebetet, täglich viermal, morgen vor Beginn und nach dem Abschluß des Unterrichts, nachmittags ebenso. Die stark Gottseligen begannen und schlossen sogar jede ihrer Lektionen mit Gebet. Ueberdies begann die Woche, Montags um acht Uhr, mit einem Gottesdienst aller Lehrer und Schüler bei Gesang und Gebet. Das sieht nun duckmäuserischer aus, als es eigentlich war. Daß wir Schüler die vielen Gebete nicht mit ganzem Ernst anhörten, ist nicht zu verwundern. Was aber außerhalb der Gebete lag, der ganze Unterricht, blieb ungefärbt von kirchlichen Richtungen, wie der Zuschnitt der Schule überhaupt nichts klösterlich Einengendes hatte. Gab das Gymnasium im Winter doch sogar einige „Abendunterhaltungen“ vor größerem Publikum, wo musicirt, gesungen, deklamiert und allerlei dargestellt wurde, wobei es ganz weltlich vergnügt herging. Auch stand uns eine reichliche und vortreffliche Schulbibliothek zur Verfügung, aus welcher sich mir, bei meiner litterarischen Genußfähigkeit, eine unerschöpfliche Fülle von Anregung und Freuden aufschloß.

Zu den Lehrern am Gymnasium gehörte auch mein Großvater, der seit Menschendenken den Unterricht im Französischen in den beiden oberen Klassen erteilte. Nicht mehr zum Vorteil der Schule; denn der alte Herr, obgleich regelmäßig am Platze, ließ die Dinge eben laufen, wie sie mochten.

Daß sein Gehör etwas stumpf geworden, wurde ausgebeutet, und so kamen in seinen Lehrstunden Unregelmäßigkeiten genug vor, welchen ich zwar nach Kräften zu steuern suchte, aber nicht immer damit durchdrang. Um so lehrreicher waren für mich die Stunden, in welchen er sich allein mit mir beschäftigte. Zweimal die Woche, oder auch öfter, im Sommer schon morgens um sechs Uhr, lasen wir zusammen französisch. Er kannte die ältere französische Litteratur ziemlich genau, und sein Bücherschrank umfaßte davon eine reichliche Anzahl von Bänden. Wir fingen mit Molière an, und haben ihn wohl ganz durchgelesen. Es wurden von Racine les Plaideurs und von Corneille le menteur eingeschoben, sowie einige Stücke von Andern. Es mußten aber Lustspiele sein. Und wenn ich in seinem Studierzimmer laut las, dann ging er mit der Pfeife auf und nieder, das Gesicht voll Heiterkeit, korrigierend und erklärend, oft in sich hinein lachend, oft das Sammtkäppchen vor Vergnügen hin und herschiebend. Dann trat er auch wohl vor seinen Schrank, kramte, legte ganze Stöße von verblichenen Büchern zurecht, und freute sich auf dieses und jenes, was noch gelesen werden sollte. Es war, als ob er uralte Erinnerungen behaglich an sich vorüber gehen ließe. Der alte Herr war aber doch nicht so konservativ, neuere Erscheinungen ganz abzulehnen. Als Scribes „Glas Wasser" zuerst im Druck erschien, ließ er es sich von mir vorlesen, und hatte Freude daran, und so wurden auch andre moderne französische Comödien vorgenommen, welche damals von sich reden machten. Und da nun der Bücherschrank unverschlossen blieb, ging ich auch wohl auf meine eigne Hand darüber, und suchte mir heraus, was mir anziehend erschien. So las ich die beiden Romane von J. J. Rousseau, und las die Manon Lescaut von Prevot d'Exiles — letztere heimlich, und vor dem Kandidaten erst recht heimlich, denn nachdem ich das Buch angefangen, merkte ich, daß

ich wohl nicht bekennen durfte, es gelesen zu haben. Es machte aber einen großen und tief bewegenden Eindruck auf mich. —

Die Einförmigkeit im Leben des Pfarrhauses wurde in diesen Jahren doch ein paarmal durch große Familenfeste unterbrochen, so durch des Großvaters fünfzigjähriges Amtsjubiläum, und durch die goldene Hochzeit unsrer Patriarchen, welche bald darauf folgte. An dem ersteren Feste nahm die ganze Stadt teil, wodurch es in die Oeffentlichkeit gezogen wurde; das zweite blieb mehr in den Grenzen der Familie, für deren zahlreiches Zusammentreffen das alte Pfarrhaus dann auch nicht ausreichte, so daß man sich zu öffentlichen Räumen verstehen mußte. Denn es erschienen verheiratete Söhne, Töchter und Enkel aus Lübeck, Bromberg, Pölitz bei Stettin, dazu aus Straßburg, Prenzlau, Berlin und von andern Orten die Repräsentanten der Familie, und die Zahl dieser Abgesandten belief sich auf fünfzig. Die Alten verlebten ihr Jubelfest ganz frisch und wohlgemut, der Großvater hielt beim Festmahl in einem großen Saale Reden, mit lauter Stimme, heiter und durch Scherze Alle zur Heiterkeit fortreißend. — Bei beiden Anlässen hatte ich die Freude, meine Eltern in Frankfurt zu sehen und dadurch diese Feierlichkeiten für mich erst als festlich zu empfinden. Vater und Mutter erschienen unter vielen Jüngeren, die längst etwas ergraut und angedorrt waren, wie die Jüngsten, in lebensprühender Jugendfrische; der Vater durch seinen Humor Alles belebend und gewinnend, die Mutter durch die immer noch wirkende Macht ihrer Erscheinung und ihres Wesens Alles um sich sammelnd. Der alte Gold-Hochzeiter, welcher stolz auf sie war, führte sie gar zu gern am Arme umher, um, wie er scherzte, seine Alte eifersüchtig zu machen.

Auch bei einem dritten Anlaß erschienen meine Eltern in Frankfurt, einem Feste welches doch nur in bescheidenen

Grenzen gehalten wurde. Es war die Hochzeit des Onkel Gärtners. Dieser, von der Natur in keiner Weise günstig ausgestattet, körperlich verwachsen und in seiner geistigen Ausbildung auf einer mäßigen Stufe zurückgeblieben, hatte seine Wahl auf ein Mädchen aus ganz bäuerlichen Verhältnissen gerichtet. Sie pflegte von der Dammvorstadt die Milch zu Markte zu tragen und zu verkaufen. Der Schreck und das Unbehagen über diese Wahl waren im ersten Augenblicke nicht gering. Aber es galt Fassung. Und da das Mädchen einmal die Verlobte des schon in reifen Jahren stehenden Sohnes geworden, wurde die selbst Beängstigte freundlich und herzlich als zukünftige Schwiegertochter empfangen. Ihre erste Erscheinung nahm gleich für sie ein, denn sie war eine hochgewachsene, junonisch gestaltete Person, mit kräftigen und angenehmen Zügen. Wenn nun der größte Teil der Verwandtschaft über diese Verbindung niemals hinaus kam, so versöhnte man sich im Pfarrhause immer mehr mit ihr, denn es zeigte sich, daß der Gärtner keine bessere Wahl hätte treffen können, ja, daß er von Glück sagen konnte, von ihr nicht abgewiesen worden zu sein. Denn an Bildung stand er nicht über ihr, sie aber übertraf ihn an Klugheit, Fleiß, Arbeitskraft und Wirtschaftlichkeit. In ihrer Stellung im Pfarrhause wurde sie durch gutes Taktgefühl geleitet. — Die Trauung vollzog der Großvater selbst in der Kirche, das Festmahl sollte bei den Angehörigen der Braut in der Dammvorstadt gefeiert werden. Dahin waren die Verbundenen schon gefahren, so auch die Großmutter, ihre Töchter und meine Mutter, als es auf der Schwelle des Pfarrhauses noch einen unvermuteten Aufenthalt gab. Es fand sich nämlich eine Kuh vor der Thür angebunden, und die Magd berichtete, der Führer derselben habe erklärt, die Kuh sei gekauft und hierher bestellt worden, es sei Alles in Ordnung, und so habe er sich nicht halten lassen, und sei davongegangen. Es stellte

sich heraus, daß die Kuh ein Hochzeitsgeschenk meines Vaters war, welches er längst in der Gärtnerei abgeliefert vermutet hatte. Nun galt es, das vierbeinige Geschenk noch rechtzeitig hinaus zu schaffen, wozu sich in der Eile niemand zu finden schien. Ein paar junge Vettern, welchen die Situation bedenklich wurde, drückten sich schleunigst und machten sich davon. Während man noch beriet, sah mein Vater mich an, und sagte: „Ich denke, mein Sohn übernimmt es für mich, die Kuh hinaus zu führen, sonst — muß ich es selbst thun!" Der Großvater lachte, Einige aus dem Kreise, besonders die Frauen, erklärten das für unthunlich, mein Vater aber sah mich mit einem Blicke der Aufforderung an, dem ich nicht widerstand. So bekannte ich mich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. Aber leicht wurde mir der Entschluß nicht. Man denke sich einen Jüngling, der schon anfing sich zu fühlen, in seinem Sonntagsanzuge, mit hellen, für das Fest neu angeschafften Glacéhandschuhen, der plötzlich eine Kuh am Stricke nehmen und durch die Stadt führen soll. Der Weg mußte durch die Oberstraße und Brückthorstraße, dann über die Brücke gehen, wo mir auf jedem Schritte Bekannte begegnen konnten. Ueberdies hatte ich noch nie Gelegenheit gehabt, eine Kuh zu führen, und wußte nicht, ob diese gutmütig meiner Leitung folgen würde. Da überkam mich, dem Ungewöhnlichen gegenüber, ein herausfordernder Uebermut. Ich ergriff den Strick, rief Hü! und setzte mich in Bewegung, gefolgt von dem Lachen der Uebrigen. Das brave Tier, welches fühlen mochte, hier nicht am Platze zu sein, ging ohne Umstände auf dem richtigen Wege fort, als witterte es, daß nur draußen in der Vorstadt seines Bleibens sein könne. Die Wagen mit den Hochzeitsgästen fuhren an mir vorüber, grüßend und lachend. Schon aber kreuzten meinen Weg ein paar meiner Kameraden, welche überrascht auf mich zugelaufen kamen. Sie erklärten, daß ich mich zu diesem Schritt nimmer

mehr hätte verstehen sollen, und waren gar nicht erbaut, daß ich es scherzhaft nahm. Auf der Brücke aber begegnete mir nun auch noch einer meiner Lehrer, welcher mich fragte, was dieser Aufzug zu bedeuten habe. Es war einer von den Frommen. Als ich ihm Auskunft gegeben, meinte er: Gehorsam und Demut seien zwar sehr schöne Tugenden, indessen — wünsche er mir eine glückliche Expedition. Ich aber wanderte mit meiner gutmütigen Gefährtin getrost weiter, und hatte das Glück, sie ohne Unfall an Ort und Stelle abzuliefern. Wir wurden von den Hochzeitsgästen, bäuerlichen und städtischen, mit Jubel empfangen, und ein triumphierender Blick meines Vaters belohnte mich. Er hatte vielleicht meine Selbstüberwindung prüfen wollen, und war erfreut, nicht nur, daß es gelungen, sondern daß ich sogar ein vergnügtes Gesicht mitbrachte. Meine Mutter freilich, und selbst die Großmama, waren nicht so einverstanden mit der mir auferlegten Probe.

Nach solchen bewegten Familientagen schloß sich das Leben im Predigerhause wieder um so enger ab, und bewegte sich in derjenigen Ruhe und Eintönigkeit, welche den Alten am behaglichsten war. Der Kandidat erhielt eine Pfarrstelle in einer kleinen märkischen Stadt. Seine Schwester Clara folgte ihm für einige Zeit, um ihm die Wirtschaft einzurichten.

Achtes Kapitel.

So blieb ich vorerst mit den beiden Alten allein im Hause. Ich war mit den Jahren selbständiger geworden, an ein Rechenschaftgeben über Thun und Treiben, Gehen und Kommen, wurde nicht mehr gedacht. Berücksichtigte ich nur die feststehenden Regeln und Gewohnheiten des Predigerhauses, so gab es nur noch wenig Einschränkendes für mich.

Ich kam sogar bei der Großmama zu einer Art Vertrauensstellung, welche sich in der Zeit, da ich mit den Patriarchen allein lebte, noch befestigte. Der Großvater nämlich fing an, uns einige Sorge zu machen. Nicht um seiner Gesundheit willen. Die blieb dauerhaft und ungetrübt bis zu seinem achtundachtzigsten Jahre. Aber der alte Herr wollte seine Jahre in gewissen Dingen in keiner Weise berücksichtigt wissen, und bewahrte seine Selbständigkeit mit Eigensinn, indem er Gewohnheiten festhielt, welche die Frauen zuweilen beängstigten. Er liebte es, nachmittags auf seine eigne Hand vor die Stadt zu gehen, und draußen, am alten Buschmühlenwege, seinen Kaffe zu nehmen, und seine Pfeife zu rauchen. Die älteren geistlichen Herren der Stadt pflegten sich hier in einem Lokal zusammen zu finden, in welches sonst niemand eindrang, schon darum, weil es so gänzlich reizlos war. Ein unscheinbares Häuschen mit einem Kohlgarten und ein paar Obstbäumen, war das Ziel des Spaziergangs. Zwei unverheiratete alte Töchter waren die Besitzerinnen, und waren gewonnen worden, nachmittags für die geistlichen Herren, sonst für niemand, den Kaffee zu bereiten. Und da die beiden Mädchen kränklich waren, so nannten die Herren dieses Idyll „die Pimpelei“. Bei guter Jahreszeit konnte man den Großvater getrost nach der Pimpelei wandern lassen, da er noch bei Tageslicht zurückzukehren pflegte. Bedenklicher wurde es im Herbst, und gar im Winter, wo er sich oft auch bei rauherem Wetter nicht wollte zurückhalten lassen. Oder das Wetter war leidlich, wenn er ausging, und Regen und Sturm brachen herein, bevor er heimgekehrt war. Die Frauen machten ihm den Vorschlag, er solle sich durch mich zu einer bestimmten Stunde abholen lassen. Aber da kamen sie schön an! Was nun offen nicht gestattet war, wurde, bei der Sorge der Großmutter, mit List durchgesetzt. Gestaltete das Wetter sich bedrohlich, kamen Dunkelheit und Regen, die den Weg ge-

fährden konnten, so hatte ich schnell Umlauf zu halten und anzufragen, ob Herr Consistorialrat A. oder Herr Superintendent B. oder Herr Prediger C. nach der Pimpelei gegangen? War das der Fall, so konnte man ruhiger sein, da Einer von ihnen den alten Herrn nach Hause zu begleiten pflegte. Stellte sich aber heraus, daß die Herren sich durch das Wetter oder aus einem andern Grunde hatten abhalten lassen, so daß man den Großvater allein wußte, dann machte ich mich auf den Weg ihm entgegen. Aber es mußte mit Behutsamkeit geschehen, ich durfte ihn nur wie zufällig treffen, um den Anschein des Aufsuchens zu vermeiden. Nun war aber der tiefe und lehmige Weg von der Karthause bis nach der Pimpelei grade die schlimmste Stelle, und es galt, ungesehen ihn hier zu überwachen. So ging ich dann in der lustigsten Weise auf den Anstand. Zuweilen wartete ich unter den Fenstern der Pimpelei bis zu seinem Aufbruch. Dann eilte ich voraus, und beobachtete ihn an irgend einer gedeckten Stelle, wie er mit seinem Blendlaternchen, welches er immer mit sich führte, heran kam. Wußte ich ihn über eine schlüpfrige Stelle des Wegs hinüber, dann eilte ich wieder vor ihm her, und so fort, bis ich ihn in der Stadt hatte. Dann trat ich wohl zu ihm heran, begrüßte ihn und ging an seiner Seite nach Hause. Einmal aber hatte er das Laufen vor ihm her doch bemerkt, den Läufer selbst aber nicht erkannt, denn am Abendtische erzählte er: Heut ist mir etwas Wunderliches begegnet. Ein Mensch flog plötzlich wie gejagt von der Thür des N.'schen Gartens die Straße entlang. Ich bin überzeugt, der Kerl hat einbrechen wollen, und ich habe ihn mit meiner Laterne verscheucht. — Die Großmutter blickte mich über den Tisch an, aber obgleich sie wußte, wer der vermeintliche Einbrecher gewesen, brachte sie nicht über das Herz, ihm den Zusammenhang mitzuteilen, um sich den Trost nicht zu verscherzen, ihn öfter von mir

bewacht zu wissen. Die häufigen abendlichen Begegnungen aber, bei Regen und Kälte, entlockten ihm doch einmal die Worte: Aber Junge, mußt du dich denn immer bei dem schlechtesten Wetter auf der Straße herumtreiben!

Ein Auftritt ähnlicher Art, aber gefährlicher als die bisherigen, bleibt mir unvergeßlich. Es war an einem Novemberabend, etwa sechs Uhr, als die Großmutter sehr besorgt in mein Zimmer trat. Es sei schon weit über die Stunde, da der Großvater nach Hause zu kommen pflege, und dabei stockfinstre Nacht mit Wind und Regen. Sie habe die Magd schon umhergeschickt und die Nachricht erhalten, daß keiner der Herren heut nach der Pimpelei gegangen sei. Ich griff nach Mütze und Regenschirm und eilte hinaus. Da der Großvater immer den gleichen Weg nahm, war er nicht zu verfehlen. So gelangte ich über die Karthause hinaus, in der Hoffnung, ihn noch unter Dach zu finden. Da erblickte ich am Wege unter einer der alten Eichen (deren damals dort noch mehrere standen) etwas schimmern, das mir wie meines Großvaters Laternchen vorkam. Ich näherte mich und rief fragend: Bist du's, Großpapa? Und als Antwort kam es denn auch gleich zurück: Sieh da, du Herumtreiber! Aber es ist mir recht lieb, mein Junge, daß du da bist, nun kann mir doch jemand meinen Hut suchen helfen! Mein Regenschirm ist auch entzwei. — Ich fand mit Schreck, daß der alte Mann unbedeckten Hauptes im Regen stand, und bat ihn meine Mütze aufzusetzen, sich aber auf das Suchen des Hutes im Finstern nicht weiter einzulassen. Davon aber wollte er nichts wissen; mit so einer „Dummejungensmütze" werde er nicht durch die Stadt gehen. Lange hatte ich zu parlamentieren, daß es ja finster sei, und er sich unter meinem Schirm bergen könne, bis er sich dazu verstand. Er war verstimmt, und es töstete ihn nur meine Versicherung, daß der Finder des Hutes ihm denselben gewiß wieder bringen

werde, wenn er seinen Verlust morgen in der Pimpelei bekannt mache. Wenn er das wirklich glaubte, so war das bei ihm Glaube an die Menschheit, während meine Versicherung von einem ziemlich bösen Nebengedanken ausging. Denn durch einen solchen Hut, wie er ihn für gewöhnlich trug, würde sich schwerlich jemand zu bereichern geglaubt haben. So schritten wir nach der Stadt, als ich nach etwa hundert Schritten an etwas stieß, und einen durchnäßten und sehr übel zugerichteten Hut aufhob. Der Großvater erkannte ihn bei der Laterne als den seinigen, und wurde sehr vergnügt, war auch schwer davon abzubringen, ihn aufzusetzen. Es ist mir lieb, sagte er, als wir zu Hause anlangten, daß du Herumtreiber mir heut begegnet bist, aber daß du meinen Hut gefunden hast, ist mir noch lieber. Denn sonst suchte ich wohl noch immer danach. Es ist mein bequemster Hut, den ich gar nicht entbehren kann. — Wenn wir nun solche häusliche Vorgänge auch für uns behielten, so kam doch hin und wieder etwas davon unter die Leute: Daß der Herr Pasteur zuweilen bei Nacht und Nebel davon ginge, und sein Enkel dann ausgeschickt werde, um ihn wieder einzufangen.

Dieses jahrelange, selten unterbrochne Frankfurter Stillleben habe ich als eine unschätzbare Gunst des Geschickes zu preisen. Im graden Gegensatz zu dem doch sehr zerstreuenden Treiben im elterlichen Hause, konnte ich hier unzerstreut meinen Weg verfolgen, und was wunderlich bunt gemischt in meinem Wesen lag, ruhig abklären und entwickeln. Was ich früher noch nicht gekannt, althergebrachte, dauernde, unverrückbare Verhältnisse, gaben meiner vagen Natur einen Halt, und der Zwang, der von mir gefordert wurde, und welchen ich endlich selbst von mir forderte, erweckten meine innere Selbständigkeit vielleicht kräftiger, als es unter mehr willkürlichen Lebensformen hätte geschehen können. Es war ein unbewußtes andauernd neues Aufatmen in Ruhe auf

wandellos feststehendem Boden. Daß ich, in diesen Boden verpflanzt, meine Kräfte zu rühren hatte, erhielt meine geistigen Gaben frisch und rege. Zu diesen wohlthätigen Einwirkungen rechne ich auch die ersten ernsteren und tieferen Beziehungen zu Schulfreunden. Aus der Zahl der Mitschüler hatte sich bereits ein engerer Kreis gebildet, dem ich viel verdanken sollte. Es waren prächtige Burschen darunter, äußerlich hübsch anzusehen, geistig angeregt und strebsam, gut geartet und liebenswürdig; frohe Gesellen, welchen die Natur Alles gegeben hatte, was mir fehlte. Und wenn dagegen ihnen an mir Einiges willkommen war, so fühlte ich mich unter ihnen doch auf lange hinaus als den Empfangenden. Fürs erste stand ich durch meine Figur gegen sie zurück. Ich war zwar gut und grade gewachsen, aber in der Höhe unter Mittelmaß geblieben, und sah fast knabenhaft aus; wie ich denn auch in späterer Zeit stets für viel jünger genommen wurde, als ich war. Nun sah ich mich den gleichaltrigen gegenüber in einigem Abstand. Es ist dies in jungen Jahren, wo auch das äußerlich Gleiche sich am liebsten zusammenfindet, von größerer Bedeutung als man glaubt. Dazu kam nun der Dämon der Kopfschmerzen, welcher mich, vorwiegend in der ersten Frankfurter Zeit, häufig isolierte. Für den heranreifenden Jüngling ist aber nichts widerwärtiger, lästiger, unerträglicher, als ein körperliches Gebrechen, wäre dasselbe auch nicht sogleich sichtbar. Das erste Gefühl der männlichen Jugend ist die Kraft, und in dieser beschränkt zu sein kann die Stimmung, bei einem gesunden Geist, zu einer ganz verzweifelten machen. Nachstehen wollte ich aber meinen Genossen nicht, und da sich mit meinem Dämon kein Pakt machen ließ, so mußte versucht werden, ihn mit dem Aufgebot alles Willens zu verhehlen. So lernte ich viel zu überwinden und zu ertragen. Freilich gab es auch Tage der Niederlage, wo alles Kämpfen umsonst blieb. Alles in Allem

müssen solche Tage im Verfolg nicht gar zu häufig gewesen sein, denn ich erinnere mich nicht, daß unser fröhliches Zusammenleben dadurch wesentlich gestört worden wäre.

Was mich den Einzelnen verband, war bei den Einen die gleiche künstlerische und poetische Neigung, bei den Andern die musikalische Begabung; bei Diesem Kritik und Verstandesschärfe, bei Jenem persönliche Liebenswürdigkeit; bei Allen gute Kammeradschaft. Sie waren, bis auf Einen, sämtlich Frankfurter Kinder, aus wohlbegründeten altbürgerlichen Familien. Ich versage mir nicht, Einige von ihnen zu nennen und ihre Vornamen hinzuzufügen, zum Unterschiede von ihren Brüdern. Denn die Familien aus denen sie stammten waren meist mit Söhnen reich gesegnet.

Zu den Anknüpfungen gleich des ersten Schultages gehören Moritz Bardeleben und Julius Brand. Beide poetisch angeregt, früh gewandt im Versemachen, beide mit sehr schönen Tenorstimmen begabt, dabei in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem Wesen sehr verschieden von einander. Moritz Bardeleben war der Sohn eines angesehenen Juristen und feinen geistreichen Weltmannes. Ich weiß nicht mehr, wie der Herr Justizrat darauf kam, die Hoffnung auszusprechen, seinen Sohn und mich einst in der diplomatischen Laufbahn zu sehen. Er unterhielt uns öfter davon. Obgleich ich dadurch noch keine Kenntniß erlangte, was es denn mit dem Diplomatischen eigentlich auf sich habe, erschien mir doch was er sagte sehr schön und verlockend. Zwar hatten theologische Hände auf mich bereits Beschlag gelegt und ich konnte nicht hoffen, ihnen so leicht zu entkommen, trotzdem dachten wir uns gern in eine künftige Lebensthätigkeit, in der man sich bald in Paris, bald in Rom, bald in London oder Wien aufhalten konnte, und die somit ihre angenehmen Seiten haben mußte. Nun, wir sind beide keine Diplomaten geworden, obgleich der Freund zu den höchsten juristischen

Stellungen aufstieg. Moritz Bardeleben war von mittelgroßer, gedrungener Gestalt. Seine Stumpfnase hatte etwas sehr Keckes, seine großen Augen waren prächtig. Ohne regelmäßige Züge, konnte sein Gesicht, in welchem Klugheit, Schalkhaftigkeit, Geist und inneres Leben sich aussprachen, zu Zeiten doch hinreißend schön aussehen. Wenn er die Herzen schnell gewann, und durch seine Liebenswürdigkeit schnell eine gewisse Herrschaft ausübte, so war er auch ein schnell angeregtes Gemüt; phantastisch, warmblütig, und selbst leicht hingerissen, liebte und vergötterte er, was er einmal erfaßt hatte. Voll Jugendfeuer, waghalsig, tollköpfig, zu possenhaften Streichen immer aufgelegt und der Erste dazu bei der Hand, dabei voll von Gemütsleben und Jugendidealen. Selbst die Zeloten unter unseren pietistischen Lehrern streckten die Waffen, und konnten, was sie an Andern hart tadelten, ihm gegenüber nicht so streng nehmen. — Es versteht sich, daß wir in unseren dichterischen Uebungen noch unter dem Einfluß derjenigen Dichter standen, die wir eben lasen. Bardeleben hatte die Leichtigkeit, sich in jeden Ton zu finden und ihn wiederzugeben. Aus Schelmerei schrieb er dann auch wohl ein Gedicht von Lenau oder Geibel ab, und las es uns als sein Eignes vor. Leicht zu entdecken war für uns der Streich nicht, er selbst aber, wenn er uns eine Weile geneckt hatte, bekannte dann selbst, daß er unsre Kenntniß der deutschen Lyrik nur auf die Probe gestellt habe. Zu necken hatte er immer, war aber auch stets bereit, mit Herzlichkeit wieder gutzumachen. Seine jugendliche Tenorstimme hatte einen wundervollen Klang, kräftig, der Tiefe nicht ermangelnd, in großartigem Styl, und machte ihn zum Solosänger in unsrem Schulchor.

Hier teilte er sich in die erste Stimme mit Julius Brand dessen Tenor eine höhere, weichere, mehr lyrische Klangart hatte, der überdies musikalisch sicherer und darum verwend-

barer im Ensemble war. Brand ging daher als eine deutsche Jünglingsgestalt, mit blauen Augen und langem glänzend blondem Haar, hochgewachsen, starkknochig, und dabei doch schlank zu nennen. Auch er eine liebenswürdige, reine Natur, poetisch angeregt und in Versen schon recht geübt. Er stammte aus Treptow an der Rega in Pommern, wohin ich ihm einmal in den Sommerferien folgte, um in dem kleinen Fischerdorfe Deep einige Wochen in seiner Familie zu verleben. Er war der Einzige unter uns, der sich bestimmt für die Theologie erklärte und auch bei ihr geblieben ist. Seinen Gesang begleitete ich am Klavier am häufigsten, und auch bei den öffentlichen Abendunterhaltungen, die das Gymnasium gab, pflegte ich als sein Gehülfe aufzutreten. Denn ich hatte meine musikalischen Uebungen nach Jahren wieder aufgenommen, und zwar auf den besonders ausgesprochenen Wunsch meiner Mutter. Nachdem unser Kandidat das Haus verlassen hatte und mehr Raum für mich gewonnen war, durfte ich denn ein Klavier mieten, und damit zogen die „schönen Künste“ nun doch in das Pfarrhaus ein. Meine Patriarchen wollten nichts mehr dagegen einwenden. — Da wir aber über eine Menge von Gesangskräften zu verfügen hatten, gründeten wir ein Quartett (es konnte doppelt besetzt werden) welches ich dirigierte, und durch welches wir uns zuweilen in den Familien der Freunde recht schön hervorthaten.

Zu diesem Quartett gehörten auch die Bässe Bernhard Petersen und Udo Hartung, beide aus noch heut blühenden Frankfurter Familien. Ich glaube nicht, daß diese beiden guten Kameraden sich an unsrem Versemachen beteiligten, dagegen waren sie eifrig beim Lesen mit verteilten Rollen. Besonders liebten wir dies in dem kunstsinnigen Petersenschen Hause, wo dann auch die Töchter und Nichten den Kreis erweiterten, um die Theklas, Turandot, Maria und Elisabeth zu übernehmen. Zu diesem Hause gehörte auch Marie

Petersen, welche sich später durch ihre Märchen „Prinzessin Ilse“ und „die Irrlichter“ einen Namen machte. Damals verlautete unter uns noch nichts über ihr poetisches Talent. Sie war älter als wir, trat auch nur zuweilen unter uns, um eine Viertelstunde unsrem Lesen zuzuhören. Das Haus Petersen war musikalisch das erste in Frankfurt. Hier war Alles stimmbegabt im höchsten Styl und durchweg geschult, daß man auch vor der schwierigsten Konzertleistung nicht zurückzuschrecken brauchte. In einer Gesellschaft hörte ich hier einmal Cimarosa's „Heimliche Ehe“ am Klavier, und das Urteil darüber, daß man auf keiner Opernbühne eine gesanglich vollendetere Ausführung zu hören bekommen könne.

Zu dem Kreise der versemachenden Kameraden sind auch die Freunde Wilhelm Hecker und Hermann Aubert zuzuzählen; wenigstens ist ihre Jugendzeit von dieser Neigung nicht freizusprechen. Hecker war ein Neffe des Litterarhistorikers August Koberstein in Schulpforta, wohin er in den Sommerferien gern seinen Weg nahm. Dort wurde ihm eine unendliche litterarische Anregung zu Teil, welche auch uns dann wieder zu Gute kam. So ward uns durch ihn die romantische Schule erst vermittelt, vor Allem sollten wir in Tiecks dramatischen Grillen die höchsten dichterischen Erzeugnisse erkennen; was uns nun gar nicht einleuchtete. Wenn wir dagegen auf Immermann hingewiesen wurden, „als den Einzigen, der Goethes Verlust noch ersetzte“, so empfingen wir wenigstens seinen „Münchhausen“ mit Vergnügen, obgleich uns die satirischen „Arabesken“ unverständlich blieben. Aber auch auf Jean Paul war wieder zurück zu kommen. Und so stellte ich meine Leseübungen mit diesem genialen Schriftsteller wieder an, der freilich Alles verlachte, was wir als Stil und Form zu lernen hatten oder verehrten. — Hecker war von sehr lebhaftem Geist und raschem treffendem Witz,

mit dem er eine lange Debatte (die wir dann auch wohl recht langweilig ausspinnen mochten) dermaßen niederschlug, daß sie nach dem allgemeinen Gelächter nicht wieder aufzunehmen war. Wenn er Shakespeare früh kennen und schätzen gelernt hatte, so war das bei Aubert noch in höherem Grade der Fall.

Aubert, aus einer französischen Kolonie-Familie stammend, war durch seine beiden bedeutend älteren Schwestern, die ihn erzogen hatten, früh künstlerisch und kritisch angeregt worden. Shakespeare und der zweite Teil des Faust waren die Werke, in welchen er schon damals lebte, und worin er vollkommen Bescheid wußte. Er erlebte damit einst Folgendes: Einmal, spät Nachts, kam er aus einer Gesellschaft, in welcher stark pokuliert worden war, und fühlte sich noch zum Dichten stark angeregt. Wohl eine Stunde schrieb er, und die Verse flossen ihm nur so aus der Feder. Als er am andern Morgen, etwas ernüchtert, sein Manuskript betrachtete, fand er, mit Verwunderung, daß er den ganzen ersten Monolog Fausts aus dem Kopfe niedergeschrieben hatte. Aubert, mit dem ich über die Schulzeit hinaus am längsten vereinigt geblieben (nämlich bis an seinen Tod, 1892, nachdem ich mich wenige Monate vorher noch seines Besuches zu erfreuen gehabt hatte) Aubert war es denn auch, dessen Gutmütigkeit am meisten von mir geprüft wurde, da ich ihm die Mitleidenschaft an meinem litterarischen Werden nicht ersparte. Er hat durch Anhören meiner ersten litterarischen Schöpfungen (von welchen nichts mehr vorhanden ist) manches auszustehen gehabt. Doch ist nicht zu verschweigen, daß er Jahre lang an einer Tragödie „Kamillus“ arbeitete, und sie mir in ihren verschiedenen Fassungen mitteilte. Auch blieb er bei Entwürfen dieser einen nicht stehen. Selbst als Professor und Geheimer Medizinalrat in Rostock, waren Verse ihm noch

geläufig, wenn die Gelegenheit ihn dazu aufforderte. Auf ihn werde ich noch öfter zurückkommen.

Obgleich wir nun eine ganze Anzahl junger Poeten beisammen waren, hatten wir uns doch noch nicht zu einem poetischen Verein oder einer derartigen Gemeinsamkeit zusammengeschlossen. Denn wir waren noch scheu in dem Bekenntniß unsres Schaffens, und, wenn wir einander auch mit der Zeit entdeckt hatten, hielten wir sehr zurück, und nur unter vier Augen teilten wir uns etwas von unseren Schöpfungen mit. Denn es gab unter den Kameraden auch arge Spötter, welche wir nicht Lust hatten, über uns Meister werden zu lassen. Ueberdies hatte ich wachsam zu sein, daß dergleichen verpönte Dinge nicht über mich verlauteten, damit der üble Geruch der „schönen Künste“ mir nicht gefährlich würde; was die Uebrigen weniger zu befahren hatten. Auf jeder Schule gibt es unter den erwachsenen Schülern solche, die von roheren Genüssen frühzeitig hingenommen, sich überhaupt erfahrener dünken, und die andern als unreife Knaben behandeln. Wenn sie darin im Ganzen recht haben, so sind die Andern auch in ihrem Recht, es den dünkelhaften jungen Herren zurück zu geben, und sie, wenn nicht für Knaben, doch für unreife Gesellen zu erklären. Gegen solche, zumal sie zugleich Verächter unsrer geistigen und künstlerischen Neigungen waren, hatten wir uns zu wehren, und beschlossen, uns fortan enger zusammen zu thun. Vereinigungspunkte in Wirtshäusern gab es für uns noch nicht, dafür aber Streifereien in die Umgegend, in welcher einige uns gestattete Orte uns im Sommer wie im Winter anlockten. So die in jener Zeit noch von Eisenbahnschienen und Dämmen unberührte Buschmühle mit ihren Eichenhügeln, und die Grundschäferei am andern Ufer der Oder. An diesen Orten wurde nichts als Milch und Kaffee verabreicht. Nicht so gern sah man, wenn wir unsern Weg nach dem Dorfe

Tschetschnow nahmen. Dort wurde ein auf den Hügeln gezogener Wein gekeltert, der, abgesehen von seiner Säure, für mich einen Beigeschmack hatte, als wären Käfer in Spiritus getötet worden. Versucht hatte ich eine solche Kalte-Schale freilich niemals, aber ich konnte beim Kosten des Tschetschnower Gewächses den Vergleich nicht los werden. Es wurde doch nicht von Allen gleichmäßig verschmäht. Hatten wir die Umgegend genügend abgesucht, so lockte auch wohl ein entfernterer Ausflug, etwa die „Steile Wand" und „Schiffers Ruh" an der Oder, oder eine Pfingstwanderung nach Freienwalde, wo wir uns schon in einer herrlichen Gegend wähnten, und dieselbe mit unverwöhnten Augen genossen.

Gaben wir uns in der Mußezeit solchen Freuden mit aller Harmlosigkeit hin, so wußten wir doch, daß wir beobachtet wurden, ja, daß unter den Mitschülern sogar Aufpasser waren, welche mit früh gewitzter Berechnung sich den frommen Pädagogen anheim gaben und die Angeber machten. Nun war bei unsrem Thun und Treiben eigentlich nichts Sträfliches zu verraten (abgesehen von den poetischen Uebungen) aber das Mißtrauen der Frommen ist ein für allemal sehr stark, und wittert um so mehr Verbrechen, als die Forschung danach vergeblich gewesen. Eines sonderbaren Vorfalls, bei welchem der Argwohn sich gegen uns geltend machte, will ich erwähnen. Einer meiner Freunde reichte mir einst auf dem Korridor ein beschriebenes Blatt. Der Lehrer aber, welcher die Aufsicht führte, bemerkte es, huschte herbei, und mit raschem Griffe entriß er mir das Papier. Wir standen in flammender Empörung. Denn was das Blatt enthielt, gönnte ich ihm keineswegs, aber auch ein Teil Schadenfreude gesellte sich bei mir dazu. Denn was der fromme Herr auch gewittert haben mochte, für seinen Verdacht fand er nichts auf dem Blatte. Es war ein Brief von meiner Mutter. Ich hatte ihr immer fleißig geschrieben, auch von dem Leben mit

den Freunden, deren einige sie bei ihrem letzten Besuche kennen gelernt hatte. Nun beschäftigten wir uns damals mit Immermanns Münchhausen, über welchen ich mich in meinem letzten Briefe nach Hause etwas länger verbreitet hatte. Das nahm meine Mutter auf, schrieb ebenfalls ausführlich, und es freute mich, daß ihr Urteil mit dem unsrigen übereinstimmte. Und da sie nun eine Meisterin im Briefschreiben war, und in diesem letzten Briefe Bezug auf einen meiner Freunde genommen, sogar Grüße an ihn darin standen, so sah ich kein Arges darin, ihn denselben ganz lesen zu lassen. Der Brief wurde mir, als ich ihn mir nach einer Stunde wieder ausbat, verweigert, erst durch meinen Großvater erhielt ich ihn zurück. Denn es hatte sich doch etwas wie eine Anklage darauf gründen lassen, nämlich: Daß ich Familienbriefe durch Herumreichen in der Schule mißbrauchte. Es zeige dies einen unehrerbietigen und boshaften Charakter.

Wurde nun, jemehr wir erwuchsen, unser Verhältniß zu den ausgesprochenen Pietisten ein etwas gespanntes, so fanden wir uns auch durch einige andere Lehrer oft nicht sonderlich gefördert. Daß wir sie als achtungswerte Männer zu schätzen hatten, wußten wir, wir wußten auch, daß wir viel von ihnen lernen konnten, aber grade das, was wir gern gelernt hätten, wurde uns durch sie nicht zu Teil. Ueberdies war durch Ehrfurcht, Strenge und Herkommen eine solche Schranke zwischen Schulbank und Katheder gezogen, daß an eine persönliche Annäherung gar nicht zu denken war. Unsern Direktor Poppo staunten wir an ob seiner Gelehrsamkeit, aber von eigentlicher Anregung konnten wir nicht sagen. Ob wir Thukydides oder Sophokles lasen, es handelte sich immer nur um den Satz, um das Wort um die Syntax. Vom Historischen war bei Thukydides nicht die Rede; ebensowenig in welcher Beziehung oder welchem Zusammenhang eine Antigone oder Elektra mit der Mythe standen, oder gar,

wie es mit dem Dichter derselben beschaffen gewesen. Dergleichen mußten wir uns selbst zusammensuchen. In der Prima erteilte Poppo auch den Unterricht im Englischen. Aber wir erfuhren von ihm weder etwas über Richard III. den wir lasen, noch über den Dichter derselben. Auch hier handelte sich Alles um das Sprachliche, während wir uns doch fortgeschritten und alt genug glaubten, auch etwas darüber hinaus zu erfahren. Auch wurden uns zuweilen halsbrecherische Aufgaben gestellt. Da hatten wir den Bericht des schwedischen Hauptmanns in griechische Trimeter zu übersetzen, oder aus einer Horazischen Ode eine alcäisch griechische zu machen. Lateinische Oden mußten viel gefertigt werden, bald über ein gegebenes Thema, bald über ein frei zu wählendes. Im letzten Falle waren wir am übelsten dran, denn da nichts drin stehen durfte, was wir hätten sagen mögen, geriet man um den Inhalt in Verlegenheit. Freilich kam auf diesen gar nichts an, wenn sie nur nach dem gradus ad parnassum richtig war. Bei allem Respekte vor dem Schulhaupte fehlte es doch auch nicht an Lustigmachereien. Poppo rang mit dem deutschen Ausdruck, brachte oft sonderbare Wendungen zustande, und schob zwischen seine Worte viel unartikuliertes Brummen und Räuspern. Wir glaubten dahinter zu kommen, daß er eigentlich griechisch dachte, und seinen Satz dann mühsam ins Deutsche übersetzte.

Aehnlich ging es uns mit der Geschichte, der Mann, welcher uns darin unterrichtete, stand sehr in unserer Gunst, aber seine Methode war meist gar zu dürr und trocken. Vielfach wurde er durch körperliches Unbehagen gehindert. Ich für meine Person hatte das innigste Mitgefühl für ihn, denn dieser Mann litt auf das Aeußerste an Migräne, und stieg oft in jammervollem Zustande auf den Katheder. An seiner Stimme hörten wir aus den ersten Worten, wenn er seinen Kopfschmerzentag hatte. Dann überkam die Besseren

unter den Schülern wohl ein peinliches Gefühl, zuweilen aber — es ist betrübend zu sagen, wurden unsere Lachmuskeln denn doch gefährdet. So in einer Darstellung der römischen Kaiserzeit, wo es mit dem Tone eines Schwerkranken alle Augenblicke hieß: „Er beging die größten Grausamkeiten, und wurde ermordet“; und dann wieder: „Nachdem er die größten Grausamkeiten begangen hatte, wurde er ermordet“; und beim nächsten ebenso: „Die größten Grausamkeiten bereiteten ihm viele Feinde, und er wurde ermordet“. — Nachdem diese größten Grausamkeiten wohl ein Dutzendmal zur Ermordung geführt hatten, saßen wir fast sämtlich, die Taschentücher vor das Gesicht gepreßt, um nicht loszuplatzen, denn der Eindruck, den kranken Mann von diesen Gräueln reden zu hören, war gar zu grotesk. Hatte er jedoch seinen besseren Tag, fühlte er sich selbst durch einen Vorgang der Geschichte mehr angeregt, dann ließ er durch Darstellung oder Urteil gleichsam Schlaglichter über die Begebenheiten hineilen, deren Eindruck um so lebhafter war, als dergleichen selten kam, nun aber sich dauernder festsetzte. Für solche Entschädigung waren wir ihm stets dankbar. Aber es blieb bei ihm Alles vom Zufall abhängig.

Aber ganz übel stand es mit dem Unterricht im Deutschen und in der Litteraturgeschichte, welcher von einem unserer Stockpietisten erteilt wurde. War er immerhin ein gelehrter Mann, und, wie es hieß, tüchtiger Germanist, so drehte sich in seinen Stunden Alles um religiöse Dinge. Die Aufgaben für deutsche Aufsätze waren danach gestellt. Dabei rief ein Mißbrauch den anderen hervor. Während spekulative Köpfe mit gut gespielter Heuchelei schrieben, wie man es haben wollte, gingen Spott und Lustigmacherei noch weiter, indem sie das ganze Rotwälsch der Sektensprache herbeizogen, um durch einen Musteraufsatz den Lehrer auf die Probe zu stellen. Und das boshafte Vergnügen war dann groß, wenn

der Lehrer in die Falle gegangen, und der Aufsatz seinen Beifall gefunden hatte. Wie schädlich das wirken konnte, liegt auf der Hand. Der Unterricht in der Litteratur war auf einige hin und wieder abgeknappte halbe Stunden beschränkt. Man blieb beim frühsten Mittelalter stehen, verbreitete sich über den Segen des Christentums gegenüber den heidnischen Altertümern, und kam nicht über ein paar Werke der ersten Klosterdichtung hinaus. Dieser Unterricht glich mehr einer Erbauungsstunde für innere Mission, und war auch wohl eigentlich dafür bestimmt. Alles in Allem wendeten wir uns von dem frömmelnden Wesen mit steigendem Widerwillen ab. Wir fühlten uns nicht so „verdorben im Fleisch", als man uns weismachte, und wollten uns nicht so armsünderhaft ducken, wie man verlangte. Einer geistig gesunden Jugend ist das viele Beten unnatürlich.

In dieser Stimmung der Gegenwehr befanden wir uns, als ein ehemaliger Mitschüler, Robert Metzke, der ein Jahr früher zur Universität gegangen war, in den Ferien nach Frankfurt zurückkehrte. Wir hatten früher nicht in näherer Beziehung zu ihm gestanden, wußten auch nicht, daß er im Versemachen geübt war. Er dagegen hatte durch Einen aus unserem engeren Kreise von unseren Bestrebungen gehört, und suchte sich uns zu nähern. Es wurde ihm in seiner zwiefachen Eigenschaft, als bereits fertiger Student und als Poet, nicht schwer gemacht. Metzke war es, der uns aus unserem bisher schüchternen Rückhalt etwas hervorlockte und uns zur Mitteilung unsrer Siebensagen beredete. Er selbst wußte bereits eine ungewöhnlich saubere Form zu handhaben, die er an Platens Dichtungen gebildet hatte, welchen Dichter er überaus schätzte und uns besonders empfahl. Wie Metzke selbst in Sonnetten, Gaselen, Octaven, Terzinen gewandt war, so hieß er uns diese Formen üben, nicht zuletzt aber die antiken Odenstrophen. Im Lateinischen hatten wir Alle

damit schon zu schaffen gehabt, im Deutschen erschien es uns schwieriger. Gleichwohl ließ ich es mir gesagt sein, und habe Dutzende von alcäischen und sapphischen Oden gefertigt. Bei den täglichen Spaziergängen, die wir während der Ferien machten, kamen wir selbstverständlich auch häufig auf den pietistischen Dunstkreis, der uns das freie Atmen erschwerte, und welchem Metzke nun glücklich entronnen war. Da kam dieser auf den Einfall, man sollte eine aristophanische, oder vielmehr satyrische Komödie in Platens Manier machen, und den Pietismus als Gegenstand dafür nehmen. Der Vorschlag gefiel außerordentlich. Wir waren unser Fünf beisammen und beschlossen, daß jeder einen Akt ausarbeiten sollte. Nun wurde eine Handlung ausgedacht mit einem Helden, die Disposition auf fünf Akte ausgedehnt, und Jedem sein Akt zugeteilt. Wir regten uns in der Vorfreude schon furchtbar auf, und das Bewußtsein, etwas sehr Gefährliches im Schilde zu führen, verbunden mit dem Reize des Geheimnisvollen, brachte uns in eine Art von feierlicher Verschwörungsstimmung. Für mich war damit eigentlich der Reiz erschöpft. Denn als es an die Ausarbeitung ging fühlte ich, daß ich in dieser satyrischen Gattung garnicht auf meinem Felde war. Ich hatte mich bisher nur in gemütlichen Ergüssen versucht, und als ich die neue Arbeit begann, bemerkte ich, daß ich, in meiner Exposition (ich hatte den ersten Akt) sehr positiv zu Werke ging und ins gestalten geriet, anstatt zu negieren. Ich mußte die Sache umwerfen, und es wollte nicht fördern. Allein Metzke trieb und trieb, damit uns die Ferien darüber nicht hingingen, und doch brachte ich meinen ersten Akt erst zustande, als die vier andern seiner schon harrten. Es verstand sich von selbst, daß wir unser Kollektivwerk uns nur ganz im Geheimen mitteilen dürften. Leider aber war es nicht mehr Geheimnis, denn Metzke, der nichts dabei zu befahren hatte, war nicht ganz verschwiegen gewesen. Nun wollte

Dieser und Jener die Vorlesung anhören. Glücklicherweise waren es zuverlässige Leute, und überdies regte sich die Poeteneitelkeit ein wenig, das Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Ich blieb doch der Vorsichtigste von Allen, denn wenn in der Schule oder in der Verwandtschaft ausgekommen wäre, daß ich als „zukünftiger Theologe" mich auf eine Satire gegen eine kirchliche Richtung eingelassen, es hätte mir übler bekommen müssen, als den Uebrigen. So schlug ich einen der entferntesten, und in dieser Jahreszeit kaum besuchten Vergnügungsort vor, nach welchem wir, unter der Gunst eines stürmischen und regnerischen Apriltages, im tiefsten Lehmwege über Land wateten. Wir waren vor einem Ueberfall durch das Wetter gesichert, ließen uns Kaffee bereiten, und gingen mit Spannung an das Vorlesen. Ueber den Titel und die Handlung des Stückes ist mir jede Erinnerung entschwunden, ich weiß nur noch, daß der Chor aus „Wölfen in Schaafskleidern" bestand. Ich gedenke ferner, daß der vierte Akt, welchen Aubert ausgearbeitet hatte, an Verrücktheit Alles überstieg. Denn der Dichter hatte sich an den Gang der Handlung garnicht gekehrt, ließ den Helden nur einmal auftreten und wieder zur Thür hinauswerfen bevor er zu Worte gekommen, und wirtschaftete mit so viel tollem Personal umher, daß Mitarbeiter und Zuhörer vor Lachen außer sich gerieten. Auf diesen vierten Akt erschien es schwierig, noch etwas zu bringen. Und doch gewann uns Metzke mit seinem fünften den Rang ab, durch seine schöne Form, und eine Schlußparabase, die uns begeisterte. Trotzdem die Erinnerung an den Inhalt unseres gemeinsamen Werkes mir verloren gegangen ist, steht mir der Tag der Vorlesung, mit seiner komischen Wichtigkeit und dem Schauer des Verbotenen, lebhaft genug im Gedächtnis. Es hätte uns in der That übel ergehen können, wenn ein Inquisitionsblick auf unsere Manuskripte gefallen wäre. Das meinige brachte ich garnicht nach

der Stadt zurück, sondern verbrannte es an Ort und Stelle im Ofen. Das Geheimnis ist übrigens gut bewahrt geblieben.

Meines Gegensatzes zur Theologie war ich mir inzwischen längst bewußt, wenn ich ihn gleich noch verbergen wollte, um Unannehmlichkeiten nicht zu verfrühen. In theologischen Umgebungen, bei theologischen Gesprächen, unter vorwiegend theologischen Interessen, hatte ich mehrere Jahre verlebt, und einen Einblick gewonnen in einen Beruf und in Verhältnisse, die mir nicht zusagten. Die Theologie war mir durch die Theologen ausgetrieben worden; oder vielmehr, sie hätte mir ausgetrieben werden müssen, wenn überhaupt eine Neigung dafür in mir gewesen wäre. Man hatte mich eben ungefragt dafür bestimmt. Jetzt fühlte ich mich selbständig genug, die Theologie von mir abzulehnen. Aber weder im Pfarrhause noch gegen meine Eltern ließ ich vor der Hand etwas darüber verlauten, denn für die zu erwartenden Mißstimmungen war ja, so dachte ich, immer noch Zeit. Bei der Pietät meiner Eltern gegen den Großvater! Gegen den Bruder meines Vaters, jetzigen Predigers, der bereits so viel Mühewaltung an meine theologische Vorbildung gewendet hatte! Bei dem Gerede so vieler lieber Verwandten, welche, je weniger sie drein zu sprechen hatten, desto eifriger mitredeten und das Miterziehen nicht aufgeben konnten. Ich hatte von diesen Wohlthaten schon so viel genossen, daß mir die weiteren Kreise der Verwandtschaft mit der Tyrannei des Herkommens und der Pietät bereits ein Gräuel geworden waren. Meine Frankfurter Freunde fühlten sich hie und da in ähnlichem Falle, nur daß das Unbehagen durch hübsche und liebenswürdige Cousinen aufgewogen wurde. In meinem Kreise fehlten (wenigstens damals in Frankfurt) diese Annehmlichkeiten gänzlich, die Weiblichkeit war in der Verwandtschaft nur durch alte Tanten vertreten. So mußte ich behutsam sein, wenn das Geringfügige nicht zu ungeheurer Wichtigkeit

hinaufgesprochen werden sollte. Das allsonntägliche, oft zweimalige Kirchengehen war mir auch längst beschwerlich geworden, doch gehörte das einmal zu den unvermeidlichen Dingen. Und da es im Pfarrhause am belebten Sonntagstische nicht selten hieß, man habe sich Dies und Jenes „in der Kirche überlegt", wobei es sich nicht grad um das Seelenheil, sondern auch wohl um eine Landpartie handelte, so nahm ich dasselbe Recht für mich in Anspruch, und überlegte auch, zählte zuweilen sogar die Reime zu einem Sonnett oder Gasel zusammen.

Dergleichen Allotria mußten aber bei Seite gelassen werden, je mehr wir uns der Schlußprüfung unsrer Schuljahre näherten.

Es ist ein großer Tag im Leben des Jünglings, wenn er für die Universität reifgesprochen worden ist. Für mich war es mit einem Gefühl der Erlösung, als ich meinem Vater schreiben konnte, daß die Schulbank nun hinter mir liege. Freilich trat nun gleich eine andere Frage an mich heran, bei der ich mir nicht recht zu helfen wußte, nämlich mein Aufgeben der Theologie, und durch welches Studium ich sie ersetzen sollte. Mir schwebte schon damals ein Studium der Geschichte und Litteratur vor, mit einem akademischen Katheder als Zielpunkt. Dagegen aber sprachen mir einige zu den Ferien heimgekehrte Kameraden bedenklich drein: Litteratur werde offiziell eigentlich nirgends vorgetragen, sondern nur so nebenbei von den Historikern oder Philosophen übernommen. Die Historiker aber kämen meist aus der Philologie her, und begännen ihren Lauf mit der Schulmeisterei. So wäre auch Leopold Ranke zuerst Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt gewesen. Man riet mir sehr zur Jurisprudenz, der die meisten anhingen, und versprach mir von der Rechtsgeschichte und andern Zweigen dieser Wissenschaft vollkommenen Ersatz, wobei ich etwaige litteratur-historische Be-

strebungen keineswegs ganz aufzugeben brauchte. War mir das auch nicht ganz einleuchtend, so mußte ich, vor einer schwierigen Wahl stehend, doch zu einem Entschlusse kommen.

Um die Sache kurz zu machen, trat ich eines Morgens in das Studierzimmer meines Großvaters und erklärte ihm mit befangen pochendem Herzen, daß ich die Theologie aufzugeben wünschte, um Jurist zu werden. Der alte Herr zündete eben seine lange Pfeife an, und nachdem er ein paar Züge gethan, und den Fidibus ausgeklopft hatte, entgegnete er gelassen: „Ja, mein Junge, wenn dir nicht danach zu Mute ist, auf die Kanzel zu steigen, so mußt du es eben bleiben lassen! Du hast ja freie Wahl! Mir ist Alles recht. Mach das mit deinem Vater ab!"

Ich war starr vor freudiger Ueberraschung. Nun ich das eigentliche Familienhaupt auf meiner Seite hatte, war Alles gut. Da ich meinem Vater ein so günstiges Resultat dieser kurzen Auseinandersetzung mitteilen konnte, ging auch die Verhandlung mit ihm glatt ab. Daß ich zur Juristerei aber recht tauglich, oder auch ganz dazu entschlossen sei, wollte er nicht glauben. „Ich sage dir voraus, schrieb er, du wirst nicht dabei bleiben. Aber versuche, wie diese Dinge dir zusagen. Nur laß eine andre Wahl nicht zu lange anstehn!" Seine Güte rührte mich, aber ich war froh, daß er mir aus freien Stücken zu einem etwaigen andern Studium die Thür offen gelassen hatte. Die Mutter freilich konnte sich anfangs nicht darein finden, und fürchtete, daß ich in keiner andern Lebensaufgabe mich glücklich fühlen werde, als in der Theologie. Sie hatte meine Entwickelung so aus der Ferne nicht so genau beobachten können. Jetzt aber, nachdem ich mich für die Jurisprudenz entschieden hatte, wurde mir bange, denn ich fühlte im Verkehr mit den juristischen Kameraden, daß mich ihr Studium gar nicht ansprach.

Da kam mir der Gedanke, einmal mit Onkel Spieker

darüber zu sprechen. Es ist nun zu sagen, daß ich, nachdem mein Kandidat das Haus als Pfarrer verlassen, dennoch auf eigne Hand mit der Familie Spieker angeknüpft hatte, nicht zu selbständigem Verkehr, aber doch zu gelegentlicher Vorsprache. Zumal das bei den alljährlichen Besuchen meiner Eltern in Frankfurt ja doch selbstverständlich wurde. Ich meldete mich diesmal nicht bei den Frauen, sondern bei dem Hausherrn, der mich in seinem Studierzimmer sehr freundlich empfing. Bald kam ich auf meine Verlegenheit in Betreff meiner Studien, auf meine Abkehr von der Theologie, verschwieg auch nicht, was mir mein Vater geschrieben hatte. „Mein liebes Kind! sagte er: Man kann auf Universitäten allerlei studieren, was genau genommen in einem Fakultätsstudium nicht nötig, aber es ist einmal Herkommen, sich in eine der vier Fakultäten einzeichnen zu lassen. Jurist wirst du niemals werden — das kann ich dich versichern! Zwar könntest du auch als Jurist allerhand treiben, was nicht in die Juristerei gehört. So habe ich vieles getrieben und geschrieben, was außerhalb der Theologie liegt. Aber du — bist eine wunderliche Poetennatur — na, leugne nur nicht! An der Nase sehe ich es dir an! Die hast du von deinen Eltern — nämlich beides, die Nase und die Poetennatur. Die letztere wird dir im Leben vielleicht noch manche Schwierigkeit bereiten. Das ist mit so einem Erbteil nicht anders. Aber trotzdem, daß du unter die Juristen nicht gehörst, laß dich nur vorläufig bei ihnen einzeichnen, und sieh dir unterdessen an, wie du zur Geschichte und Litteratur gelangen kannst. Ich werde einmal an deinen Papa schreiben". Er sprach noch eine Weile in liebevoller Weise fort, brachte mich aber durch seine Voraussetzung in ziemliche Verlegenheit. Hatte er mir keinen bestimmten Fingerzeig gegeben, so ging ich doch in guter Stimmung von ihm, schon zufrieden, meine Angelegenheit überhaupt mit ihm besprochen zu haben. Aber

es machte mir doch innerlich zu schaffen, wie er hinter meine poetischen Neigungen gekommen sein konnte, da ich mich in seinem Hause niemals darin verraten hatte. Doch mochte es sein wie es wollte, jetzt, da ich der Schule entronnen war, und auf dem Sprunge stand, Frankfurt zu verlassen, mochte der üble Leumund des Versemachens immerhin über mich ergehen.

Es waren schöne Herbsttage, die ich jetzt mit den Freunden in Frankfurt noch verlebte. Wir machten Streifereien in die Umgegend, wir lasen gemeinsam, trieben Musik und allerlei Thorheit in Versen, und machten Pläne für die Zukunft. In dieser Zeit schrieb ich für einen geselligen Zweck, da jeder etwas „Eignes“ zum Vorlesen mitbringen sollte, ein Märchen nieder, welches in der Folge die Grundlage des Gedichtes „Waldmeisters Brautfahrt“ werden sollte. Es umfaßte nicht ein Viertel der späteren Bearbeitung, war aber schon mit einigen Liedern durchflochten, wenn auch nicht denjenigen, welche in die neue Fassung aufgenommen wurden.

In diesen Ferien beschäftigte mich aber vorwiegend ein anderer dichterischer Plan, eine Tragödie über den deutschen Kaiser Heinrich IV. ging mir im Kopfe herum. Wie häufig dieser unglückliche Stoff schon behandelt, und unglücklich behandelt worden, wußte ich damals freilich noch nicht. Es war eben ein Erzeugniß der Schulluft, welches mir eine Weile zu schaffen machte. Ein Philologe, mir einige Jahre auf der Universität voraus, den ich über das speziellere Quellenmaterial befragte, ohne ihm meinen eigentlichen Zweck zu verraten, wies mich an die Westermannsche Bibliothek, wo ich die Chronik der Analista Saxo finden würde.

Diese Bibliothek, eine alte Stiftung, war ursprünglich Privatbesitz des Professor Nikolaus Westermann (geb. 1678 in Bremen), welcher 1713 als Lehrer der Eloquenz, Poesie und des Griechischen an die Universität nach Frank-

furt a. d. O. kam. Vor seinem Tode setzte er die Friedrichschule, das jetzige Gymnasium, deren Kurator er gewesen, zu seiner Universalerbin ein, und bestimmte aus seinem Nachlaß über die Mittel zur Vermehrung der Bibliothek, so wie zur Bestellung eines Bibliothekars. Da die Friedrichschule nicht über ausreichende Räumlichkeiten für den neuen Besitz zu verfügen hatte, mußte die Bibliothek, zumal sie auf ein Wachsen berechnet war, mannigfaltige Wanderungen über sich ergehen lassen. Zu der Zeit, da mir der Eintritt in dieselbe gestattet wurde, befand sie sich in den Sälen des oberen Geschosses des ehemaligen Universitätsgebäudes, in welches damals die Oberschule eingezogen war. Ich betrat zum erstenmal mächtige Bücherräume, in welchen die Gelehrsamkeit, deren Vertreter einander oft bitter befehdet hatten, in friedlicher und feierlicher Stille aus der Vergangenheit herüber träumte. Wenn mir die Masse der Bücher schon einen bedeutenden Eindruck machte, so fühlte ich mich mehr noch von einem Schauer von Ehrfurcht in diesem gelehrten Raume angeweht. Ich erhielt die Erlaubniß, in der Bibliothek zu arbeiten, und so las und kopierte ich fleißig aus dem lateinischen analista. Grüne Tische standen für viele zur Verfügung, wurden aber zur Zeit nicht benutzt. Zuweilen fand sich mein Philologe, der in der Bibliothek gut Bescheid wußte, zu mir ein, gewöhnlich aber saß ich allein in der tiefen Einsamkeit dieser Räume, oder ging umherstöbernd von einer Bücherwand zur andern. Nun aber verwirrte mir die Reichlichkeit des Materials den ganzen Plan meiner Tragödie, dafür fing der alte Chronist an, meine Teilnahme zu erwecken. Und während ich so bei ihm und anderen historischen Werken in seiner Nähe neubegierig zu Gaste ging, trat mir das Studium der Geschichte erst recht als etwas Wünschenswertes entgegen. Inzwischen aber beschäftigte mich mein Stück noch sehr lebhaft, dessen Plan sich verändert hatte.

Ich nahm nicht mehr den jugendlichen Heinrich im Kampfe mit dem Papste zum Helden, sondern den unglücklichen Vater im Kriege mit seinem Sohne, Heinrich den fünften. Mit ganzem Eifer ging ich schnell an die Ausarbeitung, schrieb das Stück in Prosa, und vollendete die ersten drei Akte in ebensoviel Wochen.

Inzwischen wunderten sich die Freunde über mein Studium und hartes Arbeiten, zumal in der Ferien- und Erholungszeit. Da ich mit der Rede nicht herausrückte, witterten sie Poetisches und drangen erst recht auf Mitwissenschaft. Ich gestand dann, und sie verlangten zu hören, was davon fertig war. Ich hätte die Mitteilung lieber bis nach der Vollendung des Stückes aufgespart, aber eines Abends überrumpelten mich Aubert und Petersen, und erklärten, nicht vom Platze zu weichen, bis sie die drei Akte gehört hätten. So las ich denn vor, und sie hörten sehr andächtig zu, bis ich zu Ende war. Der Mitteilende, wie die Empfangenden, jung wie sie waren, fühlten sich lebhaft angeregt, und die letzteren versprachen sich den besten Erfolg von der Fortsetzung. Diese zögerte jedoch länger. Erst einige Monate darauf, in Berlin, nahm ich das Begonnene wieder zur Hand.

Denn in Berlin sollte ich meine Studien beginnen. Zwar hatte mir mein Vater Heidelberg in Aussicht gestellt, aber erst für das nächste Sommersemester. Denn da ich in einigen Monaten die damals noch weite Reise nach Bromberg machen sollte, um nach Jahren einmal das liebe Weihnachtsfest in der Familie und zugleich die Hochzeit meiner Schwester Manon mitzufeiern, wurde Berlin, als der nähere Ort, vorgezogen.

Neuntes Kapitel.

Der Tag der Abreise kam, und eine ganze Schaar von Frankfurter Genossen machte sich gemeinsam auf den Weg. Ich sah zwar den akademischen Studien mit Spannung entgegen, nicht so dem Orte, wo ich sie beginnen sollte. Denn es lebte daselbst ein starker Verwandtschaftsanhang, wenn auch entfernteren Grades, auf den ich mich nicht freute, in welchem wieder die alten Tanten vorherrschten, die Jugend aber merkwürdiger Weise gar nicht vertreten war. Gleichwohl langten wir in guter Stimmung an, richteten uns ein und sahen uns um. Ich wurde mit den Freunden zusammen immatrikuliert, dann ging jeder seines Weges, denn wir verfolgten nicht die gleichen Studien. Ich hörte die ersten juristischen Kollegia, schrieb eifrig nach, ließ es aber bald bleiben. Denn was ich hörte, konnte meine Teilnahme so wenig fesseln, daß ich früher stutzig wurde, als ich erwartet hatte. Aber das Pflichtgefühl hielt mich dennoch fest, und ich versprach mir, nicht zu rasch abtrünnig zu werden. Nicht viel besser ging es mir in den philosophischen Hörsälen. In Michelets Vorträgen über Logik fühlte ich mich halb abgestoßen, halb belustigt über die Person des Vortragenden, dessen gesuchte Manieriertheit und unbewußte Komik nicht bei mir allein den Humor herausforderte. Dagegen zogen historische Kollegia, in welche ich zu Gast ging, schon mehr an, so wie einige naturhistorische, unter welchen ich Botanik, mit der ich eigentlich aufgewachsen war, bei dem schon sehr alten Link zum erstenmal systematisch vorgetragen hörte. Es war ein lebhafter Trieb in mir erwacht, überall hin zu horchen und zu prüfen, was wohl meine Teilnahme am meisten erregen könnte. Und so wanderte ich aus einem Hörsaal in den andern. Ich saß mit Aubert unter den

Medizinern, ging zu den Philologen, wußte mich sogar in die Kunstakademie einzuschleichen, um hin und wieder einen Vortrag von Franz Kugler zu hören. Hier wäre ich am liebsten gleich fest geblieben. Trotzdem verharrte ich noch mit Ausdauer auf meinem Platze unter den Juristen, um die Institutionen täglich langweiliger zu finden. Ich erinnere mich nicht, daß die Historiker in diesem Winter etwas boten, was mich hätte fesseln können. Und da nun über Litteratur gar nichts gelesen wurde, so mußte ich mir selbst zu helfen suchen. Die königliche Bibliothek bot mir die ersten Hülfsquellen, und da ich vorerst nichts gar zu Seltenes forderte, erhielt ich so viele Bücher, als ich verlangte. Da mir der Reiz eines Lesezimmers schon in der Westermannschen Bibliothek aufgegangen war, wußte ich mir an den hier stark besetzten grünen Tischen der königlichen einen Platz zu ergattern und ließ mir Lasten von Büchern zusammenschleppen. Ich wollte fürs Erste nur sehen, Uebersichten haben, Bücher kennen lernen. Die Erfahrung hat mich in späteren Jahren gelehrt, daß es ein Vorteil ist, ein Buch, welches man vielleicht nach einem Decennium braucht, schon einmal in Händen gehabt, betrachtet, durchblättert zu haben. Man lernt dadurch wenigstens die Wege und Merksteine kennen, wo etwas zu finden ist. Freilich waren es sehr bunt gemischte Lasten, die um meinen Platz hin und her wanderten: Historische und litterarhistorische, Kupferwerke für Kunststudien, Botanisches, Entomologisches, und wer weiß was Alles! Die Bibliothekdiener lächelten, wenn sie neue Haufen um mich her auftürmten. Endlich wurde einer der Kustoden auf mich aufmerksam. Er näherte sich mir, begann ein Gespräch, ließ meinen Fleiß gelten, und sondierte mich über meine Zwecke mit dem aufgehäuften Material. Da er erkennen mochte, daß es halb Heißhunger, halb Ratlosigkeit war, was mich zu diesem Einwühlen in Bücher trieb, kam er mir zu Hülfe und brachte

mehr Methode in diese unruhige Leserei. Nach wiederholten Gesprächen schlug er mir vor, alles Uebrige bei Seite zu lassen, und mich auf die deutsche Litteratur zu beschränken, und zwar mit dem achtzehnten Jahrhundert zu beginnen. Und da nun mit Bodmer und Breitinger der Anfang gemacht werden sollte, so blieb nichts übrig, als auf die Werke der Schlesier und Niedersachsen zurückzugreifen. So brachte ich meine Tage in Hörsälen und in der Bibliothek zu, aus welcher denn immer noch eine Anzahl von Büchern zum häuslichen Lesen mitgenommen wurde.

Ueber die neuste Litteratur war ich von der Schule her, obgleich sie nicht gelehrt wurde, leidlich unterrichtet. Von den Lyrikern standen Uhland, Lenau, Anastasius Grün, Heine, noch in Blüte, und ihre Gedichte waren in unsren Händen. Zu Heine konnte ich keine Neigung fassen. Zog mich sein Buch der Lieder an, so wie die ersten Bände der Reisebilder, so fühlte ich mich abgestoßen durch seinen frivolen Cynismus und die Arroganz seines Aburteilens. Das Unreine in seinem Wesen war mir widerwärtig. In späterer Zeit ging mir wohl seine litterarhistorische Bedeutung auf, ohne daß er mir darum als Dichter näher getreten wäre. Bekannt war mir auch schon ein Teil der damaligen Tendenzlitteratur, welche in der Mitte der vierziger Jahre sich geltend machte, als Ausdruck des Emporringens liberaler Gesinnungen gegen die Bevormundung der Regierungen. Es gab eine Menge verbotener Bücher, die darum desto mehr gesucht wurden, wie Herweghs Gedichte, „die politische Wochenstube“ von Prutz und anderes, was seiner Zeit Aufsehn erregte. Die neusten Stücke von Gutzkow, Laube und anderen, worin auch, oder mehr zwischen den Zeilen, den Zeitwünschen Rechnung getragen wurde, sah ich im Theater, und war sehr gestimmt zu applaudieren.

Meine Abende brachte ich häufiger zu Hause zu, als die

Freunde für einen Studenten im ersten Semester schicklich fanden. Sie konnten sich überhaupt nicht darein finden, daß ich ein solcher Bücherwurm geworden war. Aubert allein wußte, wie eifrig ich an meiner Tragödie arbeitete. Denn nach einiger Zeit hatte ich das Stück wieder vorgenommen, die drei ersten Akte umgeworfen, von vorn angefangen, und war nun nahezu an den Abschluß gelangt. So war meine Zeit reichlich ausgefüllt. Lebte ich im Ganzen nicht so studentisch wie andre, so sah ich doch Freund Aubert jeden Tag. Auch er war reichlich beschäftigt, hatte aber einen bestimmten Kreis von medizinischen Genossen, der ihn mehr im Verkehr hielt. Mit ihm besuchte ich meist die Theater. Es gab damals neben dem Schauspiel- und Opernhause nur noch das Königstädtische, in welchem vorwiegend Lokalpossen gegeben wurden, zu Zeiten auch eine italienische Operngesellschaft auftrat. Von einer solchen hörten wir unter anderem einmal „Il flauto magico“, unter welchem Titel die „Zauberflöte“ gegeben wurde. Auch in die Nachmittagskonzerte gingen wir zuweilen, in welchen wir für ein geringes Eintrittsgeld sehr gute Musik, Symphonieen und klassische Werke instrumentaler Art, zu hören bekamen. Es verstand sich, daß wir nach einer Theatervorstellung in ein Wirtshaus gingen, so unbehaglich uns von Anfang an die Berliner Bierkneipen mit ihrer aufgeputzten weiblichen Bedienung waren. Als mir aber einmal eine dieser Nymphen schäkernd mit der Hand durch das Haar gefahren war, ergriff mich eine solche Angst vor diesen Weibern, daß ich in solch ein Lokal nicht mehr zu bringen war. Dagegen kostete es den Freund keine Ueberredung (denn ein Philister war ich auch nicht) ihm in eine Weinstube zu folgen, wo wir uns edleren Genüssen hingaben. Aubert war mir, trotzdem unsre Studien auseinander gingen, ein immer treuer Gefährte, der mit Verständniß und viel Geduld auf mein dichterisches Treiben einging. Er vernach-

lässigte seine allgemeine Ausbildung nicht, und in der Neigung für das Theater trafen wir unbedingt zusammen. Wie kindisch war unsre Vorfreude, wenn etwas von Shakespeare gegeben werden sollte! Wie genügsam ließen wir uns in der Vorstellung hinreißen, wenn Hamlet, Othello, Romeo, zuweilen recht bedenklich verarbeitet wurden! Wie angeregt wanderten wir dann Arm in Arm in eine kleine Weinstube, wo wir nur einige ältere Herrn wußten, und ungestört plaudern konnten!

Bei einer solchen Sitzung wurde ausgemacht, daß ich meine Tragödie Julian Schmidt zur Begutachtung vorlegen sollte. Von dem Gedanken einer Drucklegung oder Aufführung noch entfernt, übrigens ganz erfahrungslos über die Mittel und Wege dazu, war mir nur daran gelegen, ein maßgebendes Urteil über meine Arbeit zu hören. Julian Schmidt hatte zwar damals noch nicht seine Bedeutung als Kritiker erlangt (sie begann erst mit der Herausgabe der „Grenzboten“) aber sein dickes Buch, „die Geschichte der Romantik“ war schon erschienen. Ich hatte es auf meinem Platze in der Bibliothek, wenn nicht ganz durchgelesen, doch durchstöbert. Als er mir in einem Nachmittagskonzerte gezeigt wurde, beschloß ich, ihn auf sein Werk hin anzusprechen. Er schien angenehm berührt, von einem Studenten etwas darüber zu hören, und ließ sich in ein Gespräch mit mir ein. Im nächsten Konzerte begrüßte er mich zuerst, und das Gespräch wurde wieder aufgenommen. So war er der einzige Schriftsteller in der Nähe, den ich persönlich kannte, und ich durfte ein gewisses Wohlwollen bei ihm voraussetzen, wenn ich die Schärfe seines Urteils auch bereits kennen gelernt hatte. Es war doch mit großer Befangenheit, als ich ihm den ersten Besuch machte, und mein Anliegen, zugleich mit meinem Manuskripte, hervorbrachte. Meine Furcht, ausgelacht zu werden, bestätigte sich nicht. Ich atmete auf, als

er das Heft gelassen hinnahm, mit dem Versprechen, es zu lesen. Ich will hier gleich den Verlauf der Angelegenheit und das fernere Geschick meines Erstlingswerkes vorweg nehmen. Nach einigen Wochen begegnete mir Julian Schmid auf der Straße, und lud mich zu einer bestimmten Stunde ein. Ich fand ihn unter seinen eignen Manuskripten in einer unbehaglichen Junggesellenstube, die sich von meiner studentischen nicht wesentlich unterschied. Mein Heft lag auch schon auf dem Tische. Er kam bald auf die Arbeit zu sprechen, begann aber in einer Weise, die mich in Verwunderung versetzte. Ich müsse ja selbst wissen, fing er an, welche Stücke von Shakespeare ich vor Augen gehabt und welche Scenen ich nachgeahmt hätte. So lockte er mir eine Art von Beichte ab, und wies darauf hin, wie das Alles im König Lear und in den Königsdramen doch viel besser sei, und so, ohne ein Urteil zu fällen, gab er mir zu verstehen, was er von meinem Machwerk hielt. Ich geriet in Beschämung mehr, als in Enttäuschung, und da er bald davon abbrach, nahm ich mich zusammen, um mich wie ein Weltmann mit ihm zu unterhalten. Wir sprachen von Jenny Lind, der schwedischen Nachtigall, die zur Zeit im Opernhause Alles entzückte, und die ich (von der Galerie aus) in Spontinis Vestalin auch gehört hatte. Endlich hielt ich es für Zeit, aufzubrechen, und, ohne eine Ermutigung zu neuen Arbeiten oder irgend welcher Teilnahme, entließ er mich. Ich hatte es über mich gebracht, mit ihm zu plaudern und zu lachen, als handelte es sich um die gleichgültigsten Gegenstände. Selbstverständlich konnte er meine Arbeit als nichts anderes betrachten, mir aber war nicht wohl zu Mute, als ich mit meinem Manuskripte abzog. Daß er Recht hatte, mich auf die Unzulänglichkeit meines Versuches hinzuweisen, stand bereits fest bei mir. In mir war aber um diese Zeit ein Zug bereits entwickelt der mir im ferneren Verlauf eben so viel genützt

als mich beunruhigt hat. Jedes kritische Wort nämlich, das nur halbwegs an das Richtige streifte, gab mir sofort die Ueberzeugung meiner Mängel, und bewog mich an eine Umgestaltung zu gehen, oder nach einiger Ueberlegung das Geschaffene zu vernichten. Ich habe zahlreiche Manuskripte, kleine und große, in Flammen aufgehen lassen. Schlimmer war es, wenn Zweifel, oder Ueberzeugung, daß das Ziel verfehlt sei, erst eintraten, wenn die Arbeit schon gedruckt vorlag. Dann hatte ich unglückliche Stunden, und das Werk, selbst wenn es andern gefiel, wurde mir widerwärtig. Der Fall trat bei sehr vielen meiner Arbeiten ein. Meine erste Tragödie, die ich von Stund' an zu hassen begann, trieb sich noch kurze Zeit bei mir umher, um dann mit allen Vorarbeiten in den Ofen zu wandern. Jene kritische Stunde hatte aber meine Beschämung nur gegen dies eine Werk gerichtet, nicht gegen meine dichterischen Bestrebungen überhaupt. Ich griff sehr bald zu etwas Neuem. Mochte auch Alles was ich damals trieb, nur dramatische Schularbeit sein, die mit der Zeit vernichtet wurde, die Beschäftigung damit hielt mich doch fern von so Vielem, was der Müßiggang, noch dazu in einer so großen Stadt bei der Jugend hervorruft und begünstigt. Doch erinnere ich mich nicht, daß ich in dieser Zeit etwas Lyrisches hervorgebracht hätte. Ich war mit meinem poetischen Drange ganz auf das Drama gerichtet, und weder der Verkehr mit Menschen noch innere Empfindung gaben mir das Bedürfniß nach lyrischer Aussprache.

In diesen Tagen traf mich ein Brief, der mich zuerst aus aller Fassung heraus warf. Es war ein Schreiben der Behörde in Dessau, mit der Nachricht, daß sich ein sonst am Orte nicht bekannter Student, Namens Robert Metzke, in den Anlagen der Stadt erschossen habe. Die Papiere, welche man in einer unverschlossenen, an mich gerichteten Adresse bei ihm gefunden hatte, sandte man mir zu, mit dem Auf-

trage, seinen Tod den Angehörigen, über die man ohne Kenntniß war, zu melden. Ich fand ein Gedicht an mich, voll der glühendsten Freundschaftsversicherungen, und einen Brief welcher dieselben wiederholte, in dem es zugleich hieß, daß der Unglückliche sich fertig fühle mit seinem innerlich gebrochenen Leben, daß die heiße Liebe zu mir ihn allein noch eine Weile aufrecht erhalten habe. Da dieselbe von mir aber nicht erwiedert werde, wolle er nicht zögern, ein schnelles Ende zu machen. — Ich fühlte mich wie benommen vor Schreck. Von einer so leidenschaftlichen Freundschaft hatte ich nichts geahnt, und ich glaube in der That nicht, daß ich sie hätte entgegnen können. Jetzt aber, nachdem der Unselige Hand an sich gelegt, fühlte ich etwas wie Vorwurf, was mich mit Unruhe erfüllte. Vor Allem begriff ich nicht, weßhalb sein Leben innerlich gebrochen gewesen sein sollte, wie er schrieb. Metzke war mit uns andern Frankfurten zugleich abgereist, um seine Studien in Halle fortzusetzen. Da ich der erste war, der in Berlin eine Stube gefunden hatte, beschloß er, ein paar Tage zu bleiben, und Nachts auf meinem Sofa zu kampieren, womit ich einverstanden war. Er zeigte die fröhlichste Stimmung, aber auch nicht eine Spur von gesteigerter Zuneigung zu mir. In der besten Laune hatte er sich von mir verabschiedet. — Jetzt aber, in so gestörter Gemütsruhe, drängte es mich zur Aussprache mit den Freunden, obgleich ich mich scheute, sie den Brief und die Verse lesen zu lassen. Die Thatsache hatten sie bereits durch die Zeitung erfahren. Sie konnten sich seinen Entschluß aber ebensowenig erklären, wie ich, wenn nicht, wie einige meinten, jene innere Gebrochenheit in einer zu frühen und stürmischen Vergeudung seiner Kräfte zu finden wäre. Sie waren über ihn besser unterrichtet als ich. Auch tauchte der Gedanke auf, da man vergebens den Grund suchte, weßhalb er zur Ausführung seiner That von Halle nach Dessau gereist sei, daß er am

letzteren Orte, wo damals noch eine öffentliche Spielbank gehalten wurde, etwa vergeblich sein Glück zu machen versucht habe. Das Geheimniß blieb unaufgeklärt. Nun aber hieß es, meine Aufgabe sei, den kummervollen Vorgang der Familie des Verstorbenen zu melden. Obgleich ich dieselbe so gut wie gar nicht kannte, mußte ich mich dazu entschließen. Höchst peinlich war es mir, die letzten an mich gerichteten Schriften den Augen mir persönlich fremder Leute auszusetzen. Ich hielt dieselben daher noch zurück, und schickte in meinem Briefe nur das Schreiben der Dessauer Behörde nach Frankfurt. Es gab eine traurige Korrespondenz, in welcher ich mit den Aufzeichnungen an mich in Versen und Prosa nun doch noch herausrücken mußte. Das Uebelste war, daß man nicht müde wurde, die näheren Umstände und Erklärungen von mir zu verlangen, da man sich nicht denken konnte, daß ich seiner inneren Welt und seinen Vorsätzen so ganz fremd gestanden haben sollte. Vielleicht ist in dem Verstorbenen eine schöne dichterische Entfaltung verloren gegangen. Was er uns mitteilte fesselte immer durch idealen Inhalt und vollendete Form.

Leidenschaftliche Freundschaftsverhältnisse kommen unter Jünglingen häufiger vor, als sie dem Tage bekannt werden, und oft sind sie eine Art von unglücklicher Liebe, welche nicht verstanden wird und eine schmerzliche Enttäuschung bringt. Eine gewisse Sinnlichkeit ist ihnen wohl beigemischt, die man jedoch, da sie rein und ziellos ist, nicht zu schelten braucht. Die von solcher Regung Ergriffenen sind meist selbst ganz reine und unversuchte Naturen, während der erwählte Gegenstand dies gar nicht zu sein braucht. Seltener ist der umgekehrte Fall, der dann aber schon eine gefährlichere Wendung nehmen kann. Will man solche Regungen zu den Verirrungen zählen, so gehören sie doch zu den zartesten und innerlichsten Irrtümern, und sind zu nehmen wie jede andere Jugendneigung mit ihren oft rätselhaften Gemütsrichtungen. Einer

der am tiefsten blickenden Seelenkenner, Jean Paul, hat solche Verhältnisse öfter, und verschiedenartig dargestellt: Im Hesperus, im Titan, in den Flegeljahren. So oft ich diese Werke wieder aufschlage, tritt mir dergleichen nicht als etwas Unbegreifliches, wie so vielen andern Lesern, entgegen, sondern als ein aus eigner, und nicht nur einmaliger, Erfahrung Bekanntes entgegen.

Nach dieser Episode, die mir innerlich viel zu schaffen machte, zog ich mich um so enger in meine Arbeiten zurück. Um ganz ungebunden zu sein, hatte ich mich um verwandtschaftliche Beziehungen gar nicht gekümmert, zumal mir diese entfernten Onkels und Tanten persönlich so gut wie unbekannt waren. Während meine Kameraden viel in Familien verkehrten, und es ihnen an Einladungen zu Gesellschaften und Bällen nicht fehlte, blieb ich in dieser Zeit ohne allen geselligen Verkehr. Uebrigens war ich nicht daran gewöhnt, da ich auch in Frankfurt dergleichen nur von Hörensagen gekannt hatte. Um so größere Erwartungen setzte ich auf das elterliche Haus, welches ich zu Weihnachten wiedersehen sollte. Einige Gewissensbisse stellten sich doch auch ein. Ich hatte die Musik sehr vernachlässigt, und erkannte, wenn ich mich zuweilen an Auberts Klavier setzte, wie sehr ich im Rückstand geblieben war. Mir ein Instrument zu mieten und Versäumtes nachzuholen, behagte mir nicht, da ich mich durch andre Pläne reichlich zerstreut und beschäftigt wußte. Mußte ich so heimkehren, schlecht gefördert nach einer Seite, mit der man in Gesellschaft immer am beliebtesten ist, so schien ich mir noch schlechter ausgestattet nach einer Richtung hin, in der man auch etwas von mir zu erwarten schien. Es war in Briefen der Schwestern zuweilen die Rede von dem „flotten“ Studenten, den man nun bald in der Familie begrüßen werde, während sich doch von einem solchen gar nichts in mir entwickelt hatte. Die Fechtstunden zwar, die

ich seit meinem Eintritt in Berlin bei einem Waffenmeister der Universität, zugleich mit Aubert, begonnen hatte, hielt ich zweimal wöchentlich gewissenhaft inne. Es war eine körperliche Uebung, die mich aber, wie ich fühlte, noch nicht „flott" machte. Ich wußte, daß es weder meinem Vater noch meiner Mutter recht sein würde, wenn ich als ein verhockter Büchermensch heimkehrte; wußte, daß der Zuschnitt des Hauses von mir verlangte, ein bischen Figur zu machen. Mir verursachte das wirklich einige Sorge. Zwar hatte mich die Natur um diese Zeit mit einem kleinen Schnurrbart ausgestattet, um welchen Aubert, der noch keinen hatte, mich beneidete. Das war schon etwas, wenn auch nicht viel. Inzwischen wurden alle Bedenken doch überwogen durch die Freude auf das lange erhoffte Wiedersehen der Meinigen.

Zehntes Kapitel.

Man hatte damals von Berlin nach Bromberg nur erst eine kleine Strecke Eisenbahn, der größere Teil der Fahrt mußte im Postwagen zurückgelegt werden. Reisekundige Leute versahen sich für eine solche Winterfahrt mit Pelzen und Fußsäcken, als sorgloser Student kümmerte man sich um keins von beiden, sondern begnügte sich mit einem leichten Mäntelchen. Etwas von der Wärme der Pelze bekam man, bei der Enge der Verpackung im geschlossenen Wagen von den übrigen Reisenden immer noch ab. Daß es einige Abenteuer gab, machte die an sich langweilige Fahrt ab und zu unterhaltend. Ein gewaltiges Schneewehen begrub den Postwagen auf der Landstraße. Wir mußten zu Fuße in das Dorf waten und Leute mit Schaufeln herbei holen, um das Gefährt ausgraben zu helfen. Auf der nächsten Station wurde es auf ein Schlittengestell gesetzt. Nachts taumelten wir plötzlich in der größten Verwirrung durcheinander, da

wir mit unsrem Schlittenungetüm in einem Graben lagen. Unter starkem Lärm gegen den „Schwager“ wollte sich Jeder etwas zerbrochen haben, als man sich aber nur erst herausgewickelt hatte, fanden sich Alle heil, und mußten helfen, unser Transportmittel wieder aus dem Graben zu schaffen. Schließlich kam ich doch, wenn auch stark durchfroren, guten Humors zu Hause an, und wurde von offnen Armen und fröhlichen Gesichtern empfangen.

Ich war seit etwa sechs Jahren nicht in dem Kreise der Meinigen gewesen. Mancherlei hatte sich verändert, den jüngsten Geschwistern mußte ich wie ein Fremder erscheinen. Den Vater hatte ich in jedem Jahre gesehen, da er, nach seinen Sommerreisen nach Karlsbad, stets einige Tage in Frankfurt zubrachte. Auch die Mutter war mehrmals zum Besuch ihrer alten Mama und des großelterlichen Hauses dagewesen. Die Eltern fand ich also für mich als dieselben, aber die beiden ältesten meiner Schwestern traten mir als erwachsene Mädchen, die zweite schon als Braut, entgegen. Die dritte stand auf der Grenze zwischen Kind und Mädchen, den Erwachsenen halb und halb schon zugezählt, bereits sehr entwickelt und sprühend von Uebermut, während das jüngste Schwesterchen (dessen Zwillingsgefährtin inzwischen gestorben war) noch in den ersten Lebensjahren stand. Am meisten staunte ich über meinen Bruder, der, obgleich fünf Jahre jünger als ich, als ein schöner hochaufgeschossener Bursche, mich an Körpergröße weit überragte. Ueber den Zuschnitt des Hauses machte ich große Augen. Die Räume waren noch dieselben, aber durch Hinzunahme eines oberen Stockwerkes umfassend genug, auch ein reicher bewegtes Leben aufzunehmen. Auch unsere alte Kindermuhme, die Hanne, fand ich noch im Hause, zwar noch in der alten Vertrauensstellung, aber nicht mehr so recht bei Kräften. Sie war, wie das bei so altbewährten Dienstboten, auf welche manche

Rücksicht genommen werden muß, zu geschehen pflegt, eine Art von Verlegenheit für die Mutter und die Schwestern geworden, da sie sich in Küche und Zimmern mit den neuen Dienstboten, die an ihrer statt die Arbeit verrichteten, nicht stellen konnte. Vor Allen war der jeweilige männliche Hausdiener unter ihrer Erziehung stetem Hader ausgesetzt, daher auf diesem Posten die Person häufiger wechselte, als es bequem war. Es gingen ihr überhaupt so viele Neuerungen wider die Gewohnheit, daß es der Grillen kein Ende gab, die sogar meine erwachsenen Schwestern zuweilen in zornige Thränen versetzten. Trotzdem hielt man noch Jahre lang mit ihr aus, bis sie endlich freiwillig und im besten Einvernehmen mit der Mutter, aus dem Hause schied, um sich zu ihrer in der Stadt verheirateten Tochter zurück zu ziehen.

Die Geschäfte meines Vaters standen in dieser Zeit meines Besuches in Blüte, seine Einnahmen mußten stattlich sein, das Leben im Hause war opulenter, als ich es sonst irgendwo gesehen hatte. Nach dem Stande der Verhältnisse aber zu fragen, hätte ich mich nicht unterfangen, da es ganz gegen Styl und Herkommen zwischen Eltern und Kindern in unsrer Familie gewesen wäre. Genug, daß ich mich zu Hause sehr behaglich und glücklich fühlte. Und es gab gleich ein bewegtes und lustiges Treiben. Die Vorbereitung zu Weihnachten und zur Hochzeit meiner Schwester Manon, die am dritten Feiertage stattfinden sollte, gingen Hand in Hand. Nach dem Brauche der Gesellschaft sollte eine Vorfeier, ein sogenannter Polterabend, stattfinden, und in nicht geringem Umfange. Der Bräutigam, damals noch ein junger Offizier (später Generallieutenant, von Scheffler), war von hervorragender musikalischer Begabung, spielte das Klavier meisterhaft, komponierte selbst, und leitete einen Opernverein, in welchem ältere, oder auf der Bühne seltnere Opern als Konzerte aufgeführt wurden. Die Gestalten aus allen diesen Werken

sollten nun in Gruppen, Bildern und Vorträgen, sich von ihm verabschieden. Meine Mutter hatte schon eine Menge Verse dafür aufgesetzt, und war bei den seit lange vorbereitenden Proben als Dramaturgin selbst thätig gewesen. Wie sie Alles das, bei ihren Hausgeschäften, vor Weihnachten, und bei den Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste, fertig brachte, war Allen erstaunlich. Auch mir wurde gleich nach meiner Ankunft eine Rolle überreicht, da ich mit meiner fröhlichen Schwester Adelaide als Figaro und Susanne auftreten sollte. Es gab von früh bis spät ein Gesellschaftstreiben und lustiges Leben mit jungen Mädchen, wie es mir ganz neu, aber keineswegs unwillkommen war, und worin ich mich, zu meiner eignen Verwunderung, sehr schnell zurecht fand. Weihnachten mit seinem Lichterglanz ging vorüber. Es wurde getanzt am Polterabend, es wurde getanzt auf der Hochzeit, und endlich das junge Ehepaar entlassen, da mein Schwager nach Posen kommandiert war.

Es hätte nun Ruhe im Hause sein können, aber wir waren weit davon entfernt. Ich hatte mich durch allerlei Thorheiten, die ich mir selbst kaum zugetraut, zum Mittelpunkte eines Kreises von jungen Mädchen gemacht, welche sich bei uns versammelten. Ich übte ihnen Studentenlieder ein, und dirigierte einen lachenden Chor. Der Vater lachte mit uns, ließ Wein aus dem Keller holen, und ich unterrichtete sie in allerhand Kunststücken aus dem Ceremoniell des Studentengelages — denn ohne Kenntniß solcher Dinge war ich doch nicht geblieben. Die Mutter wollte all den Unsinn erklärt haben, was immer schwierig war, und erstaunte, wie diese jungen Damen, welche als Muster feiner Form galten, sich an solche Tollheiten hingegeben zeigten. — Es war im Hause des Regierungspräsidenten von Schleinitz, einer töchterreichen Familie, wo bei einem improvisierten Tänzchen die Mädchen die Köpfe zusammensteckten, und mir

dann mit dem Plane entgegen kamen, es solle Komödie gespielt werden. Aber es dürfe außer mir kein Herr mitspielen, als höchstens Onkel Jachmann. Dieser, Regierungsrat in Bromberg hieß in vielen Familien „Onkel“ Jachmann, obgleich er mit keiner derselben in der Stadt verwandt war. Der sehr vermögende, ältere Junggesell liebte es, unter der Jugend scherzend zu verkehren, und gab Bälle, welche sich durch Glanz und Besonderheit auszeichneten. Als später sein Neffe, der Landrat Jachmann, die große Sängerin und Schauspielerin Johanna Wagner heiratete, und sie, als Frau Jachmann, ihre eigentlich glänzendsten Jahre als Künstlerin durchlebte, wurde der Allerweltsonkel sogar als eine Art von historischem Onkel betrachtet. Sein Talent, komische Alte darzustellen, hatte er bei Privataufführungen schon öfter bewährt. Meine Mutter war gleich bereit, auf den Plan der Jugend einzugehen, und es wurde ausgemacht, daß die Komödie bei uns in Scene gehen sollte. Da nun die Mädchen darauf bestanden, daß kein Herr weiter zugelassen werden sollte, so war die Wahl eines Stückes nicht leicht. Mein Vater kam uns zu Hülfe. Er erinnerte sich, in seinem Schranke einen Band von Holtei zu haben mit drei einaktigen Lustspielen, betitelt: „Farben, Blumen, Sterne“. Er wies uns denn auf das erste Stück, „die Farben“, in welchem fünf Damen und nur ein Herr auftreten. Da es in gereimten Versen geschrieben ist, zog er es vor, damit die Jugend sich zugleich in diesem Styl übte. Onkel Jachmann war es denn, der als zweites Stück den „Häuslichen Zwist“ von Kotzebue vorschlug, worin für ihn die Rolle des tückischen Nachbars vorhanden war, während meine Schwester Emilie und ich das junge Ehepaar geben sollten. Mein Vater wollte zwar von Kotzebue nicht viel wissen, inzwischen gab er nach, da das Stückchen wenigstens auch in Versen, sogar gereimten, geschrieben ist.

Nun aber mußte ich, da ich plötzlich in zwei Stücken

als Liebhaber auftreten sollte, in den „Farben“ sogar fünf Damen in verschiedener Weise die Cour zu machen hatte, den Eltern denn doch meine Verlegenheit bekennen, da ich mich im Komödienspiel noch nicht versucht, während die weibliche Jugend darin schon geübter war. Man wußte meine Bedenken zu zerstreuen, wollte mir Gutes zutrauen, und die Mutter versprach, mich zurecht zu stutzen. Sie leitete selbst die Proben, die unter allerlei Ausgelassenheiten vorüber gingen, und der Vater, welcher der letzten beiwohnte, zeigte sich zufrieden mit mir, besonders mit meiner Freiheit der Bewegung und der Sicherheit, mit der ich über Arme und Beine verfügte. Wie mir das Alles so schnell gekommen, war mir selbst unerklärlich. Die Aufführung kam. Die befreundeten Familien hatten zwar den Kreis der Zuschauer nicht weit ausdehnen wollen, aber wir blieben doch nicht „unter uns“, es schloß sich sogar ein Tanzvergnügen an die Vorstellung. Und dann wieder ein anderes in einem andern Hause, und so tanzte und wirbelte man sich von Tag zu Tage, und tanzte man nicht, so gab es sonst etwas Vergnügliches.

Ich habe mich etwas länger bei diesen geselligen Dingen aufgehalten, weil dieselben nicht ohne Bedeutung für meine Entwickelung blieben. Mir war, als ich darin mitthun sollte, Alles so gut wie neu. Aber Eigenschaften, die ich selbst in mir noch nicht gekannt hatte, traten dabei hervor, ich lernte mich etwas mehr fühlen, und erwarb dadurch mehr innere und äußere Freiheit. Die Eltern, erfreut, ihren Sohn zu sehen, wie sie ihn zu sehen wünschten, lebhaft, heiter, der Gesellschaft angemessen, ließen das Treiben einmal ungehindert gehen, zumal es nicht das ganze Jahr über so fort ging, und der Sohn nur auf einige Wochen zum Besuch anwesend war. Es gab doch auch viel schöne und ruhige Stunden im engsten Familienkreise. Und zwar durfte ich mich auf die Familie um so mehr beschränken, als frühere Beziehungen

(abgesehen von meinem alten Freunde, dem Prediger Serno) oder gleichalterige Genossen in der Stadt nicht vorhanden waren, bei meiner vieljährigen Entfremdung, zumal bei dem häufigen Wechsel, dem die geselligen Kreise durch Versetzung von Beamten und Militärs unterworfen waren. Das Haus und die Familie waren mir daher, wie in der Kindheit, das eigentliche Ziel bei der Wiederkehr. Da gab es so viel aufzufrischen, allerlei Neues kennen zu lernen, nicht zuletzt meine jüngsten Geschwister. Meines Vaters Schmetterlingssammlung hatte sich sehr bereichert. Mein Bruder, der selbst zu sammeln angefangen, war jetzt sein Gehülfe. Wenigstens zeitweise, da auch er die Schule und das Haus verlassen hatte, um in Thorn das Gymnasium zu besuchen. Auch die Bücherreihen meines Vaters waren gewachsen. Er selbst war von einer Rüstigkeit und Frische geblieben, die der Jahre spottete. Neues lernte ich auch in dem Leben und Treiben meiner Mutter kennen. Von unglaublicher Anregungsfähigkeit, und durch Eindrücke leicht bestimmbar, lebte sie jetzt sehr der liberalen Richtung, auf kirchlichem, wie auf politischem Gebiet, wiewohl sie niemals laut damit hervortrat. Sie hielt sogar unter der Hand die „Sächsischen Volksblätter", welche von der preußischen Regierung verboten waren. So auch entdeckte ich bei ihr „Die politische Wochenstube" von Prutz, die sie mir zwar lachend aus der Hand nahm, um sie wieder zu verstecken, aber doch bekannte, daß das „abscheuliche Buch" ihr nicht mißfallen habe. Die christ- oder deutsch-katholische Bewegung, welche sie eine Zeitlang gefesselt hatte, war jetzt bei ihr in den Hintergrund getreten. Trotz ihres damaligen Liberalismus, war ihr Hagenbachs Kirchengeschichte ein Lieblingsbuch geworden, und ist es für alle Zeit geblieben. Ueber mein Abspringen von der Theologie seufzte sie freilich noch ein wenig. Ruhiger betrachtete mein Vater die Sache. Er hatte mir vorausgesagt, daß ich nicht

bei der Juristerei bleiben würde. Als ich ihm bekannte, wie meine Privatstudien bereits auf das Historische gerichtet wären, und was ich von Heidelberg und den dortigen glänzenden Vertretern der Geschichtschreibung, wie Schlosser, Gervinus, Häusser u. A. erwartete, entgegnete er ganz einverstanden, und nahm den Plan wie eine abgemachte Sache. Habe ich nun von dem gesellschaftlich bewegten Leben im Hause gesprochen, so darf ich einen Zug im Charakter und Handeln meiner Eltern nicht vergessen, nämlich ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit. Daß meine Mutter bei den Frauenvereinen, Waisenhäusern, Kinderbewahranstalten, beteiligt war, braucht kaum erwähnt zu werden. Sie ging aber auch in die Häuser der Aermsten, scheute sich nicht, sogar die verrufensten aufzusuchen, um Ordnung zu schaffen, die moralisch gesunkensten weiblichen Personen durch Arbeit auf besseren Weg zu bringen. Sie war gradezu erfinderisch, Thätigkeit für jeden zu schaffen, und vom Verderben zu retten. Viel ist ihrer Mühe darin gelungen. Auch mein Vater beschränkte seine Hülfe nicht auf einmaliges Geben. Er untersuchte stets, und wußte es dahin zu bringen, daß die Unterstützungen nicht mehr nötig waren. Als ein Beispiel, für viele andre, mag es gelten, daß er einmal eine ganze Auswandererfamilie, die in tiefster Verarmung heimgekehrt war, sofort in sein Haus aufnahm, da sich grade eine Stube und Kammer darin leer befand. Die Kinder wurden gleich in die Schule geschickt, der Frau Arbeit in Haus und Hof gegeben, sowie Verdienst in andern Häusern, dem Manne ein Vorschuß gewährt, sich ein kleines Geschäft zu gründen. Es war ein ordentlicher Handwerker, der sich bald in bessere Lage brachte, und seine Darlehn mit der Zeit abzahlen konnte. Von solchen Hülfeleistungen erfuhr ich vielerlei, und es fanden sich später beim Tode meines Vaters eine Menge Leute in geordneter Lage, welche bekannten, daß sie ihm allein Alles verdankten.

Zu erzählen habe ich nun auch, daß bei diesem Besuche im elterlichen Hause etwas von meinem poetischen Treiben herauskam.

Hatte ich bisher eine Scheu getragen, dergleichen verlauten zu lassen, so war ich unbedacht genug, mich eines Tages selbst zu verraten. Als nämlich vor jenem Polterabend immer neue Anliegen um Verse an meine Mutter herantraten und dieselben kaum noch zu erfüllen waren, machte ich mich schnell daran, und konnte ihr das Gewünschte überreichen. Sie war überrascht, und noch mehr dadurch, daß ihr die Verse so glatt, geläufig und geübt erschienen. In einer Art von scherzhaftem Verhör bekannte ich denn, daß ich auch sonst schon Gedichte gemacht, und mußte nun mit dem Büchlein, in welches ich einen Teil meiner Lyrik zusammengeschrieben hatte, hervorrücken. Ich muß sagen, die Freude meiner Mutter war nach dem ersten Lesen eine fast kindische. Auch der Vater, dem sie meine Anfänge nicht vorenthielt, nickte mir zu, machte mich aber auf einige nicht passende Vergleiche, schlechte Reime und metrische Verstöße aufmerksam. Bald aber wurde die Freude der Mutter durch Beängstigungen beeinträchtigt. Diese geistig reichbegabte, als Hausfrau und Mutter wie durch gesellschaftliche Talente ausgezeichnete Frau richtig zu schildern, wäre keine leichte Aufgabe. Von ihren Kindern wurde sie fast angebetet, mein Vater war stolz auf sie, alle Welt bewunderte sie und war bezaubert von ihrer Liebenswürdigkeit. Es lagen aber in ihrem Charakter die seltsamsten Gegensätze vereinigt, Eigenheiten, mit welchen im Hause auch wohl gerechnet werden mußte. Der Ernst des Lebens — der ihr doch auch nicht erspart bleiben sollte — fand sie widerstandsfähig, ja von heroischer Fassung; geringen Wechselfällen gegenüber konnte sie sich kleinmütig und übermäßig besorgt zeigen. So auch quälte sie sich selbst durch die traditionelle Rücksicht auf die Verwandtschaft, und so überkam sie zugleich die Furcht,

ihr Sohn könnte durch ungenügende dichterische Arbeiten der Welt lächerlich erscheinen. Dergleichen an ihrem Sohne zu erleben, würde sie aufs tiefste gekränkt und gedemütigt haben. Sie kannte die Gesellschaft zur Genüge, um zu wissen, daß Verse, vorwiegend scherzhafte, für Gelegenheiten gestattet, ja erwünscht waren, selbständiges Schaffen aber mit Vorurteil und Spott aufgenommen wurde. Nun konnte ich meine Mutter zwar über die Verwandtschaft beruhigen und selbst der Vater hatte sich längst von den Ansichten derselben frei gemacht, aber der Mutter wurde das, was ihr im Stillen die herzlichste Freude bereitete, doch zum Gegenstand von steten Besorgnissen.

Ich wiederhole hier, was ich schon anderswo einmal ausgesprochen habe, die Erfahrung, daß fast durch alle Familien eine Unterschätzung der dichterischen Begabung geht, der erst werdende Poet aber, sei er noch so bescheiden, der Lächerlichkeit ausgesetzt ist. Die übrigen Künste werden überall im Hause begünstigt, gehören sogar zur Erziehung. Wer sich im Zeichnen und Malen hervorthut, wird mit Genugthuung vorgeführt, wer aber in der Musik etwas leistet, mit dem wird Staat gemacht. Eltern und Angehörige betrachten mit Wohlgefallen, wenn ihr junges Volk gut tanzt, sich auf dem Gesellschaftstheater gut anzustellen weiß. Aber es gilt für eine Art von Unglück, wenn Jemand in der Jugend die Neigung zum Reimen zeigt. Später, wenn etwas Fertiges von einem größeren Kreise erst anerkannt worden ist, mag sich das Verhältniß etwas anders stellen. Der Bann aber, der auf dem frühen Versemachen liegt, beruht nur auf der Oberflächlichkeit des geselligen Verkehrs. Nur was in die Sinne fällt, wodurch man glänzen kann, wird begünstigt, sogar von der Erziehung erstrebt, brächte das Studium gleich (wie das krampfhaft beflissene Klavierspielen) die Umgebungen zur Verzweiflung. Giebt es aber wohl eine stillere Uebung,

als das Versemachen? Zu beanstanden wäre nur, wenn der angehende Poet seine Erstlinge gleich veröffentlichen wollte (was ja auch bei den übrigen Künsten beanstandet wird) wogegen doch genügend vorgebaut ist.

Für meine Vernachlässigung des Klavierspiels, wenigstens in so weit, als ich nichts für den Vortrag aufzuweisen hatte, fand sich aber plötzlich ein Ersatz, indem man, zu meiner eigenen Ueberraschung, entdeckte, daß meine Singstimme sich befestigt hatte, was mit Freude begrüßt wurde. Es war ein hoher Baryton, der fast wie Tenor klang, und später häufig als solcher verwertet werden mußte. War die Stimme nicht besonders stark, so eignete sie sich vorwiegend für Lieder, und bei der musikalischen Sicherheit des Inhabers konnte man im Ensemble auf sie vertrauen. Meine Mutter, obgleich sie ihren Gesang in Gesellschaft nicht mehr hören ließ, sang im Hause doch noch gern, und ihre Stimme klang noch sehr schön. Nun begannen Mutter und Sohn Duette zu singen, zuerst aus Mozartschen Opern — Susanna und Figaro, Pamina und Papageno, Zerline und Don Juan — und was sich sonst im Vorrat des Notenschrankes fand. Häufig auch, da alle Geschwister stimmbegabt waren, machten wir uns an vierstimmige Stücke, und Abends in Gegenwart des Vaters wurde im Chor gesungen. Meist Volkslieder, die er am liebsten hören mochte. Gelegentlich aber richtete er seine Kritik gegen die vielen sentimentalen Gesänge, und wollte fröhliche Lieder hören, was denn, da die Mehrzahl der Volkslieder ernst oder traurig klingt, nicht leicht einzurichten war. Aber wir sannen oft schon den Tag über auf etwas Lustiges, und bekamen doch einen Vorrat, der ihn befriedigte, darunter allerlei tolles Zeug, zusammen. Mein Platz war dabei am Klavier, und da ich Alles nach dem Gehör frischweg spielte und begleitete, kam denn mein Mangel an geübteren Vortragstücken weniger in Betracht.

Diese schönen Wochen, die auch wohl etwas über das Ferienmaß hinausgedehnt wurden, vergingen schnell genug. Der Abschied war nicht zu schwer, zumal bei der Aussicht, daß, da ich nun eigentlich der Familie wiedergewonnen war, nicht mehr so lange Zeit von einem Wiedersehn zum andern gesetzt werden sollte. Ich verließ mit den schönsten und angenehmsten Eindrücken das elterliche Haus, wo ich Alles äußerlich wohlbestellt, innerlich zusammengehörig und glücklich wußte, und man entließ mich in der Zuversicht, daß, was in meinem nächsten Studiengange noch schwankend war, sich bald ordnen und befestigen werde.

Elftes Kapitel.

In Berlin wieder angelangt, suchte ich mein Tagewerk nun doch etwas anders einzurichten. Ich fühlte mich freier, selbständiger, blieb auch nicht mehr so zurückgezogen. Gleichwohl suchte ich keine Anknüpfung mit Familien, da in einigen Monaten ja doch eine Trennung von Berlin bevorstand. Ueber diese Zeit bis gegen Ostern habe ich wenig zu berichten. Jeden Tag vor Tische ging ich auf eine Stunde ins Museum, betrachtete und verglich, und las in der Bibliothek über das Gesehene nach. Dagegen sagen mir Aufzeichnungen mancher Art (denn eine Art von Tagebuch führte ich in einem Notizkalender immer) daß meine litterarhistorischen Studien gut im Gange waren. So kann ich mich rühmen, damals Klopstocks Messias von Anfang bis zu Ende durchgelesen zu haben. Freilich nützte mir das nicht viel. Denn als ich später in die Lage kam, über den Inhalt Rechenschaft zu geben, mußte ich den beschwerlichen Weg noch einmal zurücklegen, ja, ich mußte mir ein schriftliches Inhaltsverzeichniß, von Gesang zu Gesang, anfertigen, um die sich überall verflüchtigende Handlung übersehen zu können.

Bei meinem früh geweckten Triebe, zu sammeln, hatte ich auch die Theaterzettel aller Vorstellungen, welchen ich seit meinem Eintritt in Berlin beigewohnt, sorgsam aufbewahrt. Diese Sammlung, auch später durch viele Jahre fortgesetzt, war endlich zu einem Papierhaufen angewachsen, der für die fernere Lebenswanderung entbehrlich schien, und wurde vor meiner letzten Umsiedelung vernichtet. Bot mir ein schließliches Durchblättern derselben einen Ueberblick all der Merkwürdigkeiten, die man durch einen so langen Zeitraum hat an sich vorübergehen lassen, während man bei Betrachtung der Titel und Namen sich oft des Inhalts kaum noch entsinnen kann, so vergegenwärtigt sich mir doch eine Reihe künstlerischer Genüsse aus meinem ersten akademischen Semester, die sich an die Namen Goethe, Schiller, Shakespeare, Kleist, Calderon knüpfen.

Berlin hatte damals, neben den beiden königlichen Theatern, dem Schauspiel- und dem Opernhause, nur noch als drittes das königstädtische Theater, welches, schon außer Thätigkeit gesetzt, in diesem Winter (wie ich schon erwähnt habe) einer italienischen Operngesellschaft eingeräumt worden war. Im Opernhause hielt ich mich durchaus an die höchsten musikalischen Gebilde, die ich, bei der Höhe der Eintrittspreise, auch von der höchsten Region, nämlich der Galerie aus, genoß. Vorwiegend galt meine Leidenschaft doch dem Schauspiel, und es versteht sich, daß ich die Repräsentanten desselben auf der Bühne meistenteils für mustergültig nahm.

Eine Betrachtung mag ich hier nicht unterdrücken. Bei älteren Theaterfreunden knüpfen sich Eindrücke gewisser Gestalten, eines Hamlet, Wallenstein, Romeo, einer Ophelia, Thekla, Julia, an Schauspielernamen, mit welchen dieselben dann gleichsam verwachsen, so daß für sie diese Rollen ein für allemal nicht besser gegeben werden können, und somit die Darstellungkunst in einen dauernden Verfall geraten wäre.

Dieser Verfall müßte folgerichtig nun schon durch anderthalb Jahrhunderte gehen, und somit seit dem Beginn des deutschen Theaters überhaupt bestehen. Demnach dürfte es schwierig sein die Blütezeit unsrer Schauspielkunst festzusetzen, wenn nicht für ihre Rettung gesorgt wäre, dadurch, daß Jeder, seinen Eindrücken gemäß, in seiner Jugend eine solche Blüte derselben erlebt zu haben meint. Nahm ich nun damals meistenteils gläubig hin, was mir geboten wurde, so kam ich doch im Laufe nicht eben vieler Jahre zu einer entgegengesetzten Erfahrung. Verdanke ich gleich hie und da einem Darsteller bleibende Eindrücke, so kann ich nicht einstimmen, daß nur auf großen und sogenannten ersten Bühnen, und von hervorragenden Schauspielern immer das Beste geleistet worden sei und überhaupt geleistet werde. Die bedeutendsten Darsteller, welche während meiner Lebenszeit über die Bühne gingen, habe ich auch an mir vorübergehen lassen, und so die Mehrzahl der älteren wie der neusten dramatischen Erzeugnisse, und zwar auf verschiedenen deutschen Theatern. Und die Beobachtung hat mich belehrt, daß eine Vorstellung des Hamlet, die durch einen berühmten Namen in Berlin oder Dresden getragen wurde, recht mangelhaft, auf einer kleineren Bühne aber, und ohne diesen Namen, vortrefflich ging; daß auf dem guten Zusammenspiel mehr beruht, als auf der Betonung einer Rolle; daß endlich auf einer kleineren Bühne von mäßigen aber gut geschulten Schauspielern oft besser gespielt wird, als auf einem großen und reichlich ausgestatteten Theater. So klingen mir aus meiner Jugend noch eine Menge Namen, die in der Theatergeschichte — oder vielmehr Tradition — als die Repräsentanten einer höchsten Stufe bezeichnet werden, während ihre Leistungen sich mir doch wenig eingeprägt haben, und von denen späterer, die niemals zu einer eigentlichen Berühmtheit gelangten, übertroffen wurden. Ein Theater ist immer halb in Verfall,

wenn seine Leistungen nur auf einigen lautklingenden Namen beruhen; es ist stets in Blüte, wo alle frisch zusammenwirken, das darzustellende Werk zur Geltung zu bringen. Das war nun damals im königl. Schauspielhause zu Berlin ganz und gar nicht der Fall. Trotz unsrer harmlosen Hingabe an die Sache, bei der die Macht der Dichtung doch immer am stärksten wirkte, gab es genug Fälle, wo wir außer uns gerieten über Schauspieler, welche allgemeinen Beifall ernteten, und über elende Vorstellungen, deren Mängel man nicht zugeben wollte. —

Mein erstes Studiensemester ging zu Ende, und ich begab mich für die Ferien nach Frankfurt a. d. O., wo ich mein altes Zimmer im Pfarrhause wie immer bereit fand. Hier ging das Leben still und einfach in gewohnter Weise fort, und die Osterwochen brachten ihm jene festlich ruhige Weihestimmung, die ich in den alten Räumen nun schon so manches Jahr kannte. Auch von den Schulfreunden waren mehrere nach Hause zurückgekehrt. Da sie in dieser Zeit ihren Familien angehörten, beschränkte sich unser Verkehr auf gelegentliche Spaziergänge. Und da Aubert zu einem Bruder nach Sachsen reiste, so war ich viel allein, und hatte, zumal die Abende bei meinen Patriarchen sehr früh zu Ende gingen, viel Zeit, um zu lesen und nach meiner Art thätig zu sein. Auch die Westermannsche Bibliothek sah mich wieder zuweilen in ihren Räumen. -- Zwei poetische Stoffe fesselten mich, beide wurden in dieser Zeit begonnen, aber erst später und in ganz verschiedener Weise ausgeführt. Da ich damals am liebsten wo möglich die ganze deutsche Kaiserzeit dramatisch bearbeitet hätte, und mir, wie es bei erfahrungslosen Anfängern gewöhnlich, das Bedeutende auch dramatisch vorkam, so trieb meine Phantasie ihr Spiel mit dem großen Sachsenkaiser Heinrich dem Ersten. Das wenige Sagenhafte, was an ihm haftet, trat dabei stark in den Vordergrund, und

Frau Ilse, die schöne Nixe, spielte eine Hauptrolle. Manches daran wurde schon ausgeführt, verschwand aber später. Der Plan des Dramas mag, so viel ich mich entsinne, ziemlich so gewesen sein, wie ich ihn mehrere Jahre später dem kleinen erzählenden Gedichte „Herr Heinrich“ zu Grunde gelegt habe. Der andre Stoff bot sich mir vertiefter und beschäftigte mich noch mehr. Es war das Märchen vom „Gevatter Tod“. Mehrere Scenen schrieb ich in dieser Zeit schon nieder. Der jugendliche Schüler des düsteren Gevatters trug damals noch einen andern Namen, und von dem Entwurf ist wenig, von der ersten Ausführung nicht mehr als ein paar Dialoge übrig geblieben. Doch tauchte der Plan im Laufe der Zeit immer wieder auf, wurde stückweise ausgeführt, wieder vernichtet, aufgegeben und doch immer wieder in Angriff genommen. Weiter gefördert als diese beiden Versuche wurde in diesen Osterferien eine Arbeit in Prosa, eine Novelle, welche den Titel „Orion“ erhielt. Ich dachte wer weiß was Alles hinein zu legen, und begann sie unter den verschiedensten Einflüssen. Der Mangel an tieferer Lebenskenntniß mußte sich hier, wo das Leben selbst geschildert werden sollte, an der Darstellung der Charaktere rächen. Mir schwebte dabei ganz Ungewöhnliches vor, ich lehnte die Gattung der Novelle ab, und schrieb schon damals auf den Titel „Ein Phantasiestück“. Vollendet wurde auch diese Arbeit noch lange nicht, doch mochte sie damals die Hälfte ihres Umfangs schon überschritten haben. —

Mit Aubert hatte ich vor seiner Abreise ein Zusammentreffen in Dresden verabredet, da wir von dort die Reise nach Heidelberg gemeinsam antreten wollten. Für ihn lag die sächsische Hauptstadt auf dem Wege, für mich galt es einen starken Umweg, eigentlich eine besondere Reise. Aber einige Tage unter den Kunstschätzen Dresdens waren mir gar zu verlockend, und andrerseits verstand es sich zu sehr

von selbst, daß wir zugleich in Heidelberg einzutreffen hätten. Den Plan zu diesem Abstecher behielt ich jedoch für mich, zumal in der Verwandtschaft schon genug der Mißbilligung war, daß die entfernte Universität am Neckar mein nächstes Ziel sein sollte. Denn nach der Tradition hatte man in Halle oder in Breslau zu studieren, in Berlin aber sein Examen zu machen. Ich aber hatte umgekehrt angefangen, und schlug eben in jeder Weise aus der Art. Das ließ ich mich nun nicht mehr anfechten, zumal meine Patriarchen auch nichts mehr darauf gaben. —

Ich reiste ab, und traf in Dresden, und zwar in derselben Stunde, mit Aubert zusammen, im „kleinen Rauchhause“, der gewöhnlichen Herberge für Studenten und dergleichen fahrendes Volk. Er war ausgegangen und hatte mir eine Karte zurückgelassen mit der Notiz, er hole Billets zum Theater, da Glucks Iphigenie in Aulis für den Abend angezeigt sei. Gleich darauf kam er mit der herrlichen Gewißheit, daß uns ein musikalischer Hochgenuß in Aussicht stehe. Da es für die Bildergalerie zu spät war, wanderten wir Arm in Arm nach der Terrasse.

Die Reisen, welche ich bisher gemacht, hatten mich durch reizlose Gegenden zwischen Berlin und den Ostprovinzen geführt, es waren Fahrten, welche überwunden werden mußten, um irgendwo anzukommen. Jetzt aber fühlte ich mich zum erstenmal wirklich auf Reisen, selbständig und frei, in der glücklichsten Lebensstimmung. Der schöne breite Fluß, die dunklen Berge, die charaktervolle Architektur der Stadt, dazu Frühlingssonnenschein und Jugendgefühl, und alles das doch erst wie eine Vorahnung größerer Freuden, die unserer in der Ferne warteten, wie hätte es den Uebermut nicht wecken sollen? Dieser wurde doch gesänftigt in der Vorstellung der Iphigenie. Noch erinnere ich mich dieses Eindruckes in seiner ganzen Macht. Die ersten Töne, mit welchen Agamemnon

auftrat, überrieselten mich mit einem heiligen Schauer. Noch heut ist es mir, wie bei jenem ersten Anhören, wenn diese Töne anheben, als ob die Pforten zu einem Allerheiligsten der Kunst sich feierlich öffneten. Jene Darstellung wurde durch sehr bedeutende Namen getragen. Frau Schröder-Devrient als Klytämnestra stellte sich, vorwiegend durch ihr Spiel, als eine wahrhaft großartige Erscheinung dar; Johanna Wagner, damals noch ein ganz junges Mädchen, gab die Iphigenie. Die Zeit ihrer großen Meisterschaft war noch nicht gekommen. Als Achill zeigte sich Tichatschek sofort als der Liebling des Publikums. Wir hörten eine prachtvolle Stimme, konnten seiner Manier aber keinen Geschmack abgewinnen. Der nächste Abend führte uns in ein Lustspiel, in welchem die Brüder Eduard und Emil Devrient auftraten. Was aber wäre zu sagen von unsrer Wanderung, die wir zwei Tage, so lange die Räume geöffnet waren, durch die Gemäldegalerie anstellten? Die Fülle überwältigte mich dermaßen, daß ich, Neuling wie ich war, zum Einzelnen kaum gelangen konnte, und geblendet und ermattet die Augen zuweilen abwenden mußte, um auszuruhen. Ich schalt mich selbst, gegenüber dem eifrigen Pflichtgefühl, mit welchem Aubert, den Katalog in der Hand, von Saal zu Saal, von Bild zu Bild, wanderte. Ich ermannte mich, ging ihm nach, betrachtete und betrachtete, und blieb leider mit meinem Anteil oft vor Bildern stehen, deren Wert als sehr untergeordnet bezeichnet wurde. Noch vergesse ich nicht meine Ueberraschung, ja meinen Schreck, als ich vor Rafaels sixtinischer Madonna stand, und rings umher Leute, welche in ihrem Enthusiasmus verhimmeln wollten. Die Musen mögen mir verzeihen! Damals war ich sehr enttäuscht, ja geradezu unglücklich über meine Enttäuschung. Das war sie nun, diese Sixtina, die ein Höchstes in der Kunst bedeutete! Und ich hatte mir das Bild so ganz anders, vor Allem strahlender in der Farbe,

gedacht! So geht es uns oft in der Jugend, wenn wir vor einem Höchsten der Kunst stehen, zu dessen Verständniß Bildung, Erfahrung, mindestens Belehrung gehören, die doch nicht Jedem früh zu Teil geworden ist. Wer hätte nicht in jungen Jahren vor einem Werke von Goethe, von Shakespeare, vor Dantes großem Gedicht, in gleicher Gemütsbedrängniß gestanden? Zu den Gipfeln führt freilich ein Weg, der aber nicht hinauf zu stürmen ist. Wer früh einen kundigen Führer gehabt, legt ihn in regelrechter Steigung zurück. Ein Andrer hat lange umher zu irren, ehe er sein Ziel erreicht. Viele Jahre später, als es mir freistand, diese Räume täglich zu betreten, kehrte ich auch zu der Heiligen zurück, reuig und jetzt mit ganzer Hingebung, ja es gab Zeiten, da kaum ein Tag verging, daß ich mir nicht einen Blick von ihr holte, um dem Tage seine Weihe zu geben.

Noch eines andren Bildes gedenke ich, vor welchem ich, freilich in ganz verschiedener Weise betroffen stand. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, was mich davor festhielt und befremdete, plötzlich aber überkam es mich, als ob ich ein Spiegelbild meiner selbst aus früheren Jahren erblickte. Ich sah im Katalog nach, und fand das Pastellbild bezeichnet als eigenhändiges Porträt von Rafael Mengs aus seiner Jugend. Nun fielen mir auch ältere Bemerkungen meiner Eltern wieder ein, von welchen ich früher gesprochen habe.

Wir konnten nur ein paar Tage auf Dresden verwenden, und setzten unsre Reise fort. Ein großer Teil des Weges mußte noch im Postwagen zurückgelegt werden. Im Thüringer Wald überfiel uns heftiges Schneegestöber, und bald stand die Frühlingslandschaft in eine winterliche verwandelt. In Eisenach war es, wo wir durch wechseln der Wagen und Umsteigen uns mit einem Studenten zusammengebracht sahen, der eine blaue Mütze und ein blau-weiß-goldnes Band um die Brust trug. Die Quasten an seiner

kurzen Pfeife trugen dieselben Farben. Unsre Bekanntschaft war schnell gemacht, und es stellte sich heraus, daß wir das gleiche Ziel hatten. Der Reisegefährte war ein Hamburger, Namens Mertens, der aus den Ferien nach Heidelberg zurückkehrte, ein junger Mann von gutem Betragen, und aus einem Bildungskreise, dessen Vorteile sich nicht verleugneten. Seine Verbindung in Heidelberg hieß Teutonia, und er lud uns ein, dieselbe einmal aufzusuchen, und zu sehen, wie er mit seinen Kameraden lebe. Was selbstverständlich gern angenommen wurde. In Frankfurt kamen wir auf die Eisenbahn. Als wir an Darmstadt vorüber fuhren, und in die lange, breite Rheinstraße hineinsahen, in deren Perspektive die Statue eines Landesvaters auf einer hohen Säule zu erkennen war, erklärte der Reisegefährte, dies sei der langweiligste Ort der Welt, hier fahre Jeder nur vorbei, es sei denn, daß er hier geboren wäre. (Keine Ahnung konnte mir sagen, daß ich grade hier einst, nach langen Umwegen, festen Fuß fassen würde, um einen willkommenen Beruf und eine dauernde Heimstätte zu finden!) Schon war, je mehr wir nach Süden gelangten, die Natur grüner entwickelt. Und so kam die Bergstraße in glänzendem Sonnenschein, mit blühenden Bäumen, und der Reihe von Ortschaften, wie Jugenheim, Bensheim, Weinheim, und all den folgenden, die alle von einem blühenden und lachenden Heim sagten, und dann in einem Bogen durch die Ebene fuhr der Zug in das Neckarthal und landete in Heidelberg.

Zwölftes Kapitel.

Kaum daß wir im Gasthofe zum Ritter uns ein Zimmer gesichert und unsre Koffer untergebracht hatten, eilten wir, Aubert und ich, nach dem Schlosse hinauf, und bald standen

wir auf dem mächtigen Altane, die Stadt und den Neckar unter uns, ein bezauberndes Bild von Bergen, mit dem Fernblick in die Rheinebene, um uns her. Ich fühlte mich überwältigt von diesem Anblick. Aber es war mehr eine Stimmung zum höchsten Lebensjubel, zur Freude, daß ich dieses Stück Schönheit der Welt nun für lange Zeit so gut wie mein eigen nennen sollte, um darin glücklich zu sein. Tausende haben vor und nach mir auf diesem Platze gestanden, Tausende knüpfen daran eine köstliche Erinnerung an ihre akademischen Jahre; für mich war diese Stunde der Anfang einer neuen Lebensepoche. Ich kann sagen, daß meine Jünglingszeit nun erst erwachte, daß Alles was an Lebensgefühl, reiner Glücksfähigkeit, dichterischer Anlage, in mir war, sich in dieser Zeit erst entwickelte. Meine Knabenjahre waren durch manche Verworrenheit getrübt worden, die ich schwerer nahm, als es nötig gewesen wäre; mein Selbstgefühl war wenig entwickelt, trotzdem ich mich vielfach selbständig halten mußte zur Abwehr gegen Widerstrebendes. Ich fühlte mich meist mit meinem Denken, Empfinden und Wünschen in mich zurückgedrängt, sogar verschüchtert. Wer mich nicht näher kannte, mochte zweifeln, ob ich überhaupt jugendlich fühlen und handeln könnte. In dieser Zeit aber sprangen gleichsam die Hülsen meines Wesens ab, und, als gälte es, allen versäumten Uebermut nachzuholen, überkam mich eine Lebhaftigkeit, in der ich meinen Umgebungen zeitweise als einer der verrücktesten jungen Menschen erscheinen mochte. Und zwar ging dies ziemlich schnell. — Aubert und ich waren darüber einig gewesen, daß wir es vermeiden wollten, uns irgend einer Verbindung anzuschließen. Angesehen hatten wir uns dergleichen als Gäste schon in Berlin, ohne daß es uns sonderlich angesprochen hätte. Wir wollten uns außerhalb alles Parteiwesens halten, um ganz in Freiheit der guten Zeit wahrzunehmen. Dieser Entschluß stand

bei uns fest, als wir auf unsrem Rundgange durch die Schloßruinen und Gärten eine Menge von Jünglingen in bunten Mützen erblickten, die wohl recht hübsch aussahen, ohne daß doch eine ihrer Farben etwas Verlockendes für uns gehabt hätte.

Als wir Abends im Ritter wieder eintrafen, fanden wir unsern Reisegefährten mit der blauen Mütze bereits vor der Thür. Seine Einladung nach der Teutonenkneipe konnte nicht wohl abgelehnt werden, und so folgten wir gradeswegs. Wir fanden eine große Anzahl dieser wilden Völkerschaft beisammen und wurden sehr entgegenkommend aufgenommen. Es waren vorwiegend Norddeutsche, Hamburger, Mecklenburger und andre Niedersachsen; einige aus den Rheinprovinzen, aus Ostpreußen und Schlesien; dazu kamen einige Baiern, Badener und Schweizer. Eine Mischung, wie sie der Jugend nicht besser zu wünschen ist, um Stammesunterschiede kennen zu lernen, und Norden und Süden mit einander auszugleichen. Wir erfuhren, daß die Teutonia weder ein Corps noch eine Burschenschaft sei, sondern eine „progressive“ Verbindung, wie deren die Zeit vor dem Jahre 1848 mehrere hervorgerufen hat. Ihren Ursprung hatte die Teutonia allerdings aus der alten Burschenschaft genommen, allein es war eigentlich nur der Name übrig geblieben. Die neuere Verbindung verlangte kein Glaubensbekenntniß, sie war ohne politische oder sonstige Tendenz, besaß nicht einmal geschriebene Statuten, sie galt nur einer freundschaftlichen Geselligkeit und Kameradschaft. Für wissenschaftliche, litterarische Unterhaltung, für Vorlesung von poetischen Werken, waren besondere Abende angesetzt. Das Tragen einer Farbe erschien den meisten auch als etwas Ueberflüssiges, doch wurde es, als den örtlichen Verhältnissen entsprechend, festgehalten. Fechten und sich herumpauken durfte Jeder nach Belieben. Es geschah nicht häufig, doch es kam vor. Die Verbindung

war zahlreich, brachte es im Laufe des Sommers auf vierzig Mann, und wurde damit die zur Zeit stärkste in Heidelberg.

Am Morgen nach diesem fröhlich verlebten Abend erschienen, wie versprochen worden, zwei Teutonen im Ritter, um uns beim Suchen nach einer Wohnung behülflich zu sein. Da Aubert und ich nicht beabsichtigten zusammen zu wohnen, teilten wir uns, und jeder fand mit seinem Führer eine Stube und Kammer, die seinen Bedürfnissen entsprach. Die Mittagsstunde vereinigte uns dann wieder mit einer Anzahl der Blauen, und Nachmittags wurde ein herrlicher Ausflug nach Neckarsteinach unternommen, wohin ein Dampfschiff uns führte. Kurz und gut, acht Tage nach unserem Eintreffen in Heidelberg, waren wir als Mitglieder unter die Teutonen aufgenommen. Als Aubert und ich uns auf der Straße zuerst mit blauen Mützen begegneten, brachen wir in Gelächter aus, eingedenk unsres Vorsatzes uns in keiner Weise zu binden. Ich habe diesen Schritt doch nicht zu bereuen gehabt. Es knüpfen sich daran viel frohe Erinnerungen, und freundschaftliche Verhältnisse, deren einige bis zum Tode der alten Kameraden ausdauerten.

Im Wintersemester zuvor war auch Joseph Viktor Scheffel Mitglied der Teutonia gewesen, hatte dieselbe aber verlassen, um sich der neu entstandenen Burschenschaft Franconia einzureihen. Da diese zum guten Teil aus bisherigen Teutonen bestand, unter den letzteren sich aber manche befanden, die auf andern Universitäten schon der Burschenschaft angehört hatten, so blieben Franconen und Teutonen im besten Einvernehmen mit einander. Zu Scheffel aber bin ich niemals in Beziehung getreten, habe nicht einmal seinen Namen nennen gehört. Er trug damals freilich einen andern, und weder dieser noch sein Geburtsname waren schon zu einiger Geltung gelangt. Ebensowenig wird er auf mich irgendwie aufmerksam geworden sein. Erst lange, lange nachher erfuhr

ich, daß der Dichter des „Ekkehard“ niemand anders sei, als jener Francone, genannt „der Joseph“, von dessen Kneipgenie und lustigen Versen in der „Bierzeitung“ bei uns zuweilen die Rede war. Auch in späterer Zeit habe ich keine Gelegenheit gehabt, mit dem Dichter in Beziehung zu kommen. Doch traf es sich, daß ich mich neununddreißig Jahre später zu einem Besuche in Karlsruhe befand, und daselbst seine Bekanntschaft zu machen hoffte. Leider aber war es sein Todestag.

Da nun die Mehrzahl der Teutonen aus Studierenden der Rechte bestand, und ich gleich am ersten Abend unter ihnen viel von der Bedeutung und dem Ruhme der Vertreter der Jurisprudenz in Heidelberg vernahm, so beschloß ich, obgleich ich bereits in die philosophische Fakultät aufgenommen war, noch einen letzten Versuch zu machen, ob ich durch diese höchste Instanz ein Interesse für die Juristerei gewinnen könnte. Aber weder meine Gastbesuche im römischen Privatrecht bei Vangerow, noch die Rechtsgeschichte bei Zöpfl, noch auch das Kriminalrecht bei Mittermeyer, konnten mich den Historikern abspänstig machen. Denn ihrer war eine Gruppe in Heidelberg thätig, wie sie so eigenartig selten vereinigt gefunden wird. Gervinus freilich, auf den ich große Hoffnungen gesetzt hatte, schloß seine Docententhätigkeit in der Zeit, da ich in Heidelberg eintraf. Der gewaltige F. C. Schlosser trug die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts vor, und behandelte in einer besonderen Vorlesung die Litteratur dieser Zeit. Bei ihm hörte ich zum Erstenmal einen Abschnitt der Litteratur im Zusammenhange. Sein Vortrag war von einer Lebhaftigkeit, die ihres Gleichen sucht. Er war durchaus eine Charaktergestalt niedersächsisch-friesischen Stammes. Der Kopf mit dem schneeweißen Gelock, der gebogenen Nase, den hellen, durchdringenden Augen, ganz prächtig, und so jugendlich wurde im Vortrag sein Eifer,

ja sein historischer Zorn, daß er Arme und Beine zu Hülfe nahm, und der Katheder unter seinen Faustschlägen krachte. — Bei Häusser hörte ich im Sommer und nächsten Winter deutsche Geschichte des Mittelalters, zugleich mit der Litteratur der Zeit, und Geschichte der französischen Revolution. Sein Vortrag, ohne jede Vorlage, war glänzend, fortreißend, und sein großer Hörsaal so gedrängt voll, daß man früh kommen mußte, um durch die Mauer der stehend Zuhörenden, von seinem belegten Platze nicht abgeschnitten zu werden. — Karl Hagen, der die Geschichte des Zeitalters der Reformation vortrug, hatte dagegen eine ruhig abwägende, fast nüchterne Vortragsweise. Aber die nicht große Anzahl seiner Schüler konnte viel bei ihm lernen. Besonders bot er durch seine Quellenangabe und fortlaufende Bibliographie, die wir sorgsam nachschrieben, große Vorteile. — Zur Philosophie fand ich jetzt eher ein Verhältniß, und zwar durch die überaus anregenden Vorträge von Röth über Geschichte der Philosophie. Sie fanden im Winter bei Licht statt, vor einem nicht großen aber gespannt lauschenden Kreise. Ich erinnere mich dieser Abendstunden mit der größten Freude. — Für die neueste Litteratur war dann gesorgt durch H. Hettner, der damals noch ein junger Privatdocent (eigentlich Archäolog) großen Zuspruch hatte, sich auch im persönlichen Verkehr mir später zugänglich erwies. — Und wenn ich nun dem berühmten Kriminalisten Mittermeyer auf seinem eigentlichen Gebiete nur wenige Schritte hatte folgen können, so fesselte mich sein Kolleg über Kriminal-Psychologie um so nachhaltiger. Hier waren Studien zu machen, die ich mir nicht entgehen ließ, da er seine zahlreichen Beispiele nach dem Leben zeichnete und es an gründlicher Erörterung nicht fehlen ließ. Er brachte auch zuweilen Geschichten vor, an die er eine starke Dosis besonderer Würze that. Es lag dergleichen aber nicht außerhalb seines Stoffgebietes. Dagegen gab es einige Docenten,

die man ab und zu hören mußte, nicht zu wissenschaftlichem Zweck, sondern um auffallende Besonderheiten des akademischen Körpers kennen zu lernen. Hier nenne ich nur Morstadt, den Docenten des Kirchenrechts, und zugleich erstaunlichsten Cyniker auf dem Katheder. Er war ein sehr geistreicher Mann, dabei die böseste Zunge der Universität, gehaßt und gefürchtet, und doch anziehend durch seinen burlesken Humor. Oft hatte es den Anschein, als wollte er sich durch seine Vorträge über Kirchenrecht, über die Kirche nur lustig machen. Wenn die boshafte Laune ihn überkam, verbreitete er sich in langen Abschweifungen über neue litterarische Erscheinungen, besonders wenn sie von Heidelberg ausgegangen waren, ja er machte sich in verblümter aber sehr verständlicher Weise mit beißenden Anspielungen über seine Herrn Kollegen her. Wer nicht durch das Fachstudium an seine Vorträge gebunden war, hielt es nicht lange bei ihm aus. Er war eine Kuriosität, die kurze Zeit fesselte, an der man aber den Geschmack verlor, je mehr man hinter seine Manier gekommen war. — In unsrer Verbindung gehörte es aber zum guten Ton, die einmal belegten Kollegia regelmäßig zu besuchen, und im Uebrigen durch die Hörsäle, wo etwas allgemein Belehrendes geboten wurde, zu Gaste zu gehn. Ich habe nirgends wieder, sogar an heißen Sommernachmittagen, so drückend gefüllte akademische Räume gesehen. Freilich von den Vertretern der Corps, die ja nur zum Vergnügen und zur Zeitvertrödelung die Universität besuchen, wurde selten einer in diesen Hörsälen erblickt.

Durch unser regsames Pflichtgefühl wurde aber ein harmlos lustiges Studentenleben keineswegs beeinträchtigt. Die Stadt Heidelberg hatte damals ein bei weitem einfacheres Aussehen, das Treiben darin war ursprünglicher. Heutzutage ist sie wie ein hocheleganter Bade- und Luxusort geworden, wo sich Alles um den Weltverkehr der Reisenden

dreht, während das akademische Leben darin fast verschwindet. Damals gab es dort auch genug Fremde, vorwiegend Engländer, aber sie spielten noch nicht die erste Rolle. Der Ort war noch ganz Universitäts- und Studentenstadt. Die prächtigen Anlagen der Leopoldstraße mit ihren Villen und Gartenterrassen waren noch nicht vorhanden. Der alte Kirchhof der Stadt, die Gemüsegärten, gingen von den Hinterhäusern bis hart an die Berge. Hier waren sie durch Zäune abgeschlossen, hinter und zwischen welchen sich ein enger Pfad, der „Kohlpfad" schlängelte, welchen man nicht gern einschlug. Der Weg vom Bahnhof zur Stadt führte einzig durch die Hauptstraße. Auch von den schönen und bequemen Spazierwegen auf und um die Berge war kaum der dritte Teil vorhanden. An der Stelle der jetzigen „Molkenkur" standen die Mauertrümmer des „alten" Schlosses, zu welchen man sich den Weg durch starkes Klettern erkämpfen mußte. Wer hätte damals gedacht, daß man einst auf ganz bequemen Wegen auf den Königsstuhl würde fahren können, nach zahlreichen Aussichtspunkten und Wirtschaften für Fremde und Einheimische! In den Ruinen des Kurfürstenschlosses dagegen hatte man größere Freiheit als heute. Der Otto-Heinrichsbau war unverschlossen. Wir klommen nach Belieben hier auf und nieder, versuchten uns in der halsgefährlichsten Weise auf dem Gemäuer, und wetteiferten mit einander die höchsten Punkte zu erklettern. Beliebt war es, sich in die leeren Fenster des obersten Stockwerks zu setzen, und von dort aus das Leben auf dem Schloßhofe zu beobachten. Daß die jetzige Beschränkung des Eintritts für die Erhaltung dieser architektonischen Meisterwerke vorteilhafter ist, kann nicht bestritten werden. Wie oft aber bin ich mit meinem antiquarischen Wegweiser, einem Büchlein, das jetzt zahllosen andern gewichen ist, allein da umhergekrochen, um mich über den Zusammenhang dieser Paläste in Trümmern, über das

Einzelne der Architektur, über die Geschichte des Schlosses zu unterrichten. Daß dabei auch der Plan zu einer Tragödie, die hier spielen sollte, auftrat, will ich nicht verschweigen. Sie kam glücklicherweise nicht zur Ausführung.

Auch an Ausflügen in die Umgebung fehlte es gleich anfangs nicht. Sie wurden über den Sonntag unternommen, und zwar zu Fuß, wenn nicht der weiteren Entfernung die Eisenbahn oder das Dampfschiff zu Hülfe kam. Es fiel uns nicht ein, für leicht zu bewältigende Wege einen Wagen zu nehmen, wie es damals schon die eleganten jungen Herrn aus den Corps thaten. Diese gespreizten Jünglinge, die mit knabenhafter Vornehmthuerei im offnen Wagen gelangweilte Gesichter machten, verlachten wir nur, und wußten uns, im Gegensatz zu ihnen, etwas darauf, die Kräfte zu üben und auf starke Wanderstrecken zurück zu blicken. Die Ufer des Neckar, der Odenwald, der Garten zu Schwetzingen, zogen uns wechselsweise hinaus, meist in kleineren Gruppen, selten in ganzer Verbindung. Denn das Volk der Teutonen war zu zahlreich, als daß gleicher Plan und gleiche Neigung immer zusammengetroffen wären. Ueberdies herrschte vollkommene Freiheit der Wahl in solchen Dingen. So bildeten sich kleinere Kreise, die keineswegs nur durch den Zug der Landsmannschaft geschlossen waren. In den Ferien vorwiegend pflegten die Reisepläne weit auseinander zu gehen. So zu Pfingsten, wo ich mit Aubert und einigen uns näher stehenden einen Ausflug nach dem Schwarzwald geplant hatte. In der Woche vorher fühlte ich ein leichtes Halsübel, ließ es aber unbeachtet in der Freude auf die schöne Wanderung. Um diese sollte ich freilich kommen. Denn am Tage vor dem Aufbruch war ich in einem Zustande, daß ich kaum schlingen noch auch sprechen konnte, und notgedrungen den Arzt aufsuchen mußte. Dieser schickte mich sogleich nach Hause und zu Bette, da die Halsentzündung schon weit vorgeschritten

sei, und Schlimmeres daraus entstehen könne, wenn nicht Ordnung gehalten werde. Eine Stunde darauf war er bereits in meiner Wohnung, um nachzusehen, ob ich seinen Vorschriften gefolgt sei. Da lag ich nun fest in der schönen Pfingstzeit, während die Gefährten vergnügt im Schwarzwald umherschweiften, und im Aerger über meinen Zustand fühlte ich mich erst recht krank. Ein gastrisches Fieber trat dazu, und machte, bei dem Mangel an Pflege, meine Lage sehr unbequem. Als die Ausflügler nach etwa zehn Tagen zurückkehrten und in mein Zimmer stürmten, hatte ich das Lager nur eben verlassen, fühlte mich körperlich und geistig ziemlich herabgestimmt, und mochte miserabel genug aussehn. Sie waren verwundert, daß es so arg gewesen, konnten es sich aber eigentlich nicht denken. Kräftige Jugend vermag nur mit Widerstreben sich in den Zustand des Leidens zu versetzen, und selbst ihre Teilnahme dafür ist nur gering. Es war für mich das Erstemal, und zugleich mit einer gewissen Verletztheit, daß ich diese Beobachtung machte. Ich hätte einer gewissen Schonung bedurft, aber ohne meine Entbehrung zu berücksichtigen, erzählte man von der köstlichen Wanderschaft, von Gegenden und Genüssen, Scherzen und Belustigungen ohne Ende, so daß mir der Groll zu Kopf und Herzen stieg. Wer ist in der Jugend zu philosophischer Ruhe und Entsagung gestimmt? — Inzwischen war ich bald wieder hergestellt, und suchte mich an kleineren Wanderungen schadlos zu halten.

Dieser Sommer brachte mir eine unendliche poetische Anregung. Die Liebeslust erwachte jetzt erst in mir, und nicht gering ist die Anzahl von kleinen Liedern, die in dieser Zeit entstanden. Das Meiste was ich an Gesangstrophen später in „Waldmeisters Brautfahrt“ aufnahm, wurde in diesen Tagen gedichtet. Alles aber ganz geheim. Ich brachte es nicht über mich, meinen Kameraden etwas davon mitzu-

teilen. Selbst Aubert, den ich sonst in meine dramatischen Pläne einweihte, hat damals von meiner Lyrik nichts zu Gesicht bekommen. Dafür aber wußte ich sie den Freunden zuweilen zu Gehör zu bringen, ohne daß sie meine Verfasserschaft erfuhren. Die Mehrzahl meiner frühsten Lyrik entstand nämlich zugleich mit einer Melodie, die ich im Kopfe, ja zuweilen mit den Lippen fortsang, während das Gedicht entstand. Daher kam es wohl, daß von der Melodie getrieben, die Worte oft nur dürftig, wie untergelegter Text, ausfielen, andrerseits aber fühlte ich selbst doch auch die Vorteile dieser halb musikalischen Entstehungsart, und der leichte Fluß von manchen dieser kleinen Dinge ist sicher da herzuleiten. Ich konnte also meine Lieder selbst singen. Nun hatte ich gleich anfangs bei den Wirten unsres Versammlungsortes, genannt die „Kneipe", eine Guitarre entdeckt, ein Instrument, welches mich aus meiner Kindheit her anheimelte. Gleich schoß es mir durch den Kopf, mich nach einem Guitarrenlehrer zu erkundigen und bei ihm Unterricht zu nehmen. Ein solcher wurde gefunden, mit seiner Hülfe das Instrument ausgewählt und gekauft, und ohne Wissen meiner Kameraden ging ich an die Erlernung. In vier Wochen hatte ich die Griffe so weit in meiner Gewalt, daß ich mir meine Lieder selbst begleiten konnte, zumal die Melodieen sehr einfach waren. Mit dieser Kunst überraschte ich eines Abends die Freunde auf der Kneipe. Sie gerieten in Erstaunen, Aubert an der Spitze, dem meine Studien, so gut wie den andern, unbekannt geblieben waren. Man wollte mehr hören, und ich gab was ich hatte, oder mit der Zeit dazu machte und lernte. Nun trat aber doch die Frage nach den Komponisten dieses Liedervorrats auf. Ich half mir, indem ich den Fragenden die einen als Volkslieder aufband, bei andern den Namen des Komponisten nicht zu wissen vorgab. Oder ich war auch unverschämt genug, das Machwerk lebenden Musikern unter

zu schieben, ja ich hatte einmal die Stirn, eines an Mendelssohn-Bartholdys Namen zu knüpfen. Ich erinnere mich nicht, daß meine Angabe beanstandet worden wäre, wohl aber, daß „das Mendelssohnsche" öfter begehrt wurde. Schwieriger hatte ich es mit den Worten. Viele meiner Kameraden waren mit der deutschen Lyrik zu bekannt, als daß sie sich hierin hätten etwas aufbinden lassen, und ich mußte eine Unbekenntniß des Verfassers vorgeben. Da nun aber die Melodieen leicht faßbar waren, und die Texte ansprachen, so wurden manche dieser Lieder bald im Chor gesungen, und in fröhlichen Wanderstunden konnte der unbekannte Verfasser vergnügt mit den Uebrigen einstimmen. Zwar daß ich mit Reimen zu hantieren wußte, war nicht unbekannt, wurde sogar willkommen geheißen und von Diesem und Jenem mir gleichgethan. Denn wir hatten, vorwiegend im Winter, ein eignes litterarisches, nur als Manuskript bestehendes Organ, die sogenannte Bierzeitung, welche alle Verkehrtheit, so die Woche unter uns vorgefallen, in gereimter oder ungereimter Form wiederbrachte, und meist Samstag Abends vorgelesen wurde. Hier mochte ich meine Autorschaft getrost bekennen, scheute mich auch nicht, in dieser Form als böse Zunge hin und wieder unbequem zu werden. Meinem Gesange verdankte ich, daß mir die Verbindung die Würde des Singemeisters oder sogenannten Kneipwarts übertrug, der denn, wenn er den allgemeinen Chor geleitet hatte, seine besonderen Stückchen zur Guitarre vorzutragen genötigt wurde.

Einer unsrer Lieblingswege ging nach dem Dorfe Handschuchsheim an der Bergstraße. Man rechnete eine Stunde auf diesen Gang, da man über die Stadtbrücke, den Neckar entlang, über Neuenheim zu wandern hatte. Der Reiz von Handschuchsheim bestand nicht vorwiegend in der Landschaft, obgleich der Weg dahin anziehend genug ist, sondern in dem Hause des Ochsenwirtes, seinen Töchtern, seinem Getränk und

seiner Küche. Das große Haus war Schlächterei, Ausspannung, Herberge, Weinschank, und in seiner großen, kühlen, ganz bäuerlichen Wirtsstube, mit Holzbänken und massiven Tischen auf Kreuzgestellen, ein Lieblingswallfahrtsort der Studenten. Wenigstens derjenigen, welche nicht überall und immer in Glacéhandschuhen einhergingen. Die Wände waren schon damals bedeckt mit schwarzen Silhouetten, da jeder von den Anhängern des Hauses beim Abschied von Heidelberg, seinen Schattenriß hier zu hinterlassen pflegte. Denn der Papierausschnitt des Profils oder die schwarze Nachzeichnung desselben, war in einer Zeit, da es noch keine Photographie gab, die üblichste Form, in welcher akademische Freunde ihr Abbild austauschten. Der eigentliche Anziehungspunkt waren für mich die beiden Töchter des Ochsenwirts, Felicitas und Babet. Die jüngere, damals noch sehr jung, hübsch und fein, kam nicht häufig in die Wirtsstube. Die ältere, damals schon in einer männlichen Abkürzung „die Felix" genannt, war nicht hübsch, aber klug, scharf beobachtend, schlagend in ihrer Ausdrucksweise, eine der ursprünglichsten Charaktergestalten. Sie ging in bäuerlicher Landestracht und bediente die Gäste. Wehe dem, der sich ihr gegenüber nicht ehrerbietig betrug! Sie wußte Alle so in Respekt zu halten, den kleinsten Verstoß so derb zu rügen und abzufertigen, daß selbst weniger rücksichtsvolle junge Männer sich ihr gegenüber in vorsichtigen Grenzen halten mußten. Hatte sie aber einmal Vertrauen zu Jemand gefaßt, dann wurde sie auch vertraulich und schwesterlich, und liebte es, im kleinsten Kreise, oder unter vier Augen zu schwätzen. Dann legte sie ihre bloßen Arme auf den Tisch, sprach, und machte ihre Leute reden. Ueber die Landesgegend, aus der man gekommen, über die Eltern, die Familie, wieviel Brüder und Schwestern man habe, und wie sie hießen? Sie behielt Alles im Gedächtniß. Und dann fragte sie gelegentlich, ob man Briefe von Hause

habe, und wie es dem kleinen Schwesterl gehe, dessen Namen sie auch nicht vergessen hatte; und dann ermahnte sie den Erzähler, nur recht brav zu bleiben! Eben so gern erzählte sie von ihrem Hausstande, und wie man es im Sommer und im Winter darin trieb. Der Humor, den sie dabei entwickelte, nahm mich ganz für sie ein. Oft wanderte ich allein nach Handschuchsheim, um ungestört mit der Felix zu plaudern. Es mußte immer in der Wirtsstube geschehen, die ab und zu gehenden Eltern und Geschwister, oder einkehrende Besucher, hatten nichts Störendes dabei. Eines Abends aber, da Regen eingetreten war, war ich allein mit der Familie des Ochsenwirts. Da holte die Felix eine mir bis dahin verborgen gebliebene Guitarre hervor, und verlangte, ich solle ihr etwas singen, da sie gehört hätten, daß ich viele Lieder könne. Ich ließ mich nicht nötigen und hatte einen fröhlichen Zuhörerkreis. Ein paar Lieder klangen ihnen schnell ins Gehör, ich wiederholte sie, und nicht lange, so konnten die Felix, die Babet, der Philipp, das Malchen und die jüngeren Kinder Melodie und Worte frisch mitsingen. Ich erlebte, daß sie auch über das Haus hinaus im Dorfe weiter klangen. Zeitweise schlug ich sogar den Mittagstisch beim Ochsenwirt auf, und ließ mir im Garten unter schattigen Nußbäumen auftragen. Selbst im Winter bei Kälte und böſem Wetter schien mir zuweilen der Weg nicht zu weit, um mir durch Schnee und Regen ein einfaches Mahl in Handschuchsheim zu erkämpfen.

Nun war es die Zeit, wo Berthold Auerbachs erste Dorfgeschichten ein neues Stoffgebiet der Dichtung fruchtbar gemacht hatten. Wir waren große Verehrer dieser Erzählungen, und lebten in Gedanken und Gesprächen viel mit dem Ivo, dem Lauterbacher, dem Tolpatsch und deren Gesellen. Ueberdies wohnte der Dichter selbst in diesem Sommer mit seiner jungen Frau in Heidelberg, und auf Spaziergängen folgten

ihm unsre Blicke oft mit Neugier und Teilnahme. Da hatte sich durch die Einkehr bei unsrem Ochsenwirt in Handschuchsheim uns nun auch der Einblick in das bäuerliche Leben erschlossen, welches hier in der Gestalt der Felix ein ganz eigenartiges Wesen erschaffen hatte, voll Gemüt, Humor und Ernst, derb und doch feinfühlig; ein Mädchen, das täglich in der Gesellschaft von Studenten lebte, alle in Respekt zu halten wußte, ihnen die Köpfe zurecht setzte, wenn sie nicht brav waren, aber um so harmloser mit ihnen verkehrte, wenn sie sich wacker hielten. Es wurde in unsrem engeren Kreise die Frage aufgeworfen, wie diese Dorfgeschichten wohl auf eine Natur wie die Felix wirken müßten, und der Beschluß gefaßt, ihr einen Band zum Lesen mitzubringen. Von mir war der Vorschlag nicht ausgegangen, ich hatte sogar abgeraten, da ich mir nichts Gutes davon versprach. Meine Vermutungen täuschten mich nicht, denn sie gab das Buch nach einiger Zeit zurück, ohne Beifall spenden zu können. Nun aber sollte das Experiment gemacht werden, was sie wohl zu einem Stücke von Shakespeare sagen würde. Ich war ärgerlich darüber, aber dennoch wurde ihr der Hamlet in die Hände gespielt. Sie hatte nicht viel Muße zum Lesen, und es dauerte einige Zeit, bis sie eines Tages das Buch vor den Ueberbringer auf den Tisch legte, ohne eine Auskunft geben zu wollen, ob es ihr gefallen, oder ob sie es auch nur gelesen habe. Nicht lange darauf, im Herbste, fanden wir das Haus mit einer Tabakserente beschäftigt. In einem oberen Saal saßen die Mädchen und Kinder, dazu einige der Familie sonst Angehörige, und zogen die noch frischen Blätter reihenweise auf Schnüre, die dann zum Trocknen aufgehängt wurden. Die Neuheit der Beschäftigung verlockte uns mit anzugreifen, und so saßen auch wir im Kreise bei der Arbeit. Da entfernte sich die Felix auf kurze Zeit, dann erschien sie wieder unter uns, Kränze von aufgereihten Tabaksblättern

um den Kopf, um die Schultern und den Gürtel, die Guitarre in der Hand, und rief in kläglichem Tone nur das eine Wort: Ophelia! Beifall und Gelächter begrüßten sie, aber schleunigst entfloh sie, mit Hinterlassung ihrer Kränze, wieder aus dem Saale.

Seit dieser Zeit, wo sie jung, lebensfrisch und zum Scherz aufgelegt war, ist ein Menschenalter vergangen. Tausende von Heidelberger Studenten sind bei ihr ein und ausgegangen, und die Felix von Handschuchsheim wurde eine Art von Berühmtheit, die schon darum aufgesucht werden mußte. Worin ihr Ruhm seinen Grund hatte, mochte den Jüngeren nicht mehr recht klar werden. Obgleich sie zum Verlieben eigentlich nicht eingerichtet schien — denn sie war „wiescht", wie sie selbst von sich sagte — so hatte ihre gute unverfälschte Natur doch etwas überaus Anziehendes für mich. Ich wurde durch ihr Wesen auch zu einem Liede angeregt, wenngleich ausdrücklich darin nicht von ihr die Rede ist. Denn da der Name Felix ein männlicher ist, und mir der Rundreim „Felix von Handschuchsheim" nicht behagte, so besang ich sie als „Margreth am Thore". Sie hat es auch von mir singen hören, ohne daß sie es auf sich zu beziehen brauchte. Wie oft habe ich im Laufe des Lebens dieses Lied vor günstigen Hörern zum besten geben müssen! Und wie vielfach ist es von berufneren Kräften in Musik gesetzt worden! Die Felix aber habe ich im Gange der Jahre immer wieder gesehen und begrüßt. Noch nach vierzig Jahren konnte ich ihr zum Grüße die Hand reichen und von ihr wiedererkannt werden. Sie war unverheiratet geblieben, aber die unumschränkte Besitzerin und Vertreterin des Hauses, und zugleich die allgemeine Studentenmutter geworden. Es war sonst alles unverändert bei ihr. Kaum daß die Gesichtszüge sich gewandelt hatten. Ihr Gedächtniß für alte Freunde und ihr Wesen zeigten sich als das immer gleiche.

Dreizehntes Kapitel.

Das Sommersemester, dessen Vorträgen ich mit ununterbrochener Teilnahme gefolgt war, ging zu Ende, und die langen akademischen Ferien standen in Aussicht. Das Volk der Teutonen rüstete sich in Gruppen zur Abreise, die meisten aber doch mit der Aussicht auf Wiederkehr. Die Einen wollten ihre Familien aufsuchen, die andern machten Reisepläne, nach der Schweiz, nach Oberitalien. Die letzteren hatten von Hause einen Zuschuß zu ihrem Wechsel für die Ferienfahrt empfangen, unter ihnen Freund Aubert, der den ganzen Wanderweg schon eifrig aus Büchern studiert hatte. Mir stand ein solcher Zuschuß nicht in Aussicht, und ich hätte es nicht gewagt meinen Vater darum zu bitten, da mein Wechsel für die damaligen Verhältnisse anständig und reichlich genug war. Auch ließ ich es mich nicht verdrießen, zurück zu bleiben, denn noch bot mir die Umgegend genug des Schönen zu durchforschen, und im Stillen hatte ich mich auf eine poetische Arbeit gerüstet, den „Gevatter Tod", der in der Abwesenheit der Andern gefördert werden sollte. Kaum waren sie abgereist, so trat eine Aenderung meiner nächsten Pläne ein. Mein Vater schickte mir ein Extrasümmchen, welches er mir zu einer Rheinreise bestimmte. Nun schnürte auch ich flugs mein Bündel, und da sich wider Erwarten noch ein teutonischer Reisegefährte fand (Karl Leo aus Hamburg, später Syndikus seiner Vaterstadt) so machten wir uns vergnügt auf den Weg.

Bis Mainz konnten wir die Eisenbahn benutzen, von da ab waren wir auf unsre Beine und das Dampfschiff angewiesen. Denn an Schienenwege rechts und links am Rhein war noch nicht zu denken. Das Schiff benutzten wir zwar ab und zu, vertrauten uns aber meistenteils unsren Wanderfüßen. Denn wir wollten möglichst Alles sehen, was an

beiden Ufern, so wie in den Seitenthälern zu sehen war. Keine Burgruine durfte unbestiegen bleiben, kein Städtchen durchschritten wir, an dessen Kirchen, Mauern und altem Getrümmer ich nicht die erstaunlichsten Merkwürdigkeiten zu entdecken glaubte. Auch blieben wir selten lange allein. Denn es fuhr und ging alles an den Ufern hin und her, was jetzt auf Schienen rollt, und akademische Genossen von Bonn und andern Universitäten, Maler aus Düsseldorf, und sonstige Gesellen fanden sich truppenweise überall. Gefiel man einander, so änderte man auch wohl den Tagesplan, um eine Weile gemeinsam zu wandern. Es war wirklich noch ein buntes, fröhliches Leben am Rhein. Freilich gab es noch keine Zaubergärten, wie heutzutage etwa in Remagen, mit ihren Terrassenbauten und luftigen Sälen — die aber auch von gleichgültigen Engländerinnen und dicken holländischen Müttern mit einem halben Dutzend geputzter Rangen als Privatbesitz betrachtet werden — reizvolle Natursalons, für die der Reisende doch eigentlich Toilette gemacht haben muß. Damals gab es noch das Wirtshaus mit dem Vordach von Reben und der Linde vor der Thür, von dem das Volkslied singt, oder manchmal waren es auch Nußbäume, und der wandernde Student, wenn er in bestaubten Kleidern ankam, wurde auch in anspruchsvolleren Gasthöfen nicht zurückgesetzt, denn so wie er langten viele Hunderte an, um zu Fuße weiter zu reisen. Kam man nicht so schnell von der Stelle, so hatte man, wenigstens wir Musensöhne, auch gar nicht die Absicht, zu eilen. Man lebte wohlfeiler, hatte mehr Freiheit, war durch den Weltverkehr nicht so in die Enge getrieben. So zogen wir in oft gesellig zahlreichen Tagesfahrten am linken Ufer hinab, durchschritten das Brohlthal bis zum Laacher See, und das Ahrthal bis Altenahr. Wir grüßten von Rolandseck zum Drachenfels hinüber, in der Aussicht, auch bald auf seinem Gipfel zu stehen. Wir

sahen Bonn und Köln, betraten das rechte Ufer, wo dann das Siebengebirge uns seine waldige Herrlichkeit aufschloß. Und so fort und fort, bis es in das Lahnthal hinein ging, aus dem wir von Ems, aus auf einem köstlichen Wege bei Braubach wieder heraustraten. Auch in das Wisperthal mußte hineingeblickt werden, und dann ging es von Aßmannshausen über den Niederwald nach Rüdesheim, Geisenheim, Johannisberg, und nach Mainz zurück. Vielleicht waren die Tagesfahrten ab und zu etwas anders, denn ich erinnere mich, daß wir ein paarmal im Nachen über den Rhein hin und her setzten. Im Ganzen besuchten wir doch alle die genannten Orte, und ich kann sagen, auch alle dazwischen liegenden. Denn auf einem Wege, den man heut in ein paar Tagen zurücklegt, schwelgten wir drei Wochen lang, bis das Reisegeld zusammenschwand, und nur so viel übrig blieb, um uns nach Heidelberg zurück zu helfen, wo man fürs Erste nichts Baares brauchte. Ich kehrte in die Musenstadt heim, trunken von frohen Eindrücken, den Kopf durchschwirrt von werdenden Liedern, voll von dichterischen Plänen, die mir eine Zeitlang ein wahrhaft beseligtes Dasein gaben.

Da die Kameraden noch in den Alpen umherstiegen, suchte ich durch einsames Umherschweifen in der unerschöpflich reichen Umgebung von Heidelberg im Zusammenhang mit der Natur zu bleiben, und dabei innerlich zu verarbeiten, was mit unwiderstehlichem Schaffenstrieb mir im Kopf und im Herzen rumorte. Die Stimmungen und Situationen der glücklichen Rheinwanderung wollten sich bereits fester gestalten, und mit Anlehnung an ein schon in Frankfurt a. d. O. niedergeschriebenes Märchen, trat der neue Entwurf zu „Waldmeisters Brautfahrt“ bald zu Tage. An Liedern war kein Mangel, sie mußten dafür eher beschränkt werden. Ich begann das Gedicht nun noch einmal, und zwar jetzt in ganz andrem Tone, zu erzählen und nieder zu schreiben. Es geschah mit

Bleistift in ein kleines Notizbuch, welches ich bei mir führte. Bald suchte ich mir dazu eine schattige Stelle im Walde, abseits von allen Wegen, oder ich kletterte auch zwischen Gestrüpp zu den Fenstern des Otto-Heinrichsbaues, wo ich nicht selten gesessen und gesonnen habe, während mein Büchlein sich mit Versen füllte. Die Freuden, welche ein erwachendes dichterisches Bewußtsein in der jungen Brust erweckt, zugleich mit dem Gefühl eines Gelingens, sind nicht zu schildern. Als wär ein Wunder in uns aufgegangen, so betrachten wir das werdende Werk. Der Wille hat es gewollt, Phantasie und Gemüt haben es innen erschaffen, für die Form giebt der aufmerkenden Kraft jeder Tag neue Erfahrung. Dieses Fortschreitens inne zu werden, immer neu zu bessern, zu bilden, zu gestalten, und die wachsende Kraft der Schwingen immer mehr zu fühlen, gab mir zugleich das Gefühl der reinsten Erhebung. Wohin ich damit gelangen würde? Ob ich von diesem Treiben etwas zu erwarten hätte? Müßige Fragen! Die Empfindung künstlerischen Schaffens war mir in ihrer ersten Blüte aufgegangen, und wollte nichts als den beglückenden Trieb und Genuß ihrer selbst. — Aber das Gedicht sollte noch nicht fertig werden. Denn mit gleichem Anspruch drängte sich ein andres in den Vordergrund, der „Gevatter Tod“, und wie an jenem, schrieb ich an diesem in ein andres Buch, umher schweifend, Tage lang von der Stadt entfernt, ohne viel Bedürfnisse, ganz meinem dichterischen Triebe Raum gewährend. Beide Büchelchen vertrugen sich immer zugleich in meiner Tasche. Und wen es wundern sollte, wie so leichtlebige und heitre Wesen, wie Waldmeister und seine Gesellen, und andrerseits der düstre Gevatter, mit einander gehen konnten, der bedenke nur, daß beide auf demselben Grund und Boden erwuchsen, und eigentlich einander ergänzen. Diejenigen aber, welche sich schon von dem Titel „Gevatter Tod“ erschreckt fühlen, sollten doch

erst genauer zusehn, ob denn der Tod hier als ein Schreckbild auftritt? Es war von Anfang hier auf ein Lied der Versöhnung abgesehn; das Leben und die Liebe überwindet die Schauer, der Tod selbst wirbt um Liebe, er will nicht der Allgehaßte sein, und er selbst erkennt alle Rechte des Lebens an. In dem Rheingedichte singt und klingt Jugendlust und der Uebermut des Studentendaseins, in ihrer Stimmung durch nichts getrübt. Malen sich hier die Bilder im modernen Leben, so sind sie im Gevatter Tod in eine entferntere Zeit verlegt, und damit derber dargestellt. Es ist auch hier ein akademisches Treiben, dessen ernsteres und vertiefteres Streben in der Gestalt des Faramund hervortritt. Dem eignen Wesen des Verfassers lag das nicht fern. Grübeln, Ringen, Drang zum Schaffen, Freude des Gelingens, Enttäuschung, Verkennung, Vereinsamung — es ist nur die Kehrseite zu dem leichten in den Tag Leben des Rheinliedes. So konnten beide Dichtungen, wie sie aus der gleichen Quelle entsprangen, sich auch wohl eine Weile neben einander vertragen. Die Durchführung des Charakters, der Gemütslagen, und das Handeln eines Faramund, verlangte denn freilich bei dem Verfasser eine mehr dauernd isolierte Stimmung. Und so, wenn auch ein gut Stück daran gefördert wurde — es war auf eine regelrechte Tragödie in fünf Akten abgesehn — konnte es noch nicht zustande kommen. Vielfach beunruhigte es mich, mit meiner Vorliebe bald bei dem einen, bald bei dem andern Gedichte zu verweilen, an diesem durch jenes gestört zu werden, bis dann durch diese gegenseitigen Hinderungen die Freude an beiden sich abschwächte, und die Weiterarbeit vorerst unterblieb. Von Waldmeisters Brautfahrt war jedoch der größte Teil schon fertig geworden, Anfang und Ende, der ganze Verlauf, standen in der Hauptsache in Versen schon so da, wie sie später erschienen, nur innerhalb des Gefüges waren noch viele Lücken. Ueber den

Gevatter Tod aber möge hier schon gesagt sein, daß ich dieses Gedicht erst nach fünfundzwanzig Jahren zum Abschluß brachte, und zwar in Heidelberg, wohin mich das Glück für eine Sommerzeit geführt hatte, um mir Stimmung und Muße unter alten Erinnerungen zu gewähren.

Das Erste aber, was, abgesehen von Liedern, in dieser Zeit wirklich fertig wurde, war eine kleine Novelle, deren Titel ich vergessen habe. Die Anregung kam ganz plötzlich, und in wenigen Tagen war sie niedergeschrieben. Als ich nämlich eines Tages ziemlich früh am Morgen nach Handschuchsheim kam, fand ich die Mädchen noch in jubelnder Aufregung über eine Begebenheit, die am Abend (Sonntag) vorher in dem benachbarten Schriesheim sich ereignet hatte. Ein Bursche aus dem Dorfe (er mag einmal der Peter heißen) der in Mannheim als Soldat stand, war auf Urlaub dagewesen. Die Mädchen mochten ihn nicht, wegen seines rohen Betragens, mit den Burschen lag er in offnem Hader. Nun hatte er sich Abends auf dem Tanzboden so viel zu Schulden kommen lassen, daß die Mädchen von Schriesheim beschlossen, die Rache dafür nicht ihren Tänzern anheim zu geben, sondern selbst zu übernehmen, um seine Strafe zu erhöhen. Es war zu einer Vereinbarung gekommen, nach welcher die Burschen sich zurück halten, die Mädchen aber im Verborgenen ihm auflauern sollten. Und wirklich, als er spät und auf nicht sehr sicheren Füßen des Weges kam, stürzten die Amazonen des Dorfes über ihn her, warfen ihn nieder, prügelten ihn fürchterlich durch, zogen ihm sogar die Uniformjacke aus. Die Burschen kamen dann mit Gelächter herbei, die Montur wurde auf eine Stange gesteckt, und so zog mit diesem Banner die weibliche Jugend triumphierend durch das Dorf. So wurde erzählt. Ob und wie es möglich gewesen, dem doch vermutlich sich wehrenden Soldaten die Montur auszuziehen, bleibe dahingestellt — genug, daß die Geschichte Jubel er-

regte. Die Felix und Babet kannten den Peter, der auch schon bei ihnen Gelegenheit zum Aerger gegeben, und nun gönnten sie ihm die Schmach, von den Mädchen selbst gezüchtigt worden zu sein, mit vollem Vergnügen. Diese Geschichte ging mir im Kopfe herum, während ich nach Hause schritt, und gestaltete sich zur Novelle mit etwas dorfgeschichtlicher Färbung. Am andern Morgen fing ich an zu schreiben, und nach einigen Tagen stand sie fertig auf dem Papier. Ich habe sie später einmal den Freunden vorgelesen. Wo sie geblieben ist, weiß ich nicht, hoffentlich gelangte sie mit andern Schriften zugleich ins Feuer.

Die akademischen Ferien sind lang, und wer einen Trieb zur Thätigkeit hat, kann in den zwei bis dritthalb Monaten, allerlei zustande bringen. Ich war mit Büchern, historischen, litterarhistorischen, und wie sie sonst meiner Wißbegierde förderlich sein konnten, aus der Universitätsbibliothek und der des Museums genugsam versehen, Müßiggang und Langeweile waren für mich nicht vorhanden. Daß meine Studien aber systematisch oder recht zielbewußt gewesen, kann ich nicht behaupten. Es ging Alles durcheinander, weil mein Interesse auf zu vielerlei gerichtet war, und ich nichts von Allem gern aufgeben mochte. Inzwischen wurde meine Thätigkeit ein wenig unterbrochen durch die Rückkehr unsrer Alpenfahrer. Sie kamen abgerissen und ohne Geld, aber besten Humors und vollgestopft von Geschichten ihrer Abenteuer und Genüsse. Ich war, wie nach Pfingsten, in der Lage des Zuhörenden, aber ich konnte sie getrost erzählen lassen, denn ich hatte nicht nur auch mein Teil gehabt, sondern sogar mehr zurück gebracht, als die Andern ahnen konnten. — Ein längeres Umherschweifen in geschlossener Schaar bringt gewöhnlich für die nächste Zeit ein unstetes Wesen mit sich. Es soll nun so in der Gemeinsamkeit müßig fortgehn, und dadurch werden diejenigen, welche sich zur Thätigkeit sammeln wollen,

mit gehindert. Aber es waren tüchtige junge Leute darunter, welche erklärten, die Ferien dürften nicht völlig in Müßiggang zugebracht werden, an der Spitze Aubert, der fleißig und pflichtvoll, das beste Beispiel gab. So richtete man sich wieder auf die Studien ein, und so ließ man auch mich meinen Neigungen nachgehn. Trotzdem sah man sich täglich, machte auch wohl Ausflüge. Einer davon, welcher mehrere Tage umfaßte, hat sich mir in besonders freundlicher Erinnerung erhalten. Wir reisten nach dem Haardtgebirge, oder wie es hieß, „nach der Pfalz". Es ging über Mannheim nach Dürkheim, wo die Ruine des Klosters Limburg erstiegen wurde, dann die herrliche Straße an den Bergen, über Forst, Deidesheim nach Neustadt, wo der Hambacher Schloßberg ein Hauptziel war. Dann trieb man sich in den Bergen umher, erklomm den Trifels bei Annweiler, die Madenburg, und kostete unterwegs von allen Rebengetränken, die das gesegnete pfälzer Land so wundervoll hervorbringt. Auch diese Wanderung durch Waldthäler, über grüne Bergesgipfel, mit den Ausblicken in alle Anmut der Rheinebene, schenkte mir, was mir früher oder später zu Gute kam.

So verging der Sommer. Der Herbst brachte über das Neckarthal jene Farbenpracht und jene klaren Luftstimmungen, welche diesen an sich schon entzückenden Landeswinkel in neue Herrlichkeit kleideten. Tiefblau schlossen sich die Berge den Fluß aufwärts zusammen, während in kristallhellen Abstufungen sich die Ebene klärte, durch die der Neckar abwärts in Schlangenwindungen dem Rheine zufließt. Die Kastanienwälder glänzten in allen Schattierungen von Grün, Goldbraun und Purpur, und das Gemäuer des Schlosses stand in der Abendsonne des beginnenden Oktobers oft von Gluten übergossen, die es wie ein Luftgebilde der Phantasie erscheinen ließen. Nun schon vertraut mit allen Wegen auf den Bergen, so wie mit den Einzelheiten des kühnen architek-

tonischen Prachtwerkes, genoß ich in Freuden all das Schöne doppelt und verzehnfacht. Meine Briefe an die Familie waren voll von diesen Stimmungen und Eindrücken. Die Hauptkorrespondentin war und blieb die Mutter, da mein Vater zum Briefschreiben nicht viel Zeit hatte. Sie schrieb sehr gern, daher ausführlich, über das Haus und die Geschwister, bis ins Kleinste gehend, oft mit dem schönsten Humor; auch über Bücher, über die Gesellschaft; und das Alles in einer so saubren Perlenhandschrift, daß es eine Freude war, diese Briefe nur anzusehen.

Inzwischen gingen wir auf das Wintersemester zu, dessen Beginn die nah und fern zerstreuten Teutonen wieder sammelte, und manchen Zuwachs brachte von Neuen, welche nach einer blauen Mütze Verlangen trugen. Die nun schon längeren Abende schlossen die Verbindung erst fester zusammen. Große Vorteile bot uns die Museumsgesellschaft, in welche die Mehrzahl von uns eingetreten war, vorwiegend durch das reichlich ausgestattete Lesezimmer. Hier waren neben den hauptsächlichsten Zeitschriften in allen europäischen Sprachen, die neuesten Werke der Litteratur ausgelegt, welche dann in die Bibliothek übergingen. Dieser verdanke ich sehr viel, da sie, bei ihrer Vollständigkeit mir die Kenntniß mancher Litteraturgruppe gewährte, z. B. der romantischen Schule, die selten so im Zusammenhang zu finden und zu erlangen ist.

Ein Verkehr der Studenten in Familien schien damals in Heidelberg etwas Seltenes zu sein, von unsren Leuten wenigstens hatten nur ein paar Landeskinder eine derartige, und dann meist verwandtschaftliche, Beziehung. In solchen Fällen bietet für junge Männer, die aus allen Fernen zusammen gekommen sind, ohne jede Empfehlung; ohne Zusammenhang mit der Stadt, nur durch die Hörsäle der Universität vereinigt — für solche bietet die Verbindungskneipe manche Vorteile, die (da ja nicht immer darin ge-

trunken wird) unanfechtbar, und viel größer sind, als man gewöhnlich annimmt. Da finden die Verbundenen ihren Sprechsaal, ihr allgemeines Gesellschaftszimmer, unschätzbar an einem Orte, wo es den langen Winter keine Theater, keine Musik oder sonst künstlerische Anregung, und keinen Familienverkehr giebt. Da schließen sie sich selbst zu einer Art von Familie zusammen, und wenn das Glück will, daß sich anregende oder bedeutende Naturen, gesellschaftliche Talente, unter ihnen finden, so wird hier der Verkehr auf eine geistig belebte Stufe gehoben werden, auf der sich auch die geistig Lässigeren oder minder Anregungsfähigen müssen festhalten lassen. Unsere allgemeinen Versammlungen waren Samstags. Beschränkten sich diese nur auf vergnügtes Gespräch zwischen Chorgesang und Getränk, so wurden ihnen bald andre Unterhaltungsabende hinzugefügt, meist mit Vorlesungen, welche Vielen oder Allen etwas Neues brachten.

Hier habe ich eines Freundes zu gedenken, der mir seit jener Zeit durch das ganze Leben verbunden geblieben ist, trotz weiter Entfernungen und seltner Gelegenheit zum Wiedersehn. Ich hätte ihn längst nennen müssen, denn er war mit mir zur selben Zeit in die Verbindung eingetreten, und machte alle Ausflüge mit, auch diejenigen, von welchen ich zurück bleiben mußte. Es war Karl Flemming, ein Mecklenburger, Sohn eines in der Wissenschaft angesehenen, und auch zu dichterischen Produktionen angeregten Arztes in Schwerin. An Menschenkenntniß und an allgemeiner Bildung übertraf er uns Alle, ließ es auch nicht an Bemerkungen über unsre Mängel darin fehlen. Er bewegte sich gern in einer satirisch nörgelnden, schulmeisternden Redeweise, so daß er von Manchen gefürchtet wurde. Es dauerte eine Weile, ehe ich eine Handhabe seinem höhnischen Wesen gegenüber fand, obgleich er mir von Anfang an Zeichen seines besonderen Wohlwollens gegeben hatte. Aber grade auf mich hatte er es zugleich mit

seinen Spöttereien abgesehn, und es war kein Ende des Lustigmachens über mich und des Hänselns, wozu ich denn freilich Grund genug geben mochte. Ganz besonders wurmte es mich, daß er mein Versemachen entdeckt zu haben schien, mir zu verstehen gab, daß er von solchen Dummheiten nichts halte, und häufig Geschichten erzählte von untergeordneten und eingebildeten Poeten, ja bei gutem Gedächtniß Strophen von ihnen zum besten gab, die denn zum Lachen herausforderten. Alle Augenblicke mußte ich von ihm hören, was es für ein Unglück sei, um so einen jungen Dichter, aus dem nichts Gescheites werden könne. Ich schwieg, und er wäre der letzte gewesen, den ich zum Vertrauten gewählt hätte. Unsre Hauptstudien gingen, da er Jurist war, getrennte Wege, dagegen fanden wir uns in den allgemein bildenden Vorträgen neben einander. Endlich, nachdem ich seine Schulmeistereien lange genug getragen zu haben glaubte, nahm ich mich zusammen, und begann nun mit ähnlichen Waffen, so gut sie mir zu Gebote standen, gegen ihn loszufahren, im Zwiegespräch, wie vor anderen, so daß ich oft genug die Lacher auf meine Seite bekam. Er lachte mit, halb ärgerlich und scheltend, und so standen wir zum Vergnügen der Uebrigen in einer dauernden Katzbalgerei mit schnöden Reden. Sie entzweiten uns nicht, sie brachten uns einander sogar näher, und endlich stand er mir neben Aubert am nächsten. Ihn aber in mein Inneres blicken zu lassen, wo der Gevatter Tod, das Rheinlied und meine Lyrik sich langsam entwickelten, trug ich eine Scheu, die ich auch gegen Aubert nicht überwand.

Flemming war es, der uns an einer unsrer Versammlungsabende zuerst durch eine Vorlesung erfreute. Er hatte Tiecks „Gestiefelten Kater“ gewählt, der uns noch unbekannt war, und las ihn mit Humor, gutem Herausheben des Witzigen, des Abgeschmackten, des Lächerlichen, und riß seinen Zuhörerkreis zu schallendem Jubel fort. Obgleich wir nun

wohl empfanden, daß diese Gattung in unsrer Wertschätzung nicht mehr hoch zu stehen brauchte, so wurde es mit dem Blaubart, der verkehrten Welt, dem Zerbino auch noch versucht, bis sich denn doch der Ueberdruß an diesem Gemisch von Schaalheit und Possen einstellte, und wir zu anderen Werken übergingen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Winter war da, und regte meinen Trieb nach einem selbständigen Schaffen von neuem auf. Die Vorträge Häussers über deutsche Geschichte im Mittelalter wurden mir in sofern gefährlich, als sie in mir eine historische Tragödie aufdämmern ließen. Es war ein „Ludolf von Schwaben“, der sich aus den, wie er glaubt, edelsten Motiven zum Aufruhr gegen seinen Vater, den Kaiser Otto I. fortreißen läßt, und Irrtum und Schuld erkennend, darin zu Grunde geht. Das geschichtliche Material war leicht zu erlangen. Ich machte mich an die Arbeit, und vollendete das Stück in den Wintermonaten. Gegen das frühere, so fühlte ich selbst, konnte es als ein Fortschritt gelten. Ich machte eine saubre Abschrift, und fragte mich, was nun damit wohl anzufangen wäre? Eine Weile trug ich mein Geheimniß mit mir herum, dann erwachte der Drang nach Mitteilung. Was mir bei meinen andern Dichtungen wie eine Unmöglichkeit däuchte, das trieb mich bei meinen dramatischen Versuchen aus mir heraus, um Urteil und Rat zu empfangen. Allein Aubert war auf seiner Anatomie so beschäftigt, daß er mir wenig gestimmt schien, in mein dramatisches Treiben hinein zu blicken. Flemming aber war um mein geheimes Arbeiten bereits beobachtend herumgegangen. Da machten wir einst einen winterlichen Ausflug nach der Stiftsmühle. Ich blieb mit Flemming

länger allein im Gespräch, in welchem er mich langsam auszuholen wußte — und plötzlich schlüpfte das Geheimniß meines Ludolf von Schwaben über meine Lippen. Ich erschrak doch, und hätte im Augenblick viel darum gegeben, es zurücknehmen zu können, denn nun, dachte ich, würde es schön über mich hergehen! Aber er nahm es gut genug auf, schien gar nicht verwundert, spottete auch nicht, sondern sprach den Wunsch aus, das Stück kennen zu lernen. Eine Vorlesung wurde verabredet, und zwar unter sechs Augen, da Aubert denn doch in Mitleidenschaft gezogen werden sollte. Sie fand nach einigen Tagen statt, und meine beiden Zuhörer saßen mit der Geduld von Märtyrern einige Stunden da. Sie brachten mir freundliche Teilnahme entgegen, aber ein Urteil, das mich hätte fördern können, empfing ich von ihnen doch nicht, da sie in dramaturgischen Dingen nicht erfahrener waren, als ich. Sie rieten mir, es bei einem Theater zu versuchen. Ich aber fühlte wohl, daß es dem Stücke noch überall fehlte, ohne recht zu wissen, wo und wie ich es anzugreifen hätte, um ihm aufzuhelfen, und vermutete, daß man es so nicht werde brauchen können. Es konnte mir aber nichts an einer bloßen Zurücksendung liegen, mit der knappen Entscheidung, daß man es nicht aufführen könne. Ich wollte bestimmte Winke, wollte Belehrung haben.

Nach einigen Tagen faßte ich einen kühnen Entschluß. Ich hatte alle fünf Bände der „Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen“ von Gervinus durchgelesen. Ich war voll staunender Verehrung diesem Werke gegenüber, aber seine Urteile über Persönlichkeiten und Dichtungen hatten mir zugleich die Haut schaudern gemacht. Dieser Mann mußte mir helfen können, und wenn er meine Arbeit auch in Grund und Boden verurteilte. Ich ging also mit meinem Manuskripte klopfenden Herzens zu Gervinus. Er wohnte damals über der Brücke, in einem der ersten

Häuser am Neckar. Er empfing mich wirklich, aber augenscheinlich mit einiger Verwunderung, denn Studenten pflegten nicht bei ihm vorzusprechen, da er seine Vorlesungen eingestellt hatte. Mein Anliegen brachte ich stotternd hervor, er aber lehnte vorsichtig und kurzweg den Einblick in meine Arbeit ab, da er von dergleichen gar nichts verstehe. Dagegen wolle er mir eine schriftliche Empfehlung an seinen Freund, den Buchhändler Bassermann geben, der zur Zeit die Leitung des Mannheimer Theaters übernommen hatte, der werde es auf eine Darstellung hin besser prüfen. Daran lag mir nun freilich gar nichts, denn grade Bassermann war als ein sehr unzugänglicher und grober Mann bekannt, und in aller Munde noch der Brief, den er einem Heidelberger Privatdocenten geschrieben, auf ein ihm von diesem übersendetes Drama. Aber einem Gervinus gegenüber wagte ich keinen Einwand, zumal er bereits an seinem Schreibtische saß und schrieb. Er reichte mir den Empfehlungsbrief, wünschte viel Glück, und entließ mich mit einer Neigung seines Hauptes. So trat ich, fünf Minuten nach meinem Eintritt bei ihm, den Heimweg wieder an, und wenn ich den Weg immerhin mit Befangenheit unternommen hatte, so legte ich ihn in nicht eben gehobener Stimmung wieder zurück. Dir aber, großer und verehrter Historiker, trage ich nichts nach! Ich habe in späteren Tagen andre Wege unternommen, die mir so erbitternde Erfahrungen gaben, daß mir auf jenem ersten zu dir mehr ein heiter beglänztes Wölkchen aus meiner Jugend liegt. Brachte mir doch der Besuch die Vergünstigung, einige Minuten mit Gervinus zu sprechen, der von uns bewundert wurde, wenngleich er als Lehrer sich uns entzogen hatte.

Einige Tage ließ ich vergehen, unschlüssig, was ich thun sollte. Aber der Brief an Bassermann mußte abgegeben werden, und der Verkehr zwischen Heidelberg und Mannheim war zu lebhaft, als daß eine Verzögerung sich hätte ent-

schuldigen lassen. So fuhr ich hinüber, und ließ mich bei Bassermann melden. Er that einen vorurteilsvollen Blick nach dem Päckchen in meiner Hand, welches er in seiner doppelten Stellung, als Verlagsbuchhändler und Theaterdirektor bereits beanstanden mochte. Nachdem er den Empfehlungsbrief überflogen, begann er: Aus diesen Zeilen entnehme ich, daß Gervinus Ihr Stück gar nicht gelesen hat? Ich mußte das bestätigen. So! fuhr er fort. Dann nehmen Sie es nur wieder mit. Von Studenten verfaßte Stücke kann ich nicht brauchen! — Ich that den Mund auf und wollte nur bitten. — Aber da stand er bereits auf, und ging, als ein vielbeschäftigter Mann, nach der offnen Thür des Nebenzimmers, in welches er einige Worte hinein rief. Dann wendete er sich kurz noch einmal um, und wiederholte mit starker Betonung: Ich kanns nicht brauchen! Sie hören ja! Von Studenten führe ich nichts auf! — Er ging hinaus und ließ mich stehen. Ich stand aber nicht lange, sondern wendete mich zum Bahnhofe zurück. Der Mann war freilich sehr unhöflich, aber als erfahrener Geschäftsmann mochte er Recht haben. Ueber mich war aber nun doch ergangen, was ich hatte vermeiden wollen. Man hatte meine Arbeit für unbrauchbar erklärt, ohne sie gelesen zu haben. Mehr wäre mir freilich auch nicht zu Teil geworden, wenn Bassermann sie gelesen hätte.

Ich machte hier zuerst eine Erfahrung, die sich dann vielfach wiederholte. Die einzigen Lehren, die der werdende Dichter, und gar der beginnende Dramatiker empfängt, beruhen auf Zurückweisung und Ablehnung. Für jede Kunst giebt es eine Schule, darin der Lehrling Erziehung und Unterricht genießt, den Winken und dem Vorbilde eines Meisters folgen kann. In der Dichtkunst ist die Schule nicht in gleicher Weise durchzuführen. Der Lyriker und Erzähler muß aus sich selbst die Erfahrung schöpfen, und lernt die Technik meist

an vorhandenen Werken. Für die dramatische Dichtung aber gäbe es eine Schule, das Theater selbst. Es liegt aber im Charakter des modernen Theaters, daß die Bühne sich dem dramatischen Jünger gradezu verschließt, und ihn ganz ratlos läßt. Es kann geschehen — es kommt sogar öfter vor — — daß das Werk eines Anfängers auf die Bühne gelangt, es wird dem Verfasser aber, wenn dasselbe sich ohne Wirkung erweist, nicht gesagt, worin die Mängel bestehen, und es wird ihm nicht gesagt, warum ein anderes, und besseres, nicht für zulässig erachtet wird. Wenn er sich dazu versteht, den leichten Kram für die theatralische Tageskost zu bringen, so mag er noch leidlich willkommen sein, und was darin nicht passen will, das flickt und schneidert der Praktikus der Regie so zusammen, daß es über ein paar Vorstellungen hinweg hilft. Ein ernsteres Streben aber gilt für höchst unbequem, und es ist kaum daran zu denken, daß man sich die Mühe nähme, einem Anfänger zu erklären, worauf es ankommt. Wissen es doch Intendanten, Direktoren und Regisseure gewöhnlich selbst nicht, da ihre Kunstbildung meist gering, ihr dramaturgisches Können nur das äußerlich Wirksame umfaßt, ihr Treiben auf der Bühne vielfach nur ein fortgesetztes Experimentieren ist. Ein Jünger, der sich auf dieses Wirksame, und wär es ganz roh, schon etwas versteht, wird wohl berücksichtigt, und er hat vielleicht das Glück, dem Publikum seine Schularbeiten vorführen, und seine Prüfungen vor ihm ablegen zu dürfen. Es ist immer eine Art von Glück, und es sind auf diesem Wege schon ganz tüchtige Theaterschriftsteller erwachsen. Wem sich aber keine Gelegenheit bietet, gleichsam als Experimentiergehülfe unterzukommen, oder wer sich scheut, an untergeordneter Tagesarbeit zu Gunsten des schlechten Geschmacks seine Studien zu machen, oder gar wer die dramatische Dichtung von vorn herein als Kunst faßt, und seine Arbeiten in diesem Sinne darlegt, dem kommt,

wenn er noch Rat und Unterricht braucht, von Seiten des Theaters niemand zu Hülfe. Er hat einen langen und beschwerlichen Weg zurück zu legen, bis er erreicht, was minder Bedenklichen wohl erleichtert wird. Er hat, wenn ihm seine eigne dramaturgische Arbeit, ohne praktische Uebung, schon erschwert worden ist, selbst bei nun sicher gestalteter Technik, allen bösen Mächten zu begegnen: Dem Widerwillen vor dem Großen, der Trägheit, der Geldberechnung, und hundert Rücksichten, die mit der Kunst gar nichts zu thun haben. Denn der Theaterdirektor und der dramatische Dichter haben von der Kunst meist entgegengesetzte Ansichten. Dem ersten ist sie nur Mittel zum Zweck, dem andern hat sie ihren Zweck in sich selbst. Ein erster glücklicher Wurf, der gar nicht in der Bedeutung des Stückes zu liegen braucht, giebt meist den Ausschlag für das günstige Geschick des Dramas, für die Gunst der Direktionen, für das ganze Verhältniß des Dichters zum Theater. Alles in Allem hat unter allen Künstlern der dramatische, den allermühseligsten Entwickelungsgang durchzumachen, da kein Entgegenkommen ihn fördert auf dem Boden, auf welchem sein Streben sich einzig entwickeln kann. Man wende nicht ein, daß die Stücke der namhaften Poeten ja doch aufgeführt worden seien. Ja, sie sind es (und ich füge hinzu, die Mehrzahl meiner späteren auch) aber man weiß nicht, welche Wege dazu eingeschlagen, welche lustigen, oft lächerlichen Mittel unter der Hand angewendet werden mußten, um ein Stück auf die Bühne zu bringen. Eine Ahnung solcher Erfahrungen dämmerte mir damals nur erst leise, aber die Ratlosigkeit bedrückte mich, nicht zu wissen, wie oder wo ich etwas für das Drama lernen könnte. Daß ich dazu in Heidelberg, wo man sonst so viel lernen konnte, keine Aussicht hatte, lag freilich am Tage.

Aber jugendlicher Sinn ist von Enttäuschungen leicht abgelenkt. Den Ludolf von Schwaben legte ich vorerst bei

Seite. Der Winter näherte sich der Jahreswende, und das Weihnachtsfest forderte unsre Beratungen. Denn wir Norddeutschen, von unsren Familien so weit entfernt, und gewöhnt, den Weihnachtsabend als ein hohes Fest des Hauses zu begehen, wollten uns die gewohnte Feier nicht entgehen lassen. Man beschloß, die Verbindung als Familie zu fassen, ein „Familienvorstand“ wurde gewählt, zu dem auch ich gehörte, der die Vorbereitungen zu treffen hatte. Ein Tannenbaum wurde geschmückt, Geschenke die man einander zugedacht hatte, liefen in Menge ein, und es ließ sich eine große Bescheerung aufbauen. Auf den Ruf der Klingel tobte das Teutonenvolk wie ein wildes Heer herein, und man ließ es sich nicht verdrießen, sich auch einmal ganz bubenhaft verrückt zu geberden. Es gab einen Abend, der zu den fröhlichsten dieses Jahres gehört. Bilder, Steinkrüge, Bücher, und was man einander zum Andenken an Heidelberg verehrte, meist mit gereimten Widmungen versehen, werden von Manchem noch bis heut aufbewahrt und vorgezeigt. So besitze ich noch eine denkwürdige kurze Pfeife, welche mir Aubert, geschmückt mit seinem Schattenriß, verehrte. Der Scherz dabei war, daß ich damals noch gar nicht rauchte, und grade vor Pfeifen einen entsetzlichen Widerwillen hatte, mit dem ich häufig geneckt wurde. Diese Gabe trug aber die Schuld, daß ich das Rauchen mit der Zeit lernte. Denn um zu zeigen, daß ich es auch könne, wenn ich es wollte, zündete ich die Pfeife zuweilen wirklich an, und kam so einigermaßen in Gang damit. Es hat aber noch viele Jahre gedauert, ehe es mir zur Gewohnheit wurde.

Wie wir nun, gleich dem Gelichter in Wallensteins Lager, aus so vielen Gegenden zusammengeschneit waren, so gab es unter uns verschiedene Sprachweisen, die, wenn man sich behaglicher gehen ließ, zu einer Polyglotte von Volksdialekten wurden. Die Mecklenburger sprachen unter sich gern platt-

deutsch, die Badener alemannisch, die Schweizer brachten, selbst wenn sie hochdeutsch zu sprechen behaupteten, Worte, Wendungen und Töne zum Vorschein, die uns oft fremdartig berührten; und wenn Rheinländer, Märker, Schlesier und Ostpreußen der Volkssprache mehr entsagt hatten, so kam doch auch bei ihnen viel Mundartliches zu Tage, was einem aufmerkenden Gehör nicht entging. Mir machte es den größten Spaß, dergleichen nachzubilden, und ich ließ mich über verfehlte Versuche gern auslachen, bis es mir einigermaßen gelungen war. Es gab selbstverständlich allerlei kleine Häkeleien über die Frage, welche Mundart für die Dichtung die vortrefflichste sei, und diejenigen, in deren Dialekt schon Hervorragendes zur Geltung gekommen war, wußten sich etwas auf diesen Vorzug. Nun suchte jeder die erreichbaren Werke seiner Mundart herbei zu schaffen und mitzuteilen, und ich warf mich mit Eifer auf die Kenntnißnahme dieses mir neuen Gebietes. Unbestritten blieb den Alemannen die Vortrefflichkeit ihres Johann Peter Hebel, und Nadlers pfälzischen Gedichte („Fröhlich Palz, Gott erhalt's") wurden mit Vergnügen empfangen. Nicht leicht hatten es die Schweizer, uns ihren Usteri zum Verständniß zu bringen, den wir Norddeutschen eigentlich nur aus dem Liede „Freut euch des Lebens!" kannten. Dennoch wurden aus dem „Vikari" und dem „Heiri" Bruchstücke mitgeteilt. Ich nahm diese Dichtungen dann mit nach Hause, wo ich sie zwar anfangs nicht ohne Mühe aber bald mit Vergnügen durchlas. Die Schlesier hielten etwas auf Holtei's Gedichte in ihrer Mundart, ohne viel damit auszurichten. Und wenn uns die Bayern bisher zuweilen durch ihre „Schnadahüpfl" belustigt hatten, so brachte Einer von ihnen jetzt Grübels „Gedichte in Nürnberger Mundart" herbei, deren Volksmäßigkeit uns sehr gefiel. Noch war es den Niedersachsen nicht beschieden, auf Klaus Groth und Fritz Reuter hinweisen zu können. Da fielen mir

eines Tages die Gedichte von Joh. Heinr. Voß in die Hände und ich fand darin die in plattdeutscher Mundart gedichteten Idyllen, die ich nun durch Flemming auch richtig vorlesen hörte. Obgleich nun solche Studien mehr wie eine gesellige Unterhaltung getrieben wurden, so blieb bei mir immer genug für die Zukunft haften. Zumal das Plattdeutsche, welches ich im täglichen Verkehr häufig vernahm, wurde wenigstens meinem Gehör so geläufig, daß ich später für das Lesen der Werke Reuters wenig Schwierigkeit zu überwinden hatte.

So viel Anregung nun das Leben in unsrem Kreise, wenigstens in einem engeren Zusammenhalt desselben bot, so trat doch auch die Frage auf, warum unsre Verbindung sich eine „progressive“ nannte? Wir hatten ihr die Bezeichnung nicht gegeben, sondern sie von ihren Stiftern (sie war noch nicht alt) überkommen. Freilich war es immer ein Fortschritt im akademischen Leben, wenn die Jugend sich lebhaft auf geistigem Gebiet tummelte, aber so ganz und gar war das allen unsren Teutonen doch nicht nachzurühmen, und andrerseits waren die Bestrebungen unsres engeren Kreises doch auch nichts durchaus Neues. Einiger Verkehr mit den beiden andern progressiven Verbindungen belehrte uns denn, daß die Teutonen in einem schweren Abfall von den Zwecken ihrer Stifter lebten. Denn was die „Frankonen“ und „die Leute vom Fäßchen“ (so genannt nach dem Aushängeschild ihres Wirtshauses, denn einen Namen führten sie nicht) die einen mehr, die andern weniger festhielten, die Politik, war der erste Zweck der Teutonia gewesen. Wir waren also eine politisch-progressive Verbindung, ohne eine Ahnung davon zu haben, ohne uns sonderlich darum zu kümmern. Es kam wohl vor, daß einer unser Schweizer sich mit einem Berliner in einen Streit verbiß über Monarchie und Republik. Man stritt eine Weile, es währte aber nie lange, da man doch nicht viel vorzubringen hatte, wenngleich der Berliner mit

seiner Zungengeläufigkeit das letzte Wort zu behalten wußte. Zwar lebten wir im Zusammenhange mit der Zeit, es gab eifrige Zeitungsleser unter uns, das Lesezimmer im Museum bot uns reichlichen Unterricht über die Mißstände im öffentlichen Leben, über die Verfolgung der freimütigen Presse, über die ganze Tendenzlitteratur, wie sie sich in Journalen, in Romanen, in der Lyrik, in nicht aufführbaren Dramen aussprach. Das verfolgten wir zwar Alles, und waren der Mehrzahl nach auf der Seite der Liberalen und Unterdrückten, aber wo es nun eigentlich fehlte, und wie es gebessert werden sollte, darüber wußten wir nichts zu sagen. Doch durften wir darüber ruhig sein, denn selbst diejenigen, welche sich berufen fühlten, zu bessern, waren ganz uneins darüber, und wußten sich eigentlich selbst keinen Rat. Unser Versuch, es recht gründlich zu nehmen, und Dahlmanns Buch „die Politik“ zu lesen, scheiterte erst recht, da wir mit der Theorie nichts anzufangen wußten. So ließen wir es denn auf sich beruhen, und die beiden andern Verbindungen das „Progressive“ für uns mit besorgen.

In die zweite Hälfte des Winters fällt nun ein Abenteuer, welches weit ab lag von politischen Bestrebungen, mich aber dafür in Beziehung zu Polizei und Universitätsgericht brachte. Als wir eines Abends in kleinerer Gruppe auf unsrer Kneipe noch über die „Lumpenglocke“ hinaus (sie läutete um elf Uhr zum Nachhausegehen) beisammen waren, wurde der Vorschlag gemacht, ein Ständchen zu bringen. Ich stimmte sofort die Guitarre, und mit dieser zogen wir vor das Haus, dem unsre Begünstigung zuteil werden sollte. Nun hatte ich nicht bedacht, daß unter uns Einer war, ein junger Schweizer, mit einer unerhörten, ganz fürchterlichen Stimme, so daß wir ihn den „Stier von Uri“ zu nennen pflegten. Kaum hatten die Tenöre mit Guitarrenbegleitung begonnen, als mit einemmal Baßtöne durch die Nase laut

wurden, ohne musikalisches Gehör, mit erschreckender Gewalt, mit einer Art von Geheul Alles um sich her niedersingend. Die Tenöre verloren die Fassung und wollten vor Lachen ersticken, ich aber ergriff den gefährlichen Sänger am Arm, und beschwor ihn, nicht mitzusingen. Wir fingen noch einmal an. Nach ein paar Takten aber fiel der Bassist in die Melodie, ohne sie zu treffen, und geriet so in Eifer, daß er allein weiter heulte, während die übrigen sich dem Gelächter hingaben. Da ertönte ein Pfiff, und die Stimme des Nachtwächters, welcher Schweigen gebot, suchte umsonst gegen den rabbiaten Sänger aufzukommen. Bald wiederholten sich die Pfiffe von verschiedenen Seiten, und wir sahen uns umgeben von Nachtwächtern, während der entsetzliche Sänger nicht zu beruhigen war. Auf einen Wortwechsel mit ihm folgte Streit, der bis an die Grenze von Handgemenge geriet, und um nichts Schlimmeres seinetwegen zu befahren, mußten wir uns entschließen, auf der Stelle mit auf die Nachtwache der Pedelle zu gehen und dort unsre Namen aufzuschreiben. Solidere Leute, wie Flemming und Aubert, waren selbstverständlich nicht von der Gesellschaft. Einige Tage darauf erhielten wir eine Vorladung zum Universitätsgericht, welchem ich durch meine Guitarre besonders graviert erschien. Die Vernehmung begann, war ziemlich einfach, da wir zugestanden, bei einem Ständchen durch die Wächter unterbrochen worden zu sein. Der Richter entgegnete, daß auf einstimmige Aussage der Wächter, der Gesang wie ein böswilliges Geschrei gelautet habe, durch welches die Bewohner des Hauses sich höchst unangenehm berührt fühlen mußten. Da fuhr unser wackerer Schweizer plötzlich dazwischen, und mit einem Sprachorgan, welches seinem Gesang entsprach, erklärte er laut, daß er „die Person“, der das Ständchen gegolten, inzwischen gesprochen, und daß sie sich gar nicht unangenehm berührt gefühlt, da sie fest geschlafen und nichts davon gehört habe.

„Und, so fuhr er fort: die Person war auch kein Frauenzimmer, sondern ein Mann aus unsrer Verbindung“. Er hatte Recht, denn das Ständchen sollte ein verfrühter Morgengruß zum Geburtstage eines unsrer Genossen sein. Auf diese Erklärung hin verließ unserm Richter aber der gemessene Ernst, und schon lachte er mit uns übrigen im Chore. Er entließ uns mit dem Bescheid, daß er eine Notiz über diese Störung auf unsere Abgangszeugnissen nicht von uns abwenden könne. Sie fand sich auf dem meinigen wirklich. Ich sehe noch das humoristische Gesicht meines Vaters, als er unter der Rubrik „Betragen“ die Bemerkung fand: „Hat sich einer nächtlichen Ruhestörung schuldig gemacht“.

Sträflicher als dieses Ständchen, aber unbestraft, ging ein andrer Streich vorüber, den ich der richtenden Nachwelt nicht vorenthalten will. Wir kehrten etwa unser Zwölf in einer Februarnacht zu Fuße von Schlierbach zurück. Es war völlige Frühlingsluft, und wir, auch zwischen Eins und Zwei Uhr, noch zu jeder Unternehmung gestimmt. In der Stadt angelangt, sahen wir mehrere Wagen stehn, wie sie Waffelbäckerei, Verkaufslokal und zugleich Schlafstube ihrer reisenden Besitzer zu sein pflegen. Da rief eine Stimme: „Der erste Waffelwagen wird entführt! Vorgespannt!“ Im Nu waren Alle an der Deichsel, und in tollem Jagen wurde der Wagen durch die jetzt stille Hauptstraße geschleift. Da öffnete sich eine Fensterluke des Gefährtes, und der aus dem Schlafe aufgerüttelte Insasse, der nicht wissen mochte, wie ihm geschah, beugte sich im Hemd heraus, fluchend und um Hülfe schreiend. Aber das Rädergerassel seiner eignen Behausung überdröhnte seinen Jammerruf, und in unverdrossener Hast wurde er aus der Stadt gezogen, und auf der Chaussee, die nach Rohrbach führt, abgesetzt. Ungerührt von dem Schimpfen und Drohen des der Einsamkeit überlassenen Opfers, stob die Bande auseinander, und Jeder suchte schnell

seine Wohnung auf. Daß wir Beteiligten über die Sache gegen Andere schwiegen, versteht sich von selbst, aber unter uns malten wir uns aus, wie der auf der Chauffee vereinsamte Waffelbäcker in seinem Schneckenhause die Nacht zugebracht haben mochte, wie er Morgens nach der Stadt gehen gemußt, um sich seine Pferde zu holen und an Ort und Stelle zurück zu fahren. Wir hörten darauf, daß der Mißhandelte über die Unthat Anzeige gemacht, daß er aber keine bestimmte „Farbe" hätte angeben können, und durften somit hoffen, daß wir um den Karcer der, mindestens uns sicher gewesen wäre, herum kommen würden. Wir erfuhren aber zugleich, daß die Geschichte unter den Professoren mehr Lachen als Entrüstung hervorrief. Sie wurde auch uns von verschiedenen Seiten erzählt, und wir lachten mit, in dem Bewußtsein, daß wir einen Angeber nicht zu fürchten hätten. Der Waffelbäcker aber machte in den nächsten Tagen ein gutes Geschäft, denn Alles kaufte bei ihm, um sich zugleich das Abenteuer von ihm erzählen zu lassen.

Der Februar war in diesem Jahre so frühlingsmäßig, daß man sich um Monate voraus glaubte. Das ganze Frühjahr, welches zu so geräuschvollen politischen Wandlungen hinüber führen sollte, kam so herrlich herauf, als ob es unter der besonderen Gunst von Sonne und Mond stünde. Und so ist hier auch von einem kleinen poetischen Frühlingsunternehmen zu sprechen. In Gießen studierte mein Schulfreund Moritz Bardeleben aus Frankfurt a. d. O. Er hatte dort einen Kreis von jungen Poeten gefunden, mit dem er in lyrischen Wetteifer getreten war. Sie hatten sogar ein litterarisches Blättchen gegründet, „Wilde Rosen" wovon ich erst später einmal ein paar Nummern gesehen habe. Jetzt war ihnen gelungen, einen Verleger zu finden für einen lyrischen „Frühlingsalmanach", der eigentlich nur Gedichte ihres Kreises vorführen sollte, dem Bardeleben aber gern

eine Erweiterung durch Beiträge von mir geben wollte. Die Aussicht, plötzlich etwas von meinen bisher streng gehüteten Liedern öffentlich preiszugeben, machte mich stutzig, und ich begann wählerisch in meinem Büchlein zu blättern. Aber der Freund drängte, der Aufruf von Gießen kam in letzter Stunde, kurz vor Schluß der Redaktion, und so schrieb ich eine Reihe von Liedern ab, die ich zur Auswahl sendete. Sie wurden alle willkommen geheißen und abgedruckt. Der „Frühlingsalmanach“ erschien auch wirklich, aber erst mehrere Monate später, und zu einer Zeit, da ich Heidelberg bereits verlassen hatte. (Leipzig, O. Leiner. Ohne Jahreszahl). Es traten darin neun junge Poeten mit ihren ersten Gedichten auf. Unter den meinigen sind einige höchst unreif, doch habe ich fünf davon, mit gebührender Nachfeile, später in die Sammlung meiner Gedichte aufnehmen können. Das Büchlein würde sich zu keiner Zeit besonders bemerkbar gemacht haben, ging daher in der Aufregung der nächsten Zeit um so spurloser vorüber.

Mit dem heranrückenden Abschluß des Wintersemesters wurde auch unsere bevorstehende Trennung, vielleicht die gänzliche Auflösung unseres Kreises vielfach besprochen. Ueber mich hatte mein Vater noch keinen Beschluß mitgeteilt, während Aubert seines Verbleibens sicher war. Einige Badener abgerechnet, waren alle Uebrigen gewiß, daß sie Heidelberg verlassen würden. Wir beschlossen, einen Abschiedskommers zu halten. Und da ich nun doch einmal Gedichte zur Veröffentlichung an Bardeleben geschickt hatte, so überwand ich meine Scheu auch vor den Kameraden, und dichtete ein Abschiedslied, welches unter die bei dem Feste zu singenden Lieder aufgenommen wurde. Ich machte es auf die Melodie von „Sind wir vereint zur guten Stunde“, und so wurde es beim Kommers, welcher am 24. Februar in Ziegelhausen am Neckar stattfand, mit abgesungen. Dieses Lied ist das Erste

überhaupt, was von mir gedruckt erschien. Ich habe mir das Blättchen als ein Erinnerungszeichen bewahrt*, und so mag das Lied hier, wo ja doch Erinnerungen gebucht werden, in seinem ersten Wortlaut wiederkehren:

Wie soll ich diese Stunde nennen,
So heiter und so ernst zugleich?
Es gilt ein Scheiden, gilt ein Trennen,
Es blüht ein Leben voll und reich.
So lasset uns den Ernst versenken
In unsre Brust, der Gegenwart,
Der heitren Tage laßt uns denken,
Die uns an diesen Ort geschaart!

In blütenreichem Jugendkranze
So tritt das Leben vor uns hin,
Es ladet uns zu frohem Tanze,
Und lacht und winkt dem frischen Sinn.
Jetzt fort mit nachtgebornen Träumen!
Den Becher her! Wer zaudert noch?
Und ob die Becher überschäumen,
Das frische Leben lebe hoch!

Es wird manch ernstes Wort gesprochen,
Manch schweres Wort von leichter Zung,
Es wird so mancher Stab gebrochen,
Manch Schwert erblitzt in raschem Schwung.
Gegrüßet seid in edlem Zorne,
Die ihr gekrönter Willkür flucht!
Die ihr, getränkt von edlem Borne,
Der Freiheit eine Stätte sucht!

Doch nicht der Zorn allein, das Leben
Es fordert eine kühne That!
Ihr Brüder, das sei unser Streben,
Das unser Dichten früh und spat!

* Achtunddreißig Jahre später, bei der Säkularfeier der Universität Heidelberg, August 1886, zog es ein ehemaliger Studiengenosse Oskar Wiester (seither Justizrat zu Hirschberg in Schlesien) aus der Tasche, um mir sein wohlerhaltenes Exemplar meines ersten Druckwerkes vorzuweisen.

Ihr Brüder, werdet ihr es halten,
Was oft beredt die Zunge sprach?
O nimmer laßt die Glut erkalten,
Seid ewig frisch, und ewig wach!

Seht ihr die ewgen Berge ragen?
Und hört ihr, wie der Neckar rauscht?
Er mahne uns in künftgen Tagen
An das, was er uns abgelauscht!
Erinnrung ströme dann auf's Neue,
Mach' uns verklungne Töne kund
Von Freiheit, Freundeslieb' und Treue,
Was wir gedacht, geliebt allstund!

Daß in dieses Lied, trotz seiner harmlosen Unbeholfenheit, auch etwas von der gespannten Zeitstimmung geraten ist, läßt sich nicht läugnen, aber ich möchte behaupten, daß das ganz unwillkürlich geschehen. Keine Ahnung hatten wir von dem, was die nächste Zeit, die folgenden Tage schon, bringen sollten, und gar was an diesem 24. Februar bereits in der Welt vorging. Erwachte man doch am andern Morgen in ganz Deutschland mit Ueberraschung und Schreck — freudigem oder Furcht bringendem — bei den Nachrichten, die aus Paris gekommen waren. Während wir unser Abschiedsfest in Ziegelhausen feierten, und viele tausend Andere in Deutschland sich auch mit ihren eignen kleinen Dingen beschäftigten, war in Paris eine Revolution ausgebrochen. Die Aufregung in Heidelberg war bereits allgemein, als wir gegen Mittag des folgenden Tages ahnungslos wieder einwanderten. Der Wirrwarr von Nachrichten, der uns empfing, wirkte auf uns mit gleicher Verwirrung. Revolution! Barrikaden! Flucht des Königs und seiner Familie! Provisorische Regierung! Wir sahen einander verdutzt an, und in den meisten Gesichtern stand die stumme Frage: Warum denn? — Wir waren alle in einer Zeit erwachsen, die kein politisches Ereigniß von Belang gebracht hatte. Wir waren

zwar gewöhnt, von Mißständen in Deutschland zu hören und zu lesen; daß nun aber von Frankreich aus ein Ereigniß sich kund that, dessen politische Bedeutung auch in Deutschland sofort erkannt wurde, und den Sturm auch zu uns herüber führen sollte, dies erregte unsere Ueberraschung und Spannung. Was es damit auf sich habe, sagten uns in den nächsten Tagen unsere Lehrer, wie Häusser und Hagen, vom Katheder aus, und mahnten uns zur Ruhe und zum Abwarten der ferneren Ereignisse. Aber mehr beunruhigend und aufstachelnd war Alles in den Zeitungen zu lesen, deren Blätter und Extrablätter jetzt mit ganz neuer Begier empfangen wurden.

Fünfzehntes Kapitel.

Mit diesem 24. Februar endete unser Idyll in Heidelberg, war die fröhliche akademische Zeit vorüber. Was nun kam, hatte einen andern Charakter, schwankte zwischen Hoffnung, Begeisterung, Mißstimmung, Groll und Ratlosigkeit hin und her, und es dauerte lange, bis ruhigere Sammlung sich geltend machen konnte. Die Ereignisse des Frühjahrs 1848 im Ganzen zu schildern, mit ihrem sich überhastenden Wechsel, ihren Schwankungen und Verirrungen, habe ich mir nicht zur Aufgabe gemacht. Nur was ich dabei äußerlich und innerlich selbst erfuhr und erlebte, will ich erzählen, und dafür müssen Umrisse und Andeutungen der öffentlichen Begebenheiten genügen.

Wenn wir Jüngeren aus Zeitungen, hauptsächlich aber aus litterarischen und poetischen, von Satire und Phrase beherrschten Erscheinungen, eine allgemeine Kenntniß von politischer Mißstimmung erhalten hatten, so wußten wir doch nicht, daß die Erbitterung aller Gebildeten so tiefgehend, wir

wußten nicht, daß grade in Deutschland sich des revolutionären Zündstoffes am meisten aufgesammelt, um bei dem ersten Anstoß von außen her, überall die Bande zu sprengen. Verwirrend aber war es für uns, daß scheinbar für dieselben Zwecke überall die besten Männer, zugleich mit einem zügellosen Demagogentum auftraten; daß die wilden Volksredner durch hochtönende Phrasen uns zuweilen zu fesseln verstanden, während Männer die wir verehrten, grade das bekämpften, was uns nur eben überzeugend geklungen hatte. Nicht uns Jüngeren allein ging es so. Der überraschende Moment fand noch viel politische Unreife und Unbildung, die das Handeln der Einsichtigeren erschwerte, zuweilen auch in falsche Bahnen trieb. Wir wohnten einer Volksversammlung in dem gewaltigen Burghofe des Heidelberger Schlosses bei, zu welcher Massenzüge aus ganz Baden zusammen gekommen waren. Ob die Ruinen des Otto-Heinrichsbaues, so wie der übrigen Prachtbauten, wohl früher oder später auf eine solche Menschenmenge herabgeblickt, ob sie jemals so widersprechende Reden und Forderungen angehört haben mochten? Der Eine verlangte ein deutsches Parlament, der Andere ein gemeinsames Vorgehen gegen die Regierungen, der Dritte ein Kaisertum, der Vierte die Verfassung der schweizerischen Eidgenossen; der Fünfte donnerte gegen die Tyrannei der Regierungen überhaupt, der Sechste gegen irgend einen Mann in der badischen Kammer — und Allen wurde gleichmäßig zugejubelt. Ich weiß nicht mehr, ob diese Volksversammlung eine größere politische Bedeutung hatte, so viel aber sollten wir erkennen, daß sie in Heidelberg selbst eine Gährung hervorrief, welche die Gegensätze der Parteien jetzt nur noch schroffer herauskehrte. Heidelberg wurde für's Erste ein Hauptherd der Bewegung. Männer wie Gervinus, Häusser, Mittermeyer, traten handelnd in die Politik ein, und nicht leicht wurde ihnen, das Steuer fest zu halten.

In diesen Tagen begab sich ein Massenzug von Mannheim nach Karlsruhe, und forderte von der Regierung Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und Hinwirkung auf ein deutsches Parlament. Die Regierung bewilligte Alles, und die Männer der bisherigen Opposition wurden in das Ministerium berufen. Und wie in Baden, so in Württemberg, Hannover, Kurhessen, Hessen-Darmstadt. Von nun an ging es Tag um Tag mit Schlag auf Schlag. Die Ereignisse kamen im Sturmschritt. In Bayern mußte Lola Montez, die den alternden König so lange beherrscht, und über deren Reitpeitsche wir uns so oft lustig gemacht hatten, aus dem Lande entfliehen, während der König sich zum Abdanken entschloß. — Nun fand am 5. März in Heidelberg eine neue Versammlung statt, bestehend aus den liberalen Mitgliedern der badischen Kammer, welche eine Kommission von sieben Männern wählte, um ein Vorparlament nach Frankfurt a. M. zu berufen. Inzwischen warf sich die Sturmflut der Zeit auf die größeren Staaten, welche bisher die Führung in der Politik für Deutschland gehabt hatten. Metternich, der über dreißig Jahre lang jeder volkstümlichen Regung Gewalt angethan hatte, mußte erleben, daß Wiener Studenten Freiheit der Presse, des Redens, Lehrens, Lernens und Glaubens forderten; daß unter Anführung der Studenten und des ungarischen Agitators Kossuth die Stände sich nach der Hofburg begaben, und daß ihnen Alles bewilligt wurde. Um der aufgestachelten Rache zu entgehen, blieb dem so lange Zeit Allmächtigen in Deutschland nichts, als die Flucht nach England. Mit fieberhafter Spannung sahen wir den Nachrichten aus Berlin entgegen. Da kam die Kunde von den Straßenkämpfen am 17. und 18. März, zwischen Militär und Revolutionären, von den Leichen der Barrikadenkämpfer vor dem Schlosse, von der scheinbar völligen Umwandlung des autokratischen Königs, und seinen Worten: „Preußen

geht fortan in Deutschland auf!" Aber schlimm war die furchtbare Spannung, die man bald zwischen Militär und „Volk" erschuf. Daß die Soldaten ihre Pflicht gethan, und tapfer gekämpft hatten, durfte kaum laut werden. Mich bedrückte das tief, denn in meiner Familie gehörten mehrere zum Militärstande, auch mein Schwager war Offizier.

Das nächste von Bedeutung ging in der Nähe vor. Am 31. März versammelte sich das Vorparlament zu Frankfurt a. M. in der Paulskirche unter dem Vorsitz unseres Professor Mittermeyer. Die Kämpfe der konstitutionell-monarchischen Mehrheit gegen die Radikalen und Republikaner; die Unbändigkeit der Volksführer Hecker und Struve, ihre Trennung von Frankfurt, ihre Aufstandsversuche und Niederlage, muß ich bei Seite lassen. Genug, daß das Vorparlament zu dem Beschluß kam, eine aus direkten Wahlen hervorgegangene Nationalversammlung für den Mai nach Frankfurt zu berufen.

Diese in dem Zeitraum von kaum sechs Wochen einander überstürzenden Ereignisse setzten uns in einen Taumel der widersprechendsten Aufregungen. Sie wurden vermehrt durch die Vorgänge im engeren Kreise. Die Aula der Universität war zu einem Tummelplatz geworden, auf dem in Studentenversammlungen von jungen Demagogen zur Beteiligung an der Politik aufgefordert wurde, in Reden, gegen welche Männer wie Häusser und andere Professoren oft vergeblich ihr ganzes Gewicht einzusetzen hatten. Mitglieder der progressiven Verbindungen verlangten die Ausrufung der Republik im Anschluß an die Insurgentenhaufen von polnischem, französischem und Allerweltsgesindel, welche sich im Elsaß zum Einfall über die badische Grenze sammelte. Sie forderten die Teutonen auf, mit ihnen Hand in Hand zu gehen. Wir mußten uns wider sie bekennen. Und um die Verbindung als Ganzes diesen Streitigkeiten zu entziehen, er-

klärten wir die Verbindung Teutonia für aufgelöst — obgleich es kaum noch etwas aufzulösen gab, da die Mehrzahl unsrer Kameraden von ihren Angehörigen bereits abberufen war, und wir übrigen so gut wie auf dem Sprunge standen. Inzwischen schlossen wir uns der Bürgerwehr an, was auch sonst viele Studenten, Korpsburschen, jetzt mit Allen durcheinander, thaten, lernten exerzieren, zogen auf Wache, und patrouillierten Nachts durch die Straßen. Wie hatte die Zeit sich geändert! Vor zwei Monaten noch war ich, wegen nächtlicher Ruhestörung mit der Guitarre, vor das Universitätsgericht gefordert worden, jetzt machte ich, mit dem Schläger in der Hand, selbst die nächtliche Runde als Wächter für die Ruhe der Stadt!

Die Vorträge der Professoren hatten aufgehört, die Universität war geschlossen worden. Dafür hörten wir Vorlesungen anderer Art, nämlich auf dem Museum, wo die neusten Zeitungen immer zuerst eintrafen, und, um die Nachrichten Vielen zugleich zugänglich zu machen, meist von irgend Einem vorgelesen wurden. Zu diesem Einen machte sich bald Professor Morstadt, um welchen sich zu bestimmten Tagesstunden ein dicht gedrängter Kreis sammelte. Denn er hatte die Gabe, selbst wenn die Zeitung nichts Neues von Belang brachte, den gleichgültigsten Inhalt durch Zwischenbemerkungen seines haarsträubenden Humors auszustatten. Die Zeitungsblätter durften nur gebracht werden, so stürzte Alles nach dem Saal, wo Morstadt sich aufhielt, und man war sicher, daß der geistreiche Cyniker es an Lachstoff nicht werde fehlen lassen. Es waren doch nur die landläufigen Blätter, darin man der neusten Nachrichten sicher war, welche auf diese Weise zur Vorlesung kamen. Denn wer hätte die ganze Masse von neuen Zeitungen bewältigen können, die in diesen Tagen erschien, und deren Vorrat im Museum anschwoll. Große Stücke hielten wir auf die neue „Deutsche Zeitung“,

welche Gervinus herausgab, im Verein mit Häusser, Höfken, Mathy, und Mittermaier. Die erste Nummer war bereits am 1. Juni 1847 erschienen. Schon in ihrem Aeußeren zeichnete sie sich durch weißeres Papier und eleganteren Druck als etwas Vornehmeres aus. Viel zu vornehm aber war der Inhalt für diese Zeit, als daß die Politik der Herausgeber gegen das Massengeschrei hätte aufkommen können. Denn wenn Gervinus predigte, daß die Entwickelung des staatlichen Lebens nicht durch Revolution, sondern durch Evolution sich zu gestalten habe, so gingen die Thatsachen darüber hinweg, und die Zeitung konnte sich nicht lange halten.

Als ich in diesen Tagen eines Nachmittags durch die Hauptstraße ging, erblickte ich eine Gestalt, die mich stutzen machte, — und gleich darauf — flog ich meinem Vater in die Arme! Ihm in Heidelberg zu begegnen mußte mich auf's Höchste überraschen, er aber war froh, mich endlich gefunden zu haben, nachdem er mich schon seit Stunden gesucht hatte. Aber der brave Mann war auch auf falscher Fährte gewesen, da er, um mich besser zu finden, nach der Kneipe der Cimbern gefragt hatte — da Cimbern und Teutonen ihm historisch zusammen gingen, und er in seinen jetzt viel beschäftigten Gedanken mich einem Stamme zugezählt hatte, der in Heidelberg nicht ansässig war. Ungeduldig, überall den Bescheid zu erhalten, daß solche Leute in der Stadt nicht vorhanden wären, wollte er sich eben allein auf den Weg nach dem Schlosse machen. Nun mochte ihm denn eine Last vom Herzen sein, denn was können einem Vater, der in so aufgeregten Tagen auf der Suche nach seinem Sohne ist, nicht für Besorgnisse durch das Gemüt gehen! Er lachte denn selbst über seine Verwechselung der Völkerschaften, faßte mich fröhlich unter den Arm und erzählte mir von der Veranlassung seiner Reise, die mir, da Alles so schnell gegangen, nicht mehr hatte mitgeteilt werden können. Er war Mitglied

des Vorparlamentes in Frankfurt, und zwar als Mandatar der Stadt Bromberg, um dort in erster Reihe für die Aufnahme der Provinz Posen in den deutschen Bund zu wirken, unterstützt von den Abgeordneten der Städte der preußischen Ostprovinzen, welche ebenfalls noch außerhalb des deutschen Bundes standen. In Frankfurt war seine Rede mit lebhaftem Zuspruch empfangen worden. Mein Vater hatte die Bedeutung der Zeit hoffnungsvoll in sich aufgenommen, liberal im besten Sinne, ohne Uebermaß von Erwartungen oder Wünschen. War er immer gut preußisch gewesen, so hatten die Zeloten der Paulskirche, Hecker, Struve und andere aus den süddeutschen Staaten ihn angewidert, und ihm stand es fest, daß wenn ein Deutschland sich neu gestalten sollte, es nur durch Preußen geschaffen werden könnte. Durch ihn erfuhr ich nun erst Eingehenderes über die Frankfurter Vorgänge, erfuhr von seinen Anknüpfungen, deren er sich freute, mit Heinrich von Gagern, Dahlmann, Mittermeier, und so schritten wir im Gespräch, von einem Regen überrascht, nach seinem Gasthofe, dem „holländischen Hofe". Da der Regen anhielt, mußten wir den Abend daselbst verbleiben, und so erzählte der Vater von der Mutter und den Geschwistern, um dann doch wieder auf die Politik zu kommen. Bald aber rückte er mit der Frage heraus, ob es mein sehr großer Wunsch sei, den nächsten Sommer noch in Heidelberg zu bleiben? In seiner endlosen Güte würde er mir den Wunsch sicher erfüllt haben, aber ich hörte seiner Frage doch an, daß er mich lieber gleich mitnähme. So überließ ich ihm, über mich zu entscheiden, und durfte hinzufügen, daß, für die nächste Zeit wenigstens, Heidelberg ein günstiger Ort für Studien schwerlich sein werde. Er war zufrieden, erklärte aber, daß er mir nun nicht lange Zeit lassen könne, da er nur noch den nächsten Tag für Heidelberg habe, und die Heimreise beeilen müsse. Für meine nächste Studienzeit

wurde Berlin zum Aufenthalt ausersehen, mir nicht eben zur Freude, meinem Vater aber war es ein beruhigender Gedanke, in allen Wirrsalen, welche die nächste Zeit bringen konnte, für mich in Frankfurt a. d. O., nahe genug an Berlin, eine zweite Heimat zu wissen. Ehe wir uns Abends trennten, that er noch eine Frage, die mich überraschte. „Und nun, begann er, bekenne nur ehrlich und offen, wie viel Schulden du hast, damit das ein für allemal abgemacht werde!" Ich durfte aufrichtig erklären, daß ich keine Schulden hätte. Er traute nicht recht, und sagte, er sei augenblicklich in der Lage und Stimmung, auch einen größeren Posten, den anzugeben ich mich vielleicht scheute, auszugleichen, und verlangte unbedingte Offenheit. Welch ein Mann! Es hat gewiß nicht viele Väter gegeben, wie diesen! Ich aber mußte meine vollständige Schuldenlosigkeit nochmals versichern, und konnte lachend hinzufügen, daß es mir unendlich leid sei, seine Dispositionen in dieser Weise kreuzen zu müssen! Er sah mich von der Seite an, dann aber faßte er mich bei den Schultern und sagte: „Na, gut! Auf Etwas war ich freilich gefaßt, aber so ist es mir doch noch lieber!"

Daß aber meine Abreise so plötzlich und unvermutet eintreten sollte, kam mir doch etwas in die Quere. Zwar mein Koffer war bald gepackt, da mein Besitzstand sich nur um einige Bücher und Andenken vermehrt hatte. Die Guitarre konnte ich meinen Wirtsleuten vermachen. Aber es fiel mir auf das Herz, daß ich davongehen sollte, ohne Abschied von so Vielem, was mir wert geworden war. Denn den nächsten Tag gehörte ich ganz meinem Vater, dessen Führer ich in der Umgebung sein sollte, und es waren noch die nötigen Schritte für meine Lösung aus dem Universitätsverbande zu thun. Aubert wußte ich noch spät Abends zu finden, um ihm meine Abreise anzukündigen. Er wäre jetzt am liebsten gleich mitgereist, da er als der letzte des be-

freundeten Kreises zurück bleiben sollte, doch versprach er seine Hülfe in meiner akademischen Angelegenheit.

Am andern Morgen aber war ich bereits vor fünf Uhr gerüstet, um noch einmal nach Handschuchsheim zu wandern. Denn ohne Abschied vom Ochsenwirt und seiner Famile wollte ich nicht davongehn. Mich so früh eintreten zu sehen war man nicht gewöhnt, und die Mädchen sahen mir auch gleich an, daß es einen Abschied gelte. So erzählte ich, was denselben beschleunigte. Ich brachte meine Silhouette zum Andenken mit, und wir saßen noch einmal ein paar Minuten Alle im Kreise und sprachen von einem Wiedersehn, obgleich mir dasselbe außer aller Hoffnung erschien. Dann reichten mir Alle die Hände, die Felix aber mit ihren Geschwistern gaben mir noch ein Stück Weges das Geleit. Dann eilte ich unter den Nußbäumen, in deren Schatten ich den Weg so oft zurückgelegt hatte, nach der Stadt, mit dem Gefühl, daß auch dieses harmlose Idyll, zwar ohne Mißklang, aber doch in betrübender Eile, einen Abschluß für immer gefunden habe.

Noch früh genug konnte ich bei meinem Vater eintreten, um dann mit ihm einen Rundgang durch das Schloß zu machen, dessen Großartigkeit seine ganze Bewunderung erregte. Wir waren auch Nachmittags unterwegs, und doch nicht an allen den Stätten und Plätzchen, welchen ich so gern ein Lebewohl gesagt hätte. Und als wir nun am andern Morgen im Eisenbahnwagen saßen, der Zug in die Ebene hinausflog, und in Minuten die ganze Herrlichkeit der geliebten Neckarstadt und ein glückliches Jahr hinter mir lagen, da wurde mir doch etwas weh ums Herz. Freilich war längst, ohne Sang und Klang, anders als wir es uns ausgemalt hatten, unser jugendlicher Kreis auseinandergestoben, Jeder von der Bewegung der Zeit nur eben in Hast hinweggeführt. Auch trugen die letzten Tage in Heidelberg nicht mehr den heiteren und unsrem Zustand angemessenen Cha-

rakter der akademischen Abgeschlossenheit, die uns beglückt hatte. Ich empfand wohl, daß Größeres dafür zu gewinnen stand, aber der politische „Völkerfrühling“ war zu schnell und überraschend gekommen, hatte mich zu unvorbereitet gefunden, als daß ich alle Jugendträume, die sich mir an diese Stätte knüpften, so leicht dafür hätte hingeben mögen. Sagen durfte ich mir aber, daß ich mein Jahr in Heidelberg gut genug angewendet hatte. In meine Studien war Methode gekommen. Ein großes historisches Material hatte ich durch Lektüre in mich aufgenommen. Ja, es ist nicht zu leugnen, ich war fleißig gewesen, trotzdem ich mir gesellige Zerstreuungen, Wanderschaften, Naturgenuß und Späße jugendlichen Uebermutes nicht versagt hatte. Dazu war eine historische Tragödie fertig geworden, ein Rheinlied von Waldmeisters Brautfahrt zum guten Teil vollendet, nicht geringe Stücke vom Gevatter Tod zu stande gebracht, ungerechnet eine ganze Liederernte. Das waren Dinge, die ich nun schon nicht mehr als Nebensachen bei meiner Lebensaufgabe betrachtete. Einen guten Schritt vorwärts in meiner Entwickelung bedeutete dieses Jahr in Heidelberg jedenfalls.

Sechszehntes Kapitel.

Von Frankfurt a. M. aus fuhren wir in Gesellschaft vieler Norddeutschen, zum Teil Mitgliedern des Vorparlaments, Bekannten meines Vaters. Durch ihre politischen Gespräche wurden mir, im Gegensatz zu dem wüsten demagogischen Geschwätz, welches ich in der letzten Zeit hatte anhören müssen, die Augen mehr und mehr für die Lage der Dinge geöffnet. Die Männer waren noch alle in gehobener, zuversichtlicher Stimmung, und von ihren Lippen klang das Huttensche Wort: „Es ist eine Freude in solcher Zeit zu

leben!" — Und es verging nur kurze Zeit, da hatte sich Alles gewendet, um, nach so beglückenden Aussichten, die Enttäuschung aller Vaterlandsfreude um so bittrer zu machen. — In Berlin verweilte mein Vater nur wenige Stunden. Seiner Ermahnungen für mich waren nicht viel. Er durfte meiner Gesinnung sicher sein, und reiste nach Hause.

Ich aber blieb zurück, um in Berlin ein Jahr zu verleben, welches ich zu meinen verworrensten und dunkelsten Erinnerungen lege, und aus welchem ich nur wenige erfreuliche Erlebnisse zu verzeichnen habe. Innerlich gefördert hat mich in dieser Zeit wenig, aufgehalten, verstimmt, gehindert Vieles. Während ich sonst auf Tagebuchnotizen, Daten von kleinen Erlebnissen in Taschenkalendern oder unter Versen, immer zurück blicken kann, fehlt mir aus diesem Jahre all dergleichen, denn das politische Getriebe, zerstreute auch mich im Innersten. Will ich von der nächsten Zeit erzählen, so bin ich auf das angewiesen, was ich am Faden der öffentlichen Ereignisse, wie sie mich umgaben, wiederfinde. Trotzdem werde ich nicht chronologisch erzählen von all den Berliner Ereignissen, die man in einer rein historischen Darstellung besser finden wird; von diesen Volksversammlungen, Ministerwechseln, Straßenaufläufen, und was von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, durch die aufgeregte Stadt quirlte und müßiggängerisch wirtschaftete. Nur von kleinen persönlichen Ereignissen erzähle ich, vorwiegend wo sie sich an Persönlichkeiten knüpfen, die mir für die Zukunft von einiger Bedeutung wurden.

Nachdem ich noch am Tage meiner Ankunft eine Stube in der Mittelstraße gefunden, ging ich am andern Morgen nach der Universität, um mich zur Immatrikulation zu melden. Hinter dem Gebäude, im Kastanienwäldchen, fand ich Hunderte von Studenten in militärischen Abteilungen aufgestellt, truppweise mit gleichen Kopfbedeckungen und Waffen, während

andre geschäftig durcheinander wirrten. Den Mittelpunkt bildete eine Gruppe an einem Tische, wo Papiere auflagen, schriftliche und mündliche Aufträge gegeben wurden. Ich hörte mich in der Nähe angerufen, und erkannte einen meiner Heidelberger Kameraden, deren sich bald noch mehrere um mich sammelten. Nun stand es fest, daß ich mich in das „fliegende Corps“ der Studenten, dem sie bereits angehörten, müsse aufnehmen lassen. Denn die ganze männliche Jugend Berlins, Bauakademiker, Techniker, Kaufleute, Studenten, war in solche Corps verteilt, um, da das Militär ausmarschiert war, im Anschluß an die Bürgerwehr, für die Ruhe und Ordnung der Stadt einzustehen. Wer nicht völlig Duckmäuser war, konnte sich nicht davon ausschließen. Die Pflicht für das Vaterland, für Gesetzlichkeit, öffentlichen Anstand und Sitte, wurde besonders betont, und kurz, der Eintritt verstand sich von selbst. In derselben Stunde noch wurde im Kastanienwäldchen mein Name in die Listen eingetragen, und ich der „Rotte Tell“ zugeteilt, in welcher die übrigen Heidelberger sich befanden. An der Spitze des fliegenden Corps der Studenten stand ein Professor der Universität. Die Abteilungen oder Rotten wurden kommandiert von je einem Obmann, welcher die Qualifikation eines Landwehrleutenants haben mußte. Der Leutenant der Rotte Tell war zugleich Candidat der Theologie, aber ein im militärischen Dienste sehr schneidiger Candidat. Wir trugen graue Filzhüte mit einem Busch von schwarzen Hahnenfedern, und als Bewaffnung eine Flinte. Andre Rotten hatten weiße oder gemischte Federn, eine ganz wilde, gewöhnlich die Rotte Korah genannt, trug scharlachrot gefärbte Büsche. Nun aber ging es, anstatt in den Hörsaal, gleich zum Exercieren, und zwar hinaus nach der Hasenhaide. Die Disciplin wurde streng genommen, und der Rekrutendienst war keineswegs spaßhaft.

Ich war erst drei Tage in Berlin, und noch ungeübt

in der Waffenpflicht des fliegenden Corps, als ich ein merkwürdiges Abenteuer erlebte. Ich hatte in der Rotte Tell die Wache im Schweizersaale des königlichen Schlosses bezogen. Hier war die eigentliche Hauptwache der Jugend in Waffen eingerichtet worden, zu der die einzelnen Abteilungen auf je vierundzwanzig Stunden kommandiert wurden. Wir lösten gegen Abend ab, und ich sollte in dieser Nacht meinen ersten Wachtdienst thun. Ich bezog meinen Posten um elf Uhr in einer entfernten Galerie, wo ich bis Eins zu stehen hatte, und zwar vor einer gewissen grünen Thür, die zu den Gemächern des Königs führte. Da der König sich in Potsdam aufhielt, war hier bis auf Weiteres kein Verkehr, doch erhielt ich Befehl, den Zutritt Jedem zu verweigern, der nicht mit einer Legitimation meines Obmanns käme. Scherzend rief man mir nach, ich sollte mich in Acht nehmen, da in jener Galerie die weiße Frau des Schlosses umzugehen pflege. Bald darauf befand ich mich allein in dem langen hochgewölbten Gange, in welchem ich auf und nieder schreiten durfte. Er war nicht beleuchtet, nur durch ein großes Fenster, an der Schmalseite nach dem Schloßhofe, kam ein Dämmerschein des Nachthimmels. So schritt ich meine Zeit ab, die weiße Frau erschien nicht, aber nach Verlauf von zwei Stunden auch sonst niemand, um mich von meinem Posten abzulösen. Ich ging und ging, lehnte mich ermüdet bald zum Fenster hinaus, und obgleich die Frühlingsnacht warm war, überkam mich in der kühlen Galerie einiges Frösteln. Der Morgen dämmerte, über den Schloßhof zogen Patrouillen, ich bemerkte, daß an einem Portal gegenüber eben abgelöst wurde, und wunderte mich mehr und mehr, daß nicht auch an mich die Reihe kam. Trotz des Zuwartens überkam mich Schläfrigkeit, die denn doch von der schärferen Morgenluft verscheucht wurde. Ich hatte die Nacht über alle Glockenschläge zählen können, und so wußte ich, daß

sieben Uhr Morgens vorüber war. Sollte man mich wirklich vergessen haben? Daß ich meinen Posten nicht verlassen durfte, wußte ich wohl, aber keine Erfahrung sagte mir, was ich etwa zu thun hätte. Da vernahm ich gegen acht Uhr Tritte auf der Stiege. Ich hoffte auf Ablösung, allein es erschien ein Hofbedienter, der recht artig grüßend in Eile an mir vorbei durch die grüne Thür wollte. Ich trat ihm in den Weg, und erklärte, daß ich Befehl hätte, niemand durch diese Thür gehen zu lassen. Sehr höflich — ja, die Hoflakeien waren in jenen Tagen von großer Höflichkeit! — entgegnete er, sein Dienst gebiete ihm, in jenen Gemächern gewisse Vorbereitungen zu treffen, da die Ankunft des Königs gemeldet sei. Dienst stand gegen Dienst, der meinige verwehrte ihm den Eintritt. Er geriet in fast ängstliche Verlegenheit, und ich hieß ihn in den Schweizersaal hinunter gehen, um sich die Erlaubniß von meinem Obmann zu holen. Er stand noch, und schien die Hoffnung nicht aufzugeben, auch ohne den weiten Umweg durch die Thür zu gelangen, als lautes Gespräch und Gerassel die Treppe herauf kam, und zwei höhere Offiziere sich dem verbotenen Eingang näherten. Der Lakei eilte auf sie zu, redete den älteren als Königliche Hoheit an, und trug ihm die Sache vor. Der Offizier maß mich mit einem ernsten Blicke, dann sagte er: „Der Posten ist in seinem Recht. Eilen Sie hinunter und melden Sie die Ankunft des Königs! Wir werden warten." Die Offiziere schritten den Gang hinunter nach dem Fenster, und ich harrte der Entwickelung entgegen. Nicht lange, so kam der Diener zurück, mein Obmann mit erstauntem Gesicht neben ihm. Er winkte mir, die Thür frei zu geben und der Lakei flog hindurch. Schon aber rasselte es von neuem herauf, Lakeien voraus, dann Offiziere verschiedener Waffengattungen, an ihrer Spitze der König selbst. Ich trat bei Seite und präsentierte, so gut ich es verstand. Der König sah mich an, zögerte

einen Augenblick, als ob er mich anreden wollte, dann aber schritt er schnell vorüber, und die Thür schloß sich hinter dem ganzen Gefolge. Es ist das einzigemal, daß ich Friedrich Wilhelm dem Vierten Auge in Auge gesehen habe. — Nun kam mein Obmann auf mich zu. „Um Gotteswillen, wie lange stehen Sie hier?“ rief er. „Neun Stunden! entgegnete ich. Von Abends elf bis acht Uhr Morgens!“ Er eilte hinunter, und bald darauf wurde ich abgelöst. Als ich in den Schweizersaal trat, fand ich große Aufregung. Daß der König zu spät gemeldet worden und nichts vorbereitet fand, ging uns nichts an; schlimmer war bei uns die Thatsache, daß ich nicht rechtzeitig abgelöst worden, daß man mich auf meinem Posten neun Stunden lang vergessen hatte. Es gab eine Untersuchung, welche für Einige einen unangenehmen Ausgang hatte. Mich aber machte mein Abenteuer schnell bekannt, mehr als es mir angenehm war.

Die Rotte Tell bezog die Wache im Schweizersaale alle zehn Tage. Ich gewöhnte mich mit der Zeit an das Schildwachtstehen, da ich im Schlosse, so wie draußen, noch oft auf Posten gewesen bin. Nur einmal noch hatte ich bei solcher Pflicht ein nächtliches Abenteuer. An dem Portal nach der Kurfürstenbrücke zu stand ich in Gemeinschaft mit einem jungen Schlesier, der in der Nacht getrost seinen schönen Tenor in Volksliedern ertönen ließ, wozu ich die zweite Stimme sang. Plötzlich stürzt sich ein Weib über ihn her, und erstickt ihn fast mit Umarmungen. Da es unmöglich schien, die nicht ganz Nüchterne von ihm zu trennen, wußte ich mir nicht anders zu helfen, als aus Leibeskräften „Rrrraus!“ in das Portal hinein zu rufen. Der Ruf hatte Erfolg, und die zärtliche Furie wurde in Gewahrsam gebracht. — Diese wiederkehrenden vierundzwanzig Stunden Wachtdienst im Schweizersaal waren nun aber ebenso müßiggängerisch als langweilig. Morgens erschien eine alte Frau mit einem

Korbe Weißbrod, und kochte Kaffee in einem der großen Kamine, brachte auch wohl Eier und was sonst an leichter Kost für den Tag gebraucht wurde. Da wir auf ihre Hülfe angewiesen waren, ließ sie sich alles theuer bezahlen. Urlaub, ins Kolleg zu gehen, wurde erteilt, von wenigen aber erbeten. Bei der Mehrzahl brachte dies unbeschäftigte Treiben Ueberdruß und Thorheiten hervor, man griff zu der ersten besten oder schlechtesten Zeitausfüllung. Viele spielten Karten, Manche lasen, denn ein Buch war in der Tasche leicht mitzunehmen, oft wurde stark disputiert. Inzwischen fanden sich verschiedene Gruppen zusammen, die sich bald enger schlossen. So sollte ich Bekanntschaften machen, die mir von dauerndem Werte blieben.

Schon bei meiner Aufnahme hatte ich im Kastanienwäldchen einen jungen Mann gesehen, der mir auffiel. Noch sehr jung, eine schlanke Gestalt, ein längliches Gesicht, fast mädchenhaft, doch schon mit einem beginnenden Schnurbärtchen ausgestattet. Er trug einen braunen malerischen Kittel, die Büchse über die Schulter gehängt, wurde von Vielen angesprochen, und entgegnete doch nur mit einer Art lächelnder Vornehmheit, die aber zu seiner Erscheinung durchaus paßte. Auf meine Frage erhielt ich die Auskunft, er sei der Sohn eines Professors an der Universität, heiße Paul Heyse, und — mache Gedichte, wurde hinzugefügt. Wir waren beide nun schon seit einigen Wochen in derselben Rotte, saßen auch im Kolleg bei Hotho neben einander, ohne daß noch eine Annäherung zwischen uns stattgefunden hätte. Standen wir gleich auf Du und Du, so war das eben nur allgemeiner Gebrauch in jeder Rotte. Als ich aber eines Morgens auf der Pritsche faullenzte und mir die Zeit durch Lesen vertrieb, trat er zu mir heran und sagte, man habe ihm verraten, daß ich gern Verse machte. Ich entgegnete, daß man den gleichen Verrat an ihm auch mir gegenüber verübt habe.

Er lachte, und fragte, ob wir gemeinsam ein wenig in Versen wetteifern wollten? Ich sprang auf, ganz bereit dazu, obgleich ich noch nicht wußte, was er vorhatte, und folgte ihm in einen neben dem Schweizersaale gelegenen Raum. Dieser Raum hieß die Bildergalerie, wurde wohl ab und zu von uns betreten, aber sonst nicht benutzt, da er weder Tische noch Stühle aufwies. Jetzt aber fand ich einen Tisch aus der Wachtstube, nebst einigen Bänken hier aufgestellt, und einen kleinen auserwählten Kreis von Jünglingen beisammen, die sich hierher zurückgezogen hatten. Da mir alle noch unbekannt waren, führte Heyse mich ihnen zu. Ich wurde willkommen geheißen, als „Einer, der nicht nur neun Stunden auf Posten stehen, und eine Thür gegen drei Prinzen vertheidigen könne, sondern von dem auch das Gerücht ausgehe, daß er im Versemachen seinen Mann stelle.“ Der Sprecher war Friedrich Eggers. Dieser trat nun mit dem Vorschlag auf, unsre Fähigkeiten zu üben, zog einen Band von Rückert aus der Tasche, und diktierte die Reime eines Sonnettes, auf welche jeder selbst eins zu ersinnen hatte. Nun saßen wir alle in eifrigem Schweigen um den Tisch, Bleistift und Notizbuch in der Hand, Phantasie und Gedanken anstrengend. Paul Heyse war sehr schnell fertig, Eggers bald nach ihm Endrulat folgte. Ich war einer der Letzten, da ich mich in der Form des Sonnettes noch wenig geübt hatte. Nun begann das Vorlesen der verschiedenen Leistungen. Sie waren erstaunlich, belustigten in hohem Grade, denn die gleichen Reime hatten zu dem verschiedenartigsten Inhalt herhalten müssen, und wir erstaunten, als Eggers zum Schluß mit dem Mustersonnett hervorrückte. Das Spiel wurde sogleich und noch öfter wiederholt, und brachte uns im Umsehn über die Stunden hinweg. Bei den nächsten Wachen im Schlosse sonderte sich von nun an der gleiche Kreis in die Bildergalerie ab, um die Zeit mit Reimübungen auszufüllen. Wir

blieben nicht bei Sonnetten stehn, versuchten uns in Oktaven und Terzinen, besangen Einer des Andern Fehler oder Tugenden, und es kam vor daß Einer des Andern Physiognomie in Gaselenform zu schildern hatte. Solche Tollheiten und ihre Erfolge rissen uns oft zu lautem Gelächter fort, wodurch denn auch Andere aus dem Schweizersaale herbeigelockt wurden. Waren wir recht unter uns, dann teilten Heyse, Eggers und Endrulat auch wohl ernster zu nehmende eigene Gedichte mit, wozu ich mich jedoch nicht entschließen konnte. Es versteht sich, daß wir uns auch ohne den Wachtdienst, und bald täglich sahen. Mit Heyse führten mich die zum Teil gleichen Kollegia am häufigsten zusammen, worauf wir dann einen Spaziergang durch den Tiergarten, oder einen Weg durch das Museum, oder auch nach der Bibliothek zu machen pflegten. Auch bei seinen Eltern führte er mich ein, von welchen ich sehr freundlich aufgenommen wurde.

Die Universitätsstudien waren freilich in diesem Sommer sehr beeinträchtigt. Denn wollte man eben in eine Vorlesung gehen, so wurde Allarm geblasen, man hatte hinter der Universität anzutreten, um nach einem entlegenen Stadtteil gegen einen Pöbelexceß der Bürgerwehr zu Hülfe zu ziehen, und eigentlich auch wieder müßig dabei zu stehen. Denn von den Waffen durfte gegen das „souveräne Volk" nicht Gebrauch gemacht werden. Oft knirschten wir vor Ungeduld und Wut über die Zeitverschwendung, und über die Rolle, die man uns spielen ließ. Oder wir erfuhren auf der Schwelle der Universität durch Maueranschlag, daß es nicht in den Hörsaal gehen dürfe, sondern zum Exerzieren nach der Hasenhaide.. Dann wurde unterwegs wieder Allarm geblasen, und unser Marsch ging nicht durch das Hallesche Thor, sondern etwa nach dem Köpenicker Felde, wo das Volk einem Gastwirt die Fenster eingeschlagen hatte, und die Polizei nichts ausrichten konnte. Wie hätte man regel=

mäßig die Vorträge besuchen können? Bei Hotho hatte ich Aesthetik belegt. Wir waren nur drei Zuhörer. Außer Heyse und mir nur noch ein junger Russe. Da nun diese Vorlesungen sich sehr langweilig gestalteten, so blieb der Russe weg, und wenn Heyse und ich „dienstlich verhindert“ waren, so fand der Docent gar keine Zuhörer. Bis er uns beiden eines Tages ganz freundlich erklärte, er werde für diesen Sommer zu lesen aufhören. Das Gleiche thaten andre. Bei Hecker hörte ich Psychologie. Die Reihen der Zuhörer lichteten sich mehr und mehr, und einmal harrte ich ganz allein des Professors. Er kam, fing ein Gespräch mit mir an, und sagte, daß es ihm ganz recht sei, heut nicht lesen zu müssen, da er von seiner Migräne geplagt sei. Von dieser machte er mir eine Schilderung, die mich an nur zu Bekanntes erinnerte. Da ich ihm eingestand, daß auch mir mancher Tag verdorben werde, nannte er mir ein Mittel, das zwar ihm noch niemals geholfen habe, bei mir aber doch anschlagen könnte. Dann reichte er mir zum Abschied die Hand, um sofort einen Anschlag zu machen, daß er seine Vorlesungen schließe. Ob bei Gelzer die Vorträge über Litteratur- und Kulturgeschichte auch so jäh zum Abschluß kamen, weiß ich nicht. Vielleicht hörte ich eher auf als er. Denn der einseitig kirchliche Standpunkt, von dem aus er die Litteratur betrachtete, war mir entgegengesetzt, forderte sogar oft meinen ganzen Mißmut heraus. — Die Docenten der bestimmten Fakultätsfächer, waren möglicherweise mit ihren Zuhörern etwas besser dran, denn sie lasen das ganze Semester über, freilich war auch bei ihnen der Besuch schwach, und unter Zerstreuungen meist zweckloser und freudeloser Art konnten die wissenschaftlichen Studien nicht aufkommen.

Dafür war die große Aula der Universität zum Tummelplatze leidenschaftlicher Redekämpfe geworden. In Studentenversammlungen tobten exaltierte Köpfe gegen die Gemäßigten,

zu welchen wir gehörten, und das Parteiwesen innerhalb der Studentenschaft wurde höchst unerfreulich. Bald verlangte ein junger Radikaler, man müsse in geschlossener Phalanx in den Landtag rücken, um die Entlassung eines Ministers durchzusetzen, bald sollte zu Gunsten der Arbeiter etwas geschehen. Ein Wort gab das andere und unter den erhitzten Köpfen brach der Sturm los. Die Professoren, welche sich an den Debatten zuweilen beteiligten, kamen nicht durch, und ich sehe noch, wie Lachmann, überschrieen und verdrängt, mit geballter Faust auf den Katheder schlug, da er abtreten mußte. Den meisten Einfluß hatte einer von den Unsern, Bernhard Abeken aus Braunschweig, der mit einem guten Worte des Humors, welches allgemeines Lachen hervorrief, den Sturm beschwichtigte und manchen tollköpfigen Plan ablenkte. (Er hat sich später auch litterarisch bekannt gemacht). Zu meiner Ueberraschung wurde einmal ein Studiosus Roquette zum Worte gemeldet, da ich von einem solchen Namens- oder wirklichen Vetter noch keine Kenntniß hatte. Er bekannte sich in seiner Rede als einer der äußerst Exaltierten, und ich fühlte kein Bedürfniß ihm näher zu treten. Die Annäherung fand bald darauf dennoch statt, denn ich sollte unserer Namensgleichheit manche sehr unangenehme Verwechselung verdanken. Und zwar zuerst durch einen Brief meines Vaters. Dieser schrieb mir in ernstem, vorwurfsvollen und fast traurigem Tone, er habe in der Zeitung gelesen, daß ich in einer öffentlichen Volksversammlung „an den Zelten“ eine Rede zu Gunsten der aufständischen Polen gehalten hätte. Dies betrübe ihn um so mehr, da ich wissen müsse, daß er zu den Hauptvertretern des Deutschtums in der Provinz Posen gehöre, während mein Schwager Scheffler gegen die polnischen Insurgenten im Felde stehe. Diese Verwechselung war mir auf das Aeußerste peinlich, und ich empfand dazu fast einen Groll, daß man in meiner Familie

keine bessere Meinung von mir hegte. Glücklicherweise gelang es mir schnell Erkundigungen einzuziehen, und ich konnte meinem Vater beruhigende Aufklärung geben. Der von den Zeitungen genannte Sprecher für die Polen hieß Charles Roquette und war der Sohn eines früh verstorbenen Predigers in Französisch=Buchholz, einer Kolonie der Refugiés. Da nun die Roquettes in Deutschland von einem einzigen Eingewanderten abstammen, so war eine gewisse Verwandtschaft Aller nicht abzuthun; da aber in seinem Stammbaum sehr viele Söhne gewesen waren, und diese wiederum auf eine zahlreiche Nachkommenschaft blicken konnten, so war in meinem Familienverbande keine Beziehung oder auch nur Bekanntschaft mit den verschiedenen Gruppen mehr vorhanden. Ich lernte diesen Vetter, der mir, ohne es zu wissen, einen so üblen Streich gespielt hatte, dann auch persönlich kennen. Er war ein kleiner dürftiger Gesell, im Druck von Waisenhäusern erzogen, und abgesehen von seiner demagogischen Verrücktheit, zu welcher die Zeitbewegung ihn fortgerissen hatte, eigentlich ein harmloser Mensch. Nur, da seine Jugend unter trübseligen Verhältnissen verlaufen, war er plötzlich aus Rand und Band geraten. Er ging, da er sich durch sein öffentliches Auftreten die Möglichkeit abgeschnitten hatte, in Deutschland zu bleiben, bald darauf nach Paris. Ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört. Für mich aber sollte sein politisches Treiben in Berlin noch in sofern unbequem werden, als es zu wiederkehrenden Verwechselungen führte, die ich Mühe und Last hatte immer wieder aufzuklären.

Von solchen exaltierten Köpfen, jungen wie alten, wimmelte es damals in Berlin. Man konnte auf der Straße nicht hundert Schritte gehen, ohne einem Auflauf zu begegnen, wo irgend ein Redner eine aufstachelnde Mitteilung machte, oder aus einem von den zahllosen Blättchen, die

damals kurzlebig erschienen, einen zur Empörung aufrufenden Artikel vorlas; man konnte keinen Spaziergang machen, ohne in eine Volksversammlung zu geraten, welche gegen einen Minister sprach, um dann in großem Zuge nach der Stadt vor die Wohnung desselben zu rücken. Die Straßen von Berlin hatten ein ganz verändertes Aussehen erhalten. Man sah nichts mehr von glänzenden Wagen und Pferden, nichts mehr von modisch elegant gekleideten Damen und Herren, nichts von Uniformen oder überhaupt von Militär. Jeder schien seinen schlechtesten Anzug zu tragen, um nicht für einen wohlhabenden Mann angesehen zu werden. Denn Massen von souveränen Tagedieben lungerten überall, besetzten die Bänke unter den Linden und fraternisierten mit dem Inhalt fremder Taschen. Wer nicht freigebig war mit Kleingeld oder Cigarren, mochte machen, daß er vorüberkam. Dazwischen hatte sich der fliegende Buchhandel mit Schnelligkeit Schwung und Bedeutung erobert. Flugschriften, oft in der rohsten Sprache abgefaßt, Witzblätter, begeisterte Freiheitsgedichte, daneben gemeine Reimereien im populären Hemdsärmelstyl, Demagogentum und Reaktion, alles beisammen und durcheinander, wurden von Knaben und halbwüchsigen Burschen ausgeboten und ausgerufen, und ihre Träger schon erregten oft Jubel, da sie sich selbst als Berliner Witzbolde ankündigten. Am Palais des damaligen Prinzen von Preußen, der nach England hatte fliehen müssen, stand unter den Fenstern des Erdgeschosses noch mit Kreide die Inschrift „National-Eigentum“. Wehe dem, der sie hätte auslöschen wollen! Hier war die Hauptstätte des fliegenden Buchhandels wie der Ansammlungen, und von der Rampe des Palais waren so oft Anreden an das Volk zu hören, daß wir gar nicht mehr Achtung darauf gaben. Noch größer, wilder, drohender waren die Volksmassen um das Schauspielhaus herum, wo die konstituierende Versammlung ihre Sitzungen

hielt. Im Saale ging es nicht schnell und radikal genug vorwärts, und das Volk draußen rühmte sich, Stricke und Messer in Bereitschaft zu haben, für diejenigen, welche nicht in seinem Sinne sprächen. Die Menge schrie nach Waffen, sie wollte um jeden Preis Waffen haben. Die Behörden waren eingeschüchtert, ratlos, es schien bedenklich, die Bürgerwehr, deren man auch nicht mehr sicher war, antreten zu lassen. Die akademische Jugend hatte man schon seit acht Tagen nicht mehr zum Dienste aufgeboten, um den Pöbel nicht zu reizen.

Nun war es am Nachmittag des fünfzehnten Juni, als ich nach der Universität ging, um eine Vorlesung zu hören. Im Kastanienwäldchen angelangt, erblicke ich große Volksmassen nach der Seite des Zeughauses zu, wachsenden Lärm, dazu den erneuten Ruf nach Waffen. Ich eile hinzu und erblicke ein verworrenes Getümmel. Keulenschläge dröhnen gegen die Thüren, Jubelgeschrei, plötzlich Schüsse aus den Fenstern des Zeughauses. Auf dieses Signal ist die ganze Gegend wie von einem quirlenden, tobenden Wirrwarr erfaßt. Ueber den Opernplatz jagen und flüchten, werden von durchgehenden Pferden fortgerissen, Wagen, Droschken, stieben da und dort hin, geraten an einander und zertrümmern. Tausende von Menschen rasen von der Königsbrücke, von den Linden, aus allen Straßen, wie ein wildes Heer, um so lärmender, je mehr Schüsse aus dem Zeughause knallen. Dieses wird unter tobendem Geschrei erstürmt. Mit Schaufeln werden Flintenkugeln aus den Fenstern geworfen, dazu Gewehre, die zum Teil schon beim Hinausschlendern verdarben, von der Menge aufgerafft und mit Siegesgebrüll davongetragen werden. Und die Bürgerwehr stand dabei aufmarschiert, Gewehr bei Fuß, und that nicht einen Schritt dagegen. Stunden lang währte die Plünderung und das wüste Durcheinander, und nur mit Mühe konnte ich mir den Weg nach

der Universität zurückbahnen. Ich war im Gedränge nach dem Opernplatze gerissen worden, und hoffte von dieser Seite hinein zu gelangen, fand aber die Thüren, auf den Flügeln, so wie das eiserne Gartengitterthor, geschlossen. Zurückgewendet, werde ich von einem Menschenstrom mitgenommen, welcher sich nach der Seite des Kastanienwäldchens drängt. Der Sturm hatte Opfer an Menschenleben gekostet. Verwundete und Tote wurden unter Verwünschungen und Toben fortgetragen, um vorerst in der Universität geborgen zu werden. Ich erkannte unter den Trägern einige Studenten, und drängte zu, um über die Gefallenen etwas zu erkunden. Doch entdeckte ich weder unter ihnen, noch unter den Umstehenden jemand aus meinem Kreise. Allein es war ein Zurückdrängen jetzt nicht möglich, ich mußte mich von der Menge vorwärts schieben lassen. Die Leichen wurden in einem Hörsaal auf die Tische gelegt, und überspannte junge Leute tauchten ihre Taschentücher in das Blut, wischten sich dann den Schweiß damit, und so mit gräßlich gemalten Gesichtern stürmten sie wieder hinaus in das Getümmel, welches jetzt nur noch lärmte, schrie, und ohne bestimmten Zweck sich durch die Gänge und Säle der Universität drängte. Als man endlich einzusehen begann, daß es hier nichts von Belang zu thun gab, wälzte sich die Masse wieder hinaus, und es geschah, daß ich mit wenigen, wie es schien gesetzteren Leuten bei den unglücklichen Opfern des Tages zurückblieb. Nach Aerzten war bereits geschickt worden, aber es dauerte lange bis einer kam, den Tod der Gefallenen konstatierte, und noch länger, bis geeignete Kräfte gefunden waren, die Leichen fortzuschaffen. Wußte man doch nicht wohin, schien es doch genug, sie hier ausgestellt zu haben! So kam der Abend. Eine Laterne wurde gebracht, bei deren ungenügendem Lichte Hunderte wieder ein und ausströmten, um die Opfer zu betrachten. Ich verließ endlich den Hörsaal, und

ich mag nicht schildern, in welcher Stimmung der Niedergeschlagenheit, ja des Ekels! Am andern Morgen ging ich wieder nach der Universität, lieferte meine Waffe ab, und erklärte meinen Austritt aus dem fliegenden Korps. Das hatten viele Andere vor mir auch schon gethan, überdrüssig einer Rolle, die gar nichts bedeutete und in der man nichts leisten konnte. Die bewaffnete akademische Schaar war von diesem Tage an stillschweigend aufgelöst, bis auf jene „Rotte Korah“, deren rote Federbüchse überall noch zu sehen waren, wo es Lärm gab. Zwei Monate lang hatte dieses Waffenspiel „im Dienste der Ordnung“ gedauert, um bei mir eine tiefe Mißstimmung über die verschwendete Zeit und eine gewisse Zerfahrenheit und Unfähigkeit, mich zu einer Arbeit zu sammeln, zurück zu lassen.

Berlin stand nun völlig unter der Herrschaft des Demagogentums. Was ich in der nächsten Zeit gethan, um meine Tage auszufüllen, ist mir völlig aus der Erinnerung entschwunden. Doch sah ich Paul Heyse am häufigsten, sei's in der Bibliothek, oder im Museum. Im Herbst verweilte ich einige Wochen in Frankfurt a. d. O., wo ich alte Schulfreunde wiederfand. Hier brachte mir Bardeleben eines Tages den „Frühlingsalmanach“. Daß niemand sich darum bekümmerte, verstand sich von selbst. Ich habe das Büchlein auch Niemand aus meiner Familie gezeigt. Gern wäre ich zum Winter auf eine andere Universität gegangen, inzwischen hoffte man von Berlin doch wieder Besseres, zumal ich Flemming und Aubert dort zu erwarten hatte. So kehrte ich für das Wintersemester dahin zurück.

Für's Erste schien es nun recht ernst werden zu sollen. General Wrangel rückte im November mit bedeutender Truppenmacht in Berlin ein, die Stadt wurde in Belagerungszustand erklärt, und eine endliche Ordnung der Dinge stellte sich ein. Freilich auch nicht eben angenehm. Denn die

Spannung zwischen Militär und Civil brachte viel Unzuträglichkeiten. Im Dezember wurde denn auch, da die konstituierende Versammlung nicht fertig werden konnte, dieselbe aufgelöst, und eine Verfassung „oktroyiert", welche Befriedigung und Mißstimmung nach verschiedenen Seiten hervorrief, aber doch eine Grundlage zu neuer staatlicher Ordnung brachte. So war der Sturm denn gebannt, und schon das Straßenleben zeigte wieder mehr den früheren Charakter Berlins.

Die Vorlesungen auf der Universität begannen, die Hörsäle waren wieder gefüllt. Viel hatte ich mir von dem Verkehr mit Paul Heyse versprochen, da ich in ihm zum erstenmal einen gleichstrebenden jungen Poeten gefunden, mitteilsam, liebenswürdig und vielversprechend. Auf ihm lastete die Verstimmung der Zeit nicht so schwer. Er lebte in seinem väterlichen Hause und dem gelehrten Kreise desselben, wo man die öffentlichen Verhältnisse mehr von obenher betrachtete. So war er glücklicher, als ich, der in Berlin zu keiner reinen poetischen Stimmung gelangen konnte. Er las mir vor, oder gab mir zu lesen, was er fertig hatte; so die allerliebsten Märchen eines fahrenden Schülers, welche er darauf unter dem Titel „Jungbrunnen" veröffentlichte. Auch einige seiner ersten Novellen lernte ich aus dem Manuskript kennen. Und so ließ ich ihn denn auch meinen Ludolf von Schwaben lesen. Er beurteilte die Arbeit sehr liebenswürdig, aber bereits mit einer Kenntniß des Technischen, daß ich große Augen machte. Obgleich um einige Jahre jünger als ich, war er doch von einem bestimmten Bildungskreise besser geschult, und ich erfuhr in Gesprächen mit ihm erst, worin ich es in meinem Stücke hatte fehlen lassen. Die Vorteile einer einheitlichen Erziehung gaben ihm eine viel frühere Reife, und eine unter den Augen von Künstlern und Dichtern erwachsene Bildung für die Kunst machte ihn innerlich

frei und unbefangen zur Mitteilung geneigt. Ganz im Gegensatz zu mir, bei dem alles Künstlerische stets als etwas Verpöntes gegolten, und jede dichterische Arbeit stets unter dem Drucke ängstlicher Heimlichkeit stand. Paul Heyse durfte als Student, in seiner Familie, im Franz Kugler'schen Hause, in vielen Kreisen, bereits ein junger Dichter sein, und wurde als sehr hoffnungsvoll anerkannt; ich mußte noch auf lange hin darüber wachen, daß von meiner Poeterei nichts auskäme, um nicht Verstimmungen hervorzurufen.

Und ein gut Teil der Schuld trug ich jedenfalls selbst. Hätte ich mehr Selbstgefühl besessen, hätte ich die Schüchternheit überwunden, mich über meine poetischen Bestrebungen auszusprechen, vielleicht wäre es mir gelungen, wenn schon kein Vorurteil zu widerlegen, doch mich persönlich durchzusetzen. Aber das Gefühl eigner Persönlichkeit, welches sich bei vielen Jünglingen früh genug ausbildet, war bei mir vertreten durch ein entschiedenes Mißtrauen gegen meine Persönlichkeit. Bei früh gewonnenen gesellschaftlichen Formen, fehlte mir doch der Drang, darum oder aus einem anderen Grunde etwas zu gelten. Man imponierte mir durch irgend eine Gewandtheit sehr leicht, und schreckte mich in das Gefühl meiner eignen Unreife zurück. Die Erkenntniß dieser Unzulänglichkeit beherrschte mich damals in Berlin in hohem Grade, gegenüber so vielen jungen Männern, deren Individualität Zeit und Lebensumstände rasch zur Geltung gebracht hatten, oder die wenigstens den Schein einer bestimmten Form bereits darzustellen wußten. Aus diesen unerfreulichen Zuständen, die in gradem Gegensatz standen zu der glücklichen Stimmung, welche mich das Jahr vorher in Heidelberg belebt hatte, konnte mich nur eine im Innersten fesselnde Arbeit herausführen. Aber, obgleich ich niemals unthätig war, stammt doch aus diesem Berliner Jahre kein einziges poetisches Erinnerungsblatt, keine Tagebuchsaufzeichnung sagt

mir von einem Gedicht oder Entwurf, nichts wurde von meinen angefangenen poetischen Arbeiten weitergeführt. Selbst die Anregung, die ich im Verkehr mit Paul Heyse empfing, führte zu keinem Wetteifer, obwohl ich die Beziehung zu ihm wichtig genug nahm; wichtiger als er seinerseits es konnte, oder sein Kreis es gestattete. Denn einen solchen hatte er bereits, und die Geschlossenheit desselben wurde, wenn auch nicht von ihm, streng überwacht, ja manche Ablehnung sagte mir, daß ich mich zurück zu halten hätte. Mit Heyse blieb ich darum doch im besten Vernehmen. Eggers sollte mir erst späterhin näher treten.

Eine Weihnachtsreise nach Bromberg gab mir die Freude des Wiedersehens meiner Familie. Man fand mich ernster geworden. Ernster war auch mein Vater, nach manchen bereits enttäuschten Hoffnungen, mit welchen er sich im Frühjahr getragen. Ernster, aber doch nicht so gesellig bunt und lebhaft wie vor zwei Jahren, war auch der Zuschnitt des Hauses. Immer noch brachte Jugend und Musik, besonders durch meine Schwester Adelaide, welche inzwischen erwachsen war und eine hübsche Stimme entwickelte, Bewegung in das häusliche Leben. Daß ich mich in Berlin nicht zufrieden fühlte, verschwieg ich nicht und wurde von meinem Vater richtig verstanden. Er willigte ein, daß ich zu Ostern eine kleinere Universität, welche Studien und Leben mehr konzentrierte, aufsuchen sollte, doch machten wir uns noch nicht schlüssig, welche zu wählen sei. So ging ich schon getroster nach Berlin zurück.

Aubert und Flemming, welche in diesem Winter ebenfalls in Berlin ihre Studien machten, hatte ich nicht aus den Augen verloren. Wir verkehrten nach wie vor, nur den veränderten Verhältnissen gemäß, nicht mehr so ausschließlich, zumal sie mannigfache Familienbeziehungen in Berlin hatten. Als grade und richtige Leute gingen sie, der Eine seinen

juristischen, der Andre seinen medizinischen Weg, und ließen sich durch keine innere Beunruhigung unstet und fahrig machen, wie das bei mir der Fall war. Wir vereinigten uns meist zu oder nach einer Vorstellung im Theater.

Wunderliche Stücke wurden damals im Schauspielhause gegeben. Denn wollte die Theaterleitung das Haus gefüllt sehen, so durften auch dramatische Arbeiten, in welchen einer Richtung auf die Zeit Rechnung getragen wurde, nicht ganz abgelehnt werden. Das Publikum aber wußte selbst Operntexten eine Beziehung auf die Zeit abzugewinnen. Noch erinnere ich mich einer Aufführung des Don Juan, worin der Chor: „Hoch soll die Freiheit leben!“ einen nie erlebten Beifallssturm hervorrief und wiederholt werden mußte. Daß nur die Maskenfreiheit in jener Scene gemeint war, wollte man vergessen oder nicht wissen. Im Fidelio hatten in der Arie Florestans die Worte: „Wahrheit wagt' ich kühn zu sagen, und die Kette ward mein Loos“, eine noch fortreißendere Wirkung. Der um seiner Wahrheitsliebe von der Tyrannei in den Kerker gebrachte edle Mann wurde als Märtyrer der Freiheit aufgefaßt, und Beethovens Tonwerk als eine „politische Oper“ bezeichnet. Im Schauspielhause kamen die Tendenzstücke aus den letzten Jahren nun häufiger auf die Bühne, unter ihnen mit dem dauerndsten Erfolge Gutzkows „Uriel Akosta“. Auch dramatische Produkte, welche plötzlich da waren, gewaltigen Beifall fanden, um bald wieder zu verschwinden, sahen wir an uns vorübergehn. So die Schauspiele von Langenschwarz, der als Improvisator umherzureisen pflegte, und sich als Dichter Zwengsahn nannte. In der „Tiphonia“ stellte er eine Fürstin von tyrannischem Charakter dar, welche, in Bluturteilen schwelgend, überwunden wird durch die Liebe zu einem Prinzen, der sich den Anschein gibt, noch tyrannischer und blutiger zu sein, insgeheim aber ihre Blutbefehle hintertreibt, und die Furie zur Beglückung

ihres Volkes bekehrt. Leider hatte Rötscher, der damals an einer Zeitung die Theaterberichte schrieb, das Unglück, dem Verfasser zu glauben, daß diese Tiphonia ein lange verlorenes Stück von Shakespeare sei, und für die Bedeutung des Werkes einzutreten. Sein Irrtum wurde ihm stärker angerechnet, als dem Verfasser die Unverfrorenheit seiner Marktschreierei. In einem Lustspiel desselben Dichters, „Peter im Frack", bessert ein naiv tölpelhafter Junge vom Lande einen ganzen verrotteten Fürstenhof, und wird zum Retter des Staates. Und wenn dann auch Stücke wie „Moritz von Sachsen" von Robert Prutz gegeben wurden, so hörte man aus ihnen ein zwar gebildeteres Pathos, aber bei aller dramatischen Berechnung keine recht tragische Gewalt.

Robert Prutz war in diesem Winter eine in Berlin häufig gesehene Persönlichkeit. Ich hatte ihn als Redner im „konstitutionellen Klubb" zuweilen gehört, und begann mich mit seinen Werken, der „Geschichte des Journalismus" und dem „Göttinger Dichterbund" bekannt zu machen. Da verbreitete sich durch die Zeitungen die Nachricht, das Ministerium habe für ihn einen Lehrstuhl für Litteraturgeschichte in Halle erschaffen, und er werde sein Amt schon im nächsten Semester antreten. Mein Entschluß, ihm nach Halle zu folgen, war plötzlich gefaßt, da sein Auftreten, wie ich es bisher kennen gelernt, mir Vertrauen einflößte. Ohne ihm noch näher getreten zu sein, sprach ich ihn eines Tages auf der Straße an, stellte mich vor, und fragte, ob er im nächsten Sommer bereits lesen werde. Da er es bejahte, erklärte ich mich ihm als seinen ersten Schüler für Halle. Er nahm es sichtbar erfreut auf, wir gingen ein Stück im Gespräch zusammen, und als er mit einem: „Auf Wiedersehn in Halle!" mir die Hand reichte, war eine Bekanntschaft geschlossen, die mir für die nächsten Jahre von Bedeutung werden sollte. Ich fühlte mich wie von einem Bann erlöst, und bald schrieb

mein Vater mir auch einverstanden mit meinem Entschluß, in die Saalestadt über zu siedeln, wo auch er einst seine Studien gemacht hatte.

Auch Paul Heyse rüstete sich zum Abschied von Berlin, da er um Ostern nach Bonn gehen wollte. Vorher aber warb er noch unter Bekannten für einen „Musen-Almanach“, welchen Professor O. Gruppe herausgeben, und worin er auch jüngere, noch unbekannte Poeten vorführen wollte. Ich war in diesen Tagen vor dem Abschied häufig mit Heyse zusammen, und überreichte ihm ein Häuflein lyrischer Gedichte, die er von mir verlangt hatte, und wir verabredeten einen brieflichen Verkehr zwischen Bonn und Halle. Die Trennung von Berlin wurde mir sehr leicht. Die Ostertage brachte ich in Frankfurt a. d. O. zu. Hier fand ich meine Schwester Manon Scheffler, die sich mit ihrem Kinde unter den Schutz der großelterlichen Familie begeben hatte. Mein Schwager stand in Westpreußen, den polnischen Insurgenten an der Grenze gegenüber. Eine Verlegung seines Regiments stand in Aussicht, und so hatte die junge Frau vorgezogen die Entwickelung der Dinge in Frankfurt abzuwarten. Bald erschien auch meine Mutter zum Besuch. Ich wohnte wieder bei meinen Patriarchen, die immer dieselben waren, in ihren Gewohnheiten und jetzt in jedem Gewährenlassen, wenn nur die ruhigen Kreise ihres Hauses und ihrer Lebensfassung unberührt blieben.

Siebzehntes Kapitel.

In Halle traf ich bei noch ziemlich rauher Jahreszeit ein, die nicht geeignet war, den ersten Eindruck zu erhöhen. Wer die Musenstadt vom Jahre 1849 in der Erinnerung hat, wird sich, wenn er schon in den krummen Straßen, den

altertümlichen Bauwerken, dem ganzen von Braunkohlendunst verräucherten Aussehen, viel Bekanntes wieder begrüßen mag, in den neuen Umgebungen von Althalle schwerlich zurecht finden. Der Bahnhof lag in freiem Felde. Die alte Leipziger Vorstadt von dort aus bis zum Zwinger bestand aus geringen, ackerbürgerlichen Häuschen, meist aus Lehm, höchstens aus Fachwerk. In Scheunen an der Straße wurde gedroschen. Am dicken Turm, einem starken Rest ehemaliger Befestigung, begann der Zwinger, damals ein wüster, wenn auch breiter Weg, den man gern vermied, sowohl in der brennenden Sonne, wie auch bei feuchtem Wetter; ein Wallgraben, aus welchem die Mauermassen der Stadt recht eigentlich emporwuchsen. Hier geht es mit Dächern, Türmen, rätselhaftem Hintergemäuer, kraus durcheinander und bietet ein Bild nicht ohne malerische Wirkung dar. Ich sollte diesen Anblick lange Zeit haben. Denn nachdem ich meinen Frankfurter Schulfreund M. Bardeleben, welcher von Gießen nach Halle gegangen war, aufgesucht hatte, und wir uns aufmachten, um ein Unterkommen für mich zu finden, langten wir an der bezeichneten Stelle wieder an. Hier war am Zwinger, gegenüber der Altstadt und nahe am dicken Turm, die sogenannte „Mitreuterei“, in welcher ich, ohne weiter zu suchen, haften blieb. Man sah das Haus erst wenn man durch das Gartenthor geschritten war. Es lag, von Bäumen umgeben, mitten in einem großen Gemüsegarten, auf dem Zwingergemäuer; ein sehr bescheidenes, hinfällig aussehendes Häuschen, im Innern dürftig ausgestattet, mit Studentenstübchen, wie ich sie nur in Halle angetroffen habe. Es gehörte einem Handelsgärtner Namens Mitreuter, der mit Frau und Tochter einen Teil des unteren Geschosses bewohnte, alles Uebrige aber (sechs Wohnungen, immer Stube und Kammer) für die akademische Jugend eingerichtet hatte. Ich war einer von den Sechsen, welche seit Generationen her,

in jedem Semester unter Dach gebracht werden konnten. Mehrere der älteren Professoren der Universität hatten hier auch schon als Studenten gewohnt. Da ich früh genug kam, hatte ich unter den Räumen noch das Aussuchen. Ich wählte ein Eckzimmer mit zwei Fenstern nach verschiedenen Seiten. Es lag eigentlich in einem Anbau (in welchem aber auch die Wirtsleute wohnten) mit einer besonderen Hausthür und Treppe, so daß man durch Geräusch nicht gestört wurde. Der einzige Mitbewohner meines Stockwerks war ein stiller, fleißiger junger Mann, der sich erst spät und bereits in kaufmännischer Stellung zum Studium entschlossen hatte, und auf der Universität noch die Vorbereitung zu seinem Abiturientenexamen betrieb. Unter ihm wohnte Horst Keferstein, der Philolog und spätere pädagogische Schriftsteller. Wir wurden gute Nachbarn, traten aber wenig in Verkehr mit einander. Mein Stübchen war sehr beschränkt und winzig. Zwischen den Fenstern stand ein Arbeitspult. Ein Sopha, mit bedrucktem blauen Kattun bezogen, für zwei neben einander Sitzende nur grade ausreichend, ein Tisch davor und zwei Stühle, dazu ein großer eiserner Ofen, füllten den Raum vollständig aus. Noch enger war es in der daneben liegenden Schlafkammer. Aber die Fenster boten den Ausblick rings umher in die Bäume, durch deren zur Zeit noch kahles Gezweig fürs erste das architektonische Profil der jenseits des Zwingers sich erhebenden Dächer und Türme entschädigte. Meine Freunde nannten das Zimmer später „die Laterne“. Ich habe in dieser Laterne vier der glücklichsten und reichsten Jahre meines Lebens zugebracht, und eine ganze Reihe meiner Dichtungen ist von ihr ausgegangen.

Ich hatte weder Empfehlungen noch Beziehungen in Halle. Der Einzige, dem ich mich selbst empfohlen hatte, war Prutz, und so suchte ich ihn schon am Tage nach meiner Ankunft auf. Er war mit Frau und Kindern bereits wohn-

lich eingerichtet, empfing mich freundlich und führte mich gleich zu seiner Familie. Und da ich der Erste gewesen, der sich als seinen Schüler gemeldet, so gab mir das in seinem Hause von Anfang an eine gewisse Bevorzugung. Ich fand überdies in ihm zum erstenmal auf der Universität einen Lehrer der, so oft ich es wünschte, bereit war, mir bei meinen Studien mit Rat und That zu Hülfe zu kommen. So verdanke ich ihm viel, wenngleich mir sein ästhetisches Urteil oft sehr auffallend erschien. Er, der sich unter politisch-litterarischen Kämpfen gebildet hatte, und dessen Dichtungen und Arbeiten ganz von diesem Pathos durchdrungen waren, betrachtete Alles von einem Parteistandpunkte aus. Er rühmte Schriftsteller und Dichter, zu welchen ich gar kein Verhältniß finden, deren Bedeutung ich nicht eingestehen konnte; da wurde Anderes verkleinert und herabgezogen, was mir ehrwürdig und unantastbar galt. Vor Allem war es Goethe, welchen ich, eigentlich ohne jede Anleitung, als ein Höchstes zu betrachten mich gewöhnt hatte, für den ich mich lebhaft zur Wehr setzte. Längst wußte ich, daß Goethe der ganzen jungdeutschen Schule im Wege war, ich kannte die Nichtsnutzigkeiten, die von ihr ausgegangen waren, hatte gelesen wie Börne, Laube, Gutzkow und Andre ihm am Zeuge zu flicken suchten, war auch gebührend empört über die Auslassungen Wolfgang Menzels, der trotz seiner Wut gegen die jungdeutsche Schule, in dem Haß gegen Goethe mit ihr übereinstimmte. Die ganze Tendenzlitteratur jener Tage, welche vor Allem doch destruktiv verfuhr, ärgerte sich an dem höchst Positiven in Goethe, und in allen Tonarten ließen die Führer ziemlich ruhmredig hören, daß seine Wege nicht die ihrigen wären. Das letzte konnte man gelten lassen, wenn sie nicht das, was sie nicht umzureißen vermochten, mit unsaubren Händen zu besudeln versucht hätten. So weit ging nun Prutz keineswegs, aber es fehlte gleich zu Anfang unsrer Be-

kanntschaft, wie in diesem, so in andern Punkten nicht an Gegensätzen, die ihn stutzig machten. Es war ihm nicht lieb, gleich in seinem ersten Schüler Einiges fertig ausgebildet zu finden, was ihn hinderte, seine tendenziösen Bestrebungen weiter zu verpflanzen. Es sammelte sich bald ein Kreis von Jüngern um ihn, bei welchen er auch poetische Versuche, teils bereits kannte, zum Teil witterte. Es ist ihm nicht gelungen, sich auch nur Einen für seine Gesinnung zu erziehen. Denn obgleich die Zeitereignisse uns noch auf lange zu schaffen machten, so hatte die Tendenzlitteratur alten Stils sich doch so gut wie ausgelebt, und es wuchs ein neues Geschlecht heran, welches an positivem Schaffen eine größere Freude hatte. Er aber begann, uns einzuschärfen, die Poesie ganz aus den Augen zu lassen, und, wenn es uns denn doch drängte, etwas zu sagen, uns der Journalistik zuzuwenden. Hier sollte man von der Pike herauf dienen, ganz klein anfangen, und sich so in die Höhe arbeiten. Er wies dabei immer auf die französischen und englischen Schriftsteller hin, vor Allen auf Dickens, der sich gleichsam vom litterarischen „Groschenjungen“ zu einer Weltbedeutung heraufgearbeitet hatte. Nun hatten wir aber dazu wenig Lust, die Journalistik zog uns nicht an, vor allem hatte noch keiner von uns an das Schriftstellerwerden gedacht. Was wir in jugendlich blindem Drange geschaffen hatten, war eben entstanden, man wußte nicht wie, und man knüpfte nicht gleich an eine litterarische Zukunft an. Eher schon leuchtete uns das Kleinanfangen ein, freilich mehr auf unsre eigne Art. Bei der Lyrik verstand sich das von selbst, aber auch im Drama versuchten wir uns mit der Zeit in einaktigen Stücken.

Doch entwickelte sich das nur langsam und nebenbei. Denn wir sollten und wollten auf der Universität unsre Studien machen, und dazu fand sich reichliche Gelegenheit. Freilich, die ersten Vorträge von Prutz hielten uns in seinem

17*

eigensten Kreise wieder fest, so die „Geschichte des Jahres 1848“, und die „Geschichte der politischen Poesie in Deutschland“. Mehr auf dem Lerngebiete befanden wir uns in seiner „Allgemeinen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“, darin er einen Ueberblick nebst reichlichem Quellenmaterial gab. Auch eine „Litterarhistorische Gesellschaft“ richtete er ein, etwa wie andre Professoren ihr Kolleg ein Seminar nennen, in welcher er Aufgaben stellte, oft gar nicht geringe, die wir nach Wahl zu lösen hatten. Die Ausarbeitungen wurden von den Verfassern vorgelesen, und gemeinsam kritisiert. Dergleichen war anregend und unterhaltend genug, gleichwohl sollten uns über mancherlei Mißstände die Augen aufgehen. Daß Prutz darauf ausging, sich eine Schule zu gründen, lag auf der Hand, und war an sich nicht zu schelten, allein der Hinweis auf das Journalistische trat auch da zu Tage. Er gab damals das „Deutsche Museum“ heraus, und deutete öfter darauf hin, daß unsre Arbeiten unter dem Gesichtspunkt abgefaßt sein sollten, auch einmal in seiner Zeitschrift eine Stelle zu finden. Daher denn alle seine Aufgaben nur aus der neueren Litteratur genommen waren. Nun lag mir und einigen Anderen aber daran, grade mit der älteren vertrauter zu werden, denn wir waren darin nur mangelhaft unterrichtet, und im Altdeutschen tasteten wir unsicher umher. Das mußte offen eingestanden werden. Er wollte uns entgegen kommen, und begann mit uns den „Gregorius vom Stein“ zu lesen. Nun aber fühlten wir unsre Mängel erst recht, und es blieb uns nichts übrig, als uns an Prutz' erbittertsten Gegner zu werden. Ueberhaupt war uns klar geworden, daß wir beim Suchen nach positiven Kenntnissen an diesem nicht vorüber gehen durften.

Dieser Gegner war der Historiker Heinrich Leo, ein leidenschaftlicher Eiferer gegen die liberale politische Bewegung, der es nicht verschmähte, im Halleschen Wochenblatte mit

aller Bosheit gewürzte Artikel gegen Ereignisse und Personen zu veröffentlichen, aus welchen manche Kraftausdrücke zu geflügelten Worten geworden sind; sonst ein gründlicher Gelehrter, und Historiker von Bedeutung. Ich hörte bei ihm Geschichte des Mittelalters mit großer Befriedigung. Auch sein berühmtestes und immer bis zum Erdrücken besetztes Kolleg über französische Revolution, welches vorwiegend von Solchen besucht wurde, welche sich an seiner Wut gegen alles Revolutionäre und seiner virtuosen Phraseologie des Schimpfens erlustigen wollten, durfte nicht verabsäumt werden. Allein er las auch über „Altdeutsche Sprache", und da er der Einzige in Halle war, der sich damit abgab, so mußte man sich durch ihn in die Grammatik und Lautverschiebung einweihen lassen. Er wußte uns übrigens nicht nur mit Ernst, sondern auch mit einigem Humor auf diesem Gebiete festzuhalten. Fühlten wir uns durch sein politisch-pamphletistisches Gebahren abgestoßen, so wußte uns seine Lehrmethode und sein Geistreichtum doch wieder anzuziehen.

Wurde mir durch Leo die altdeutsche Grammatik aufgethan, so ließ ich mich in die italienische durch L. Blanc einführen. Dieser alte Herr war einer der würdigsten und liebenswürdigsten Lehrer die ich gehabt, dazu einer der vielseitigsten Gelehrten, die ich kennen gelernt habe. Von Hause aus Theolog, war er Domprediger in Halle und zugleich Professor der romanischen Sprachen an der Universität. Er war Autorität im Bereiche der Geographie, wie denn sein „Handbuch des Wissenswürdigsten" Alles in sich vereinigte, was an der Hand der Erd- und Länderbeschreibung, historisch, litterarisch, kultur- und kunsthistorisch mit Gegenden und Orten zusammenhängt. Die Bände dieses Werkes hatte ich schon früh im elterlichen Hause als Nachschlagebücher kennen gelernt. Blank war nicht minder Autorität in der italienischen Litteratur, und wurde, neben dem ebenfalls in Halle

lebenden Juristen Karl Witte, zu den ersten Dante-Kennern gerechnet. Seine Vorträge über italienische Litteratur, und die Stunden, da er mit seinen Schülern Dantes Inferno las, gehören zu meinen liebsten Erinnerungen von der akademischen Schulbank.

Nicht so einverstanden waren wir mit Ulricis Vorlesungen über Shakespeare. Das Hineintragen oder Herausklauben von Ideen aus seinen Stücken, setzte uns in Verwunderung, erregte oft unsern Widerspruch. Zu gleicher Zeit begann das große Werk von Gervinus über Shakespeare zu erscheinen. Wir verschlangen die Bände, wie sie aufeinander erschienen, konnten uns aber auch hier nicht darein finden, daß überall ein bestimmter Gedanke herauserklärt werden mußte. Was mich betrifft, so war ich all diesen Grübeleien gegenüber sehr ketzerisch gesinnt, und ich verfehlte nicht, mich darüber lustig zu machen, oft ohne die Zustimmung meiner Kameraden. Wäre, anstatt der philosophisch-ästhetischen, in jener Zeit schon die historische Betrachtungsweise der Werke Shakespeares aufgetreten, ich glaube, sie würde mich damals schon zu ihren Anhängern gezählt haben.

Ich war nur erst ein paar Monate in Halle, als ich die überraschende Nachricht empfing, daß mein Schwager Scheffler eben dahin kommandiert sei. Er selbst stand noch an der polnischen Grenze, aber meine Schwester kam voraus, sehr froh, an mir eine Hülfe für die Einrichtung zu finden. Als dann auch mein Schwager eingetroffen war, wurden Leutnantszulage und Studentenwechsel zum Teil zusammengeworfen und ein gemeinsamer Mittagstisch, nicht ohne manche Genialität, eingerichtet. Auch meine Schwester Emilie kam zum Besuch nach Halle, und es gab für mich mit den Geschwistern ein lange entbehrtes Familienleben. Mein Garten war ein erwünschtes Ziel für die Frauen und Kinder, und oft geschah es, daß ohne mein Wissen und ohne meine Be-

wirtung, ein ganzer Kreis von jungen Offiziersfrauen mit Kinderwagen sich im Garten ansiedelte. Er war sehr groß, bot einige schattige Plätze, und blickte man mehr auf Gemüsebeete als auf Blumen, so war er immer ein Zufluchtsort aus dem Braunkohlenstaube der Stadt. Aber es boten sich auch außerhalb Zufluchtsorte und Spaziergänge dar, die wir gemeinsam aufsuchten. Da war Burg Giebichenstein und Wittekind, da waren die Ufer der Saale, die Rabeninsel, Wiesen und Wälder, die man in fröhlicher Gesellschaft aufsuchte. Sogar der Kaffeegarten in Trotha, obgleich er reizlos an langer Chaussee lag, wurde nicht verschmäht. Dieser Familienverkehr bedingte in der ersten Zeit in Halle meine geselligen Beziehungen. Junge Offiziere und Töchter von Militärs bildeten unsern Kreis. Wir waren alle jung, mein Schwager nur drei Jahre älter, meine Schwestern jünger als ich, und es ging vergnügt genug zu, um so vergnügter, als die Mittel nur schmal, die Ansprüche aber auch nicht unbescheiden waren. Dieses Familienleben dauerte doch nur kurze Zeit. Noch vor Ablauf eines Jahres wurde mein Schwager nach Altenburg kommandiert. Ich füge hier gleich hinzu, daß er von da nach Mainz, dann nach Stettin, nach Breslau, wieder nach Posen, nach Braunsberg in Ostpreußen, zurück nach Altenburg, nach Erfurt versetzt wurde, und bis zu seiner Stellung als Divisionsgeneral in Freiburg i. B. ein wechselvolles militärisches Leben zu führen hatte, und aus drei Kriegen noch leidlich genug davonkam. Mein eignes Wanderleben hat mich, wenn nicht an allen, doch an den meisten dieser Orte mit ihm und meiner Schwester wieder zusammengebracht.

Im Herbst meines ersten Jahres in Halle besuchte mich Freund Aubert, von Berlin kommend. Wir hatten brieflich eine gemeinsame Ferienreise durch Thüringen und den Harz besprochen, die denn auch fröhlichen Mutes unternommen

wurde. Man rüstete in diesen Tagen durch ganz Deutschland zur Feier von Goethes hundertjährigem Geburtstage. Ich wußte, daß man auch in Bromberg dergleichen vorhatte, daß mein Vater noch einmal den Schauspieldirektor machte, um im Theater kleine Stücke von Goethe einzuüben, und daß meine Schwester Emilie in „Jery und Bätely" auftreten würde. Etwas Goethefeier wünschte ich mir auch, und leicht wußte ich Aubert zu überreden, den 28. August zur Besteigung des Brockens zu wählen, und unsere Goethebegeisterung auf seinem Gipfel zu begehen. Wirklich waren die Wettergeister des Harzgebirges gestimmt, uns zum Geburtstage des Dichters, eine Blocksbergfahrt zu bereiten, welche an die Walpurgisnacht im Faust erinnerte. Es hatten sich unterwegs noch Genossen von andern Universitäten zu uns gefunden, und die übermütige Schaar verschmähte den breiten Weg auf den Brocken, um auf Nebenwegen sich der eignen Führung anzuvertrauen. Es versteht sich, daß die Wege bald verloren waren, und wir auf den gefährlichsten Kletterpfaden über Gesteine und Felsen mußten, ohne Aussicht diesem Labyrinth von Blöcken zu entkommen. Der Nebel überfiel uns, um uns völlig in die Irre zu führen. Ein Gewitter mit Regen und unerhörtem Sturm ließ uns festhalten wo wir nur irgend Fuß fassen konnten, und wir bestrebten uns, einander nur nicht aus den Augen zu verlieren. Der Regen dauerte den ganzen Tag, und den ganzen Tag klommen wir umher, durchnäßt, erschöpft von Hunger und Müdigkeit. So überkam uns die Dunkelheit, aber um uns Rettung zu bringen. Denn wir erkannten in der Ferne Lichter, die aus den Fenstern des Brockenhauses kommen mußten. Freilich war es noch weit, und in einer Richtung, wo wir es nicht gesucht hätten. Daß wir in der Finsterniß wirklich dahin gelangten, war als eine besondere Gunst der Vorsehung zu betrachten. Obgleich zerschunden und abge-

rissen, lahm und ermattet, zogen wir doch mit lautem Freudengeschrei in das ersehnte Asyl. Aber wir fanden das Haus so voll von Gästen, die ohne große Beschwerde herauf gelangt waren, daß wir nur mit Not und Mühe noch ein Unterkommen fanden. Die Tafel war besetzt von Herren und Damen, allein man nahm uns trotz unseres Zustandes noch gut genug auf, und es wurde bei sehr vielem Punsch Goethes Geburtstag gefeiert. Der nächste Morgen brachte aber keine Fernsicht, da ein dichter Nebel Alles verhüllte. Wir aber wußten uns doch etwas darauf, das Fest so ausgesucht schön begangen zu haben. Ich konnte Aubert nicht lange darauf ein Lied nach Berlin schicken, darin ich unsre Brockenfahrt besungen hatte.

Ich will nun von einigen dichterischen Bestrebungen sprechen, welche in diese Zeit fallen. Schon im Laufe des Sommers hatte ich den „Gevatter Tod“ wieder vorgenommen, und aus dem kleinen Heidelberger Taschenbuche herausgeschrieben, eigentlich von neuem zu machen angefangen. Ich überwand meine Scheu, und erzählte Prutz eines Tages davon. Er aber wollte von einem so phantastischen Stoffe nichts wissen. Man sollte praktisch für das Theater arbeiten, und zwar mit kleinen Dingen anfangen. Wäre ein Stückchen nicht gleich brauchbar, so hätte man sich mit einem oder ein paar Schauspielern zusammen zu setzen, diese würden dann an Rollen für sich denken, und die Sache brauchbar machen. Er wußte mir den „Gevatter Tod“ stofflich so zu verleiden, daß ich ihn, wiewohl mit Betrübniß, für längere Zeit bei Seite legte.

Da kam zu Anfang des Winters ein Brief von meiner inzwischen heimgekehrten Schwester Emilie. Es sollte in der Bromberger Gesellschaft Komödie gespielt werden, wobei man auch auf sie rechnete, ich möchte mich nach einigen hübschen Stückchen umsehen, oder — wo möglich selbst eins für sie

schreiben! Das letzte war nur ein Scherz, aber er fing bei mir Feuer. Und eingedenk des wiederholten Rates, klein anzufangen, sann ich ein Stückchen aus, welches mich in den nächsten Tagen beschäftigte. Es bestand aus viel gebrauchten Motiven und Situationen, aber durch Gruppierung leidlich verwertet. Ich nannte es „Waldeinsamkeit“, und nach Verlauf einer Woche konnte ich meiner Schwester das Manuskript übersenden. Daß es in der Bromberger Gesellschaft, unter den Augen meiner Eltern, nicht gespielt werden würde, wußte ich ja voraus, es war mir auch nur um den Scherz zu thun gewesen. Nun aber sollte ich von anderer Seite her Ueberraschungen erleben.

Einer meiner Studiengenossen, er hieß August Förster, war über meine Arbeit gekommen, und bat mich, das Manuskript mit nach Hause nehmen zu dürfen. Es dauerte lange, bis ich es zurück erhielt. In der zweiten Hälfte des Winters aber erhalte ich ein Schreiben von der Direktion des neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin mit der Nachricht, daß die „Waldeinsamkeit“ gewählt sei (nebst zwei andren neuen Stückchen) um zur Eröffnung des Hauses gespielt zu werden. Es gab eine Korrespondenz, in welcher ich mein Erstaunen nicht zurück hielt, und es gab Unterredungen mit Förster, der allein um die Existenz des Stückes gewußt hatte. Es stellte sich heraus, daß Förster, der schon damals viel mit Schauspielern verkehrte das Stück an ein Mitglied des halleschen Theaters weiter gegeben, daß dieser, der bereits nach Berlin engagiert war, eine Abschrift davon genommen, um in einer Rolle, die ihm gefiel, dort zuerst aufzutreten. Es war ihm gelungen, damit durchzudringen. Ich machte denn gute Miene und ließ die Sache laufen. Die „Waldeinsamkeit“ wurde wirklich am 17. Mai 1850 bei der Eröffnung des Theaters gespielt. Und als ich darauf den Heinrichschen Theateralmanach erhielt, das Stück darin ab-

gedruckt, ja sogar einen doppelten Friedrichsd'or als Honorar darin fand, da fühlte ich mich durch diesen unerhörten Erwerb so bestürzt und zugleich gehoben, daß ich nicht müde wurde das Goldstück zu betrachten — und doch mit dem Gefühl einer unerlaubten Einnahme. Ich mußte meinem Vater eine Meldung über die Sache thun, da er durch die Zeitungen über die Aufführung unterrichtet sein konnte, doch erinnere ich mich nicht, wie er es aufgenommen hat. Das Goldstück habe ich viele Jahre als Heckgroschen aufbewahrt. Die Waldeinsamkeit aber wurde bald auf den meisten deutschen Theatern gespielt, doch nur zufällig erfuhr ich ab und zu davon, und habe mich nicht weiter darum gekümmert. Auf einer öffentlichen Bühne habe ich das Stück damals nicht gesehen, dagegen im Laufe der nächsten Jahre auf Familientheatern alle vier männlichen Rollen desselben selbst durchgespielt. Erst vierzig Jahre später, (1889) bei einem gelegentlichen Besuche in Ems, führte mich der Zufall in das Kursaaltheater, wo ich die „Waldeinsamkeit" zum erstenmal öffentlich dargestellt sah.

Hatte ich aber mit einem bloßen Scherz die Bühne schnell genug gewonnen, so knüpften sich daran Bestrebungen, die mir einige sonderbare Erfahrungen bringen sollten. Ich lebte nun schon in einem Kreise von akademischen Genossen, gleich mir poetisch angeregt, aber zur Mitteilung geneigter, als ich es war. Durch das Manuskript der „Waldeinsamkeit" war ich entdeckt, und wir schlossen uns enger zusammen.

Das Theater in Halle, worin im Winter gespielt wurde, erregte unsere große Teilnahme. Unter den Schauspielern befanden sich einige, welche den Universitätsstudien entlaufen und zur Bühne gegangen waren. Eine Anknüpfung mit ihnen fand sich bald. Sie erfuhren von unsren dramatischen Versuchen, und drängten zur Mitteilung. Es war wieder Freund Förster, der mich als den Verfasser eines „Ludolf

von Schwaben“ verriet, und mir die Gefahr einer Aufführung desselben in Halle nahe brachte. Der Direktor versprach sich Anlockung genug von einem Stücke, geschrieben von einem anwesenden Studenten, und hoffte wenigstens des akademischen Publikums sicher zu sein. Die Freunde redeten zu, und ich stand einen Augenblick halb wehrlos der Versuchung gegenüber. Ich eilte zu Prutz, ihn um Rat zu fragen. Denn er kannte das Stück schon, hatte es nicht grade ungünstig beurteilt, aber auch keinen sonderlichen Wert darauf gelegt. Eigentlich erwartete ich, er werde ein ernstes Nein aussprechen. Aber ihm schien, trotz einiger Verwunderung und mancher Bedenken, das Unternehmen doch nicht unbedingt abweisbar. War meine Arbeit kein reifes Werk, so würde es mir auch wohl keine Gefahr von der Bühne her bereiten, meinte er. Man lerne viel von einer Aufführung. Aber er traute den Schauspielern, den Mitteln des halleschen Theaters nicht, er wog die Dinge hin und her, bis mir Angst wurde, und ich aus freien Stücken mein Nein ausrief, womit er denn einverstanden war. Und als ich mein Manuskript wieder in Händen hatte, malte ich mir erst das Entsetzen eines Mißerfolgs vor dem akademischen Publikum aus, und verschloß das Schriftstück für immer.

Dagegen regten uns die Freunde vom Theater wieder zu kleineren Arbeiten an, sehr einverstanden mit der Ansicht, daß man sich mit ihnen zusammen setzen und unter ihrer Mitwirkung schaffen solle. Wir machten also gemeinschaftliche Versuche. Ich entwarf ein kleines Stück, welches nur auf einen Akt angelegt war, aber doch in deren zwei geteilt werden mußte, und nannte es, „die Probepredigt“. Ein Kandidat der Theologie zieht sich auf das Dorf zurück, in welchem er seine Probepredigt halten soll, um dieselbe in der Stille auszuarbeiten. Aber er ist mit seinem Beruf bereits halb zerfallen, und am Vorabende seiner Kanzelrede soll ein

von ihm geschriebenes Lustspiel in der Stadt aufgeführt werden. Er kann dem Drange nicht widerstehen, der Vorstellung heimlich beizuwohnen. Sein Stück hat günstigen Erfolg, und vor Tagesanbruch ist er wieder im Dorfe. Daß einige Stunden darauf die Probepredigt des Zerstreuten nicht so günstig aufgenommen wird, kann ihn nicht wundern, er muß sich sogar selbst sagen, daß er damit durchgefallen sei. Nun aber besuchen ihn einige Künstler, welche Abends zuvor in seinem Stücke beschäftigt gewesen, wünschen ihm Glück, und bieten ihm die Stellung eines Dramaturgen an, welche er annimmt, da er sich zum Kanzelredner doch nicht geschickt fühlt. Dies der wesentliche Inhalt des durch Nebenhandlungen etwas krausen Stückes, dessen Fassung und leichtfertigen Ton ich nicht verteidigen will. Die Zuhörer aber waren sehr vergnügt bei der Vorlesung. Sie beredeten mich, es auf eigne Hand drucken zu lassen, und einer der kundigen Theaterfreunde übernahm die Versendung an die Bühnen. Nicht lange darauf wurde mir eine Zeitung aus Dresden gebracht, mit einer Theaterbesprechung, welche mit den Worten begann: „Herr R. ist mit seiner Probepredigt durchgefallen". Das war nun leicht genug als Trumpf auszuspielen, da in dem Stücke viel die Rede ist, der Kandidat werde durchfallen. Die Anzeige rührte von dem damals anerkannt boshaftesten Journalisten in Dresden her, Namens O. A. Banck, der, da seine eigne Arbeiten keinen Anklang fanden, sich eine Güte that, jeden Anfänger zu vernichten. Trotzdem wurde das Stück, wie ich erfuhr, noch hier und da aufgeführt, sogar in Bromberg und in Anwesenheit meiner Familie. Ich aber kümmerte mich nicht mehr darum. Auch war ich nicht zu bewegen, die Probepredigt, eben so wenig wie die Waldeinsamkeit in Halle aufführen zu lassen, denn es war mir inzwischen doch bekannt geworden, daß man im akademischen

Lehrkörper die „Prutz'sche Schule" sehr mißbilligte. Und ihm selbst war es lieb, daß ich damit zurückhielt.

Nun aber muß ich von einer meiner tiefsten dramatischen Bekümmernisse erzählen, welche auch noch in diesen ersten Halleschen Winter traf. Ich hatte ein bürgerliches Trauerspiel geschrieben, sehr knapp gefaßt, betitelt, „Walpurgis", nach dem Namen der Heldin. Es ist die Geschichte eines Mädchens, welches sich von einem vornehmen jungen Manne entführen läßt. Sie leben in dem Waldhause eines Försters einige glückliche Wochen, bis der Liebende, der den festen Willen zu haben glaubt, sie trotz der ungleichen Verhältnisse zu seiner Gattin zu machen, sich für kurze Zeit von ihr verabschiedet, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Aber er vertraut sich einem Freunde, der, wie er selbst der Gesandtschaft zugehörig, ihm das Thörichte seines Vorhabens darstellt, und ihn zu seiner Weltrolle wachruft. Ihm steht die Hand einer der ersten und glänzendsten Damen, die er bereits umworben hatte, in Aussicht, und der schwache junge Mann läßt sich in die Enge schwatzen und folgt dem Rate des weltklugen Freundes. Inzwischen hat Walpurgis einen Helfer gefunden in einem jungen Maler, der sie liebt, aber wohl erkennt, daß er auf Gegenliebe nicht hoffen darf. Er führt sie endlich in die Stadt, wo sie von der Vermählung des Treulosen erfahren. Nun aber kommt ein bedenklicher Bruch in der Komposition, da der dritte Akt um mehrere Jahre später beginnt. Walpurgis ist Schauspielerin geworden, wird als Künstlerin gefeiert, und zwar in der Residenz, wo auch der Treulose lebt. Dieser aber ist unglücklich, liebt sie immer noch und strebt nach einer Wiederbegegnung. Aber er wird überwacht und jede Annäherung soll hintertrieben werden. Sie gelingt dennoch, und Walpurgis, trotz aller Qualen, alles leidenschaftlichen Hasses, in welchem sie sich Jahre lang verzehrt hat, fühlt, daß die alte Neigung in ihr nicht er-

löschen ist. Da tritt die Gattin des Ungetreuen dazwischen, nicht als Feindin, sondern als Hülfeflehende. Walpurgis erkennt in ihr ein liebendes Herz, eine Unglückliche, und beschließt, durch Gift zu sterben. Eine Schlußscene, welche die Beteiligten noch einmal sammelt, bringt dies zur Ausführung. Ich sage nichts zu Gunsten dieser Fabel, im Gegenteil bin ich geneigt, sie für eben so verbraucht als unangenehm zu erklären. Indessen hatte auch Prutz das Stück im Ganzen nicht mißbilligt, wenngleich er die Anlehnung an Gegebenes stark rügte. Einige seiner Winke machte ich mir noch zu Nutzen, allein der Mangel an Originalität war nicht mehr zu ersetzen. Aber uns Jüngeren gefiel das Stück auch so, und ich ließ mich überreden (ich weiß nicht mehr durch wen) es an einen Theateragenten in Berlin zu senden, welcher dergleichen bei den Bühnen zu vertreiben pflegte. Unbekannt mit dem Charakter des Mannes, so wie mit den Mitteln, mich für alle Fälle zu sichern, bot ich es ihm an. Er nahm es, bat sich aber aus, Einiges kürzer und Einiges ändern zu dürfen, was ich ihm zugestand. Bald schrieb er, es müßten doch durchgreifendere Aenderungen gemacht werden, ich solle ihm das nur überlassen, ich würde bald sehen, wie praktisch er es angefangen hätte. Ich bat mir einen Einblick in seine Aenderungen aus. Aber ich erhielt sie nicht zu Gesicht, sondern nur die Versicherung, daß er ein praktischer Mann sei, und recht wohl wisse, was auf der Bühne „ziehe“. Er habe schon so vielen jungen Anfängern geholfen, daß ich ihm unbedingt vertrauen dürfe. Meine Geduld begann zu wanken, ich verlangte mein Manuskript zurück. Briefe gingen hin und her, ich empfing immer nur die Versicherung, daß sich Alles recht gut machen werde. Da erfuhren unsre Theatergenossen von der Angelegenheit, und erklärten, daß ich in schauderhafte Hände gefallen sei. Wenn sie den Mann einen „Halsabschneider“, einen „Seelenverkäufer“ nannten, einen

„Seeräuber, Gauner und Leuteschinder", so lachten wir zwar, doch war mir nicht wohl dabei zu Mute. Und als eines Tages ein Päckchen von ihm ankam, darin zwei gedruckte Exemplare der Walpurgis, traute ich beim Durchblättern meinen Augen kaum, denn eine solche Vergewaltigung fremden Eigentums hatte ich nicht erwartet. Von meinem Stücke waren nur die ersten beiden Akte noch leidlich verschont geblieben, alles Uebrige verarbeitet, meist in ganz roher, ungebildeter Sprache, und im vierten und fünften Akte war eigentlich kein Wort mehr von mir. Eine weibliche Gestalt, die Gemahlin, fand sich gar nicht wieder, da der Bearbeiter sie gestrichen hatte. Der schwache Liebhaber war ins Jämmerliche gezogen. Und was hatte er aus der Heldin gemacht! Ein Weib wie Lady Macbeth, in deren Rolle sie auch erscheint — „Schwarze Sammtkleidung" in Parenthese! Sogar ein Kind hatte er ihr zugeteilt, welches zwar gestorben ist, mit welchen sie den Treulosen aber bis zum Schlusse zu ängstigen weiß. Sie stirbt auch nicht an Gift, sondern weil es in der Tragödie überhaupt so hergebracht ist, wenn der Vorhang fallen soll. — Meine Empörung über die Ungeheuerlichkeit, auf deren Titel mein Name gedruckt stand, war groß. Ich hätte diesen Fälscher in der That erwürgen mögen. Mein Schwager und meine Schwester, nahmen die Sache mehr humoristisch, und wünschten mich dafür zu gewinnen, ich aber und meine Genossen waren einig, daß gegen eine solche Verunstaltung aufgetreten werden müsse. Aber in welcher Weise? Einen Brief, den der Empfänger nicht umhergezeigt haben wird, hatte ich bald geschrieben und abgesendet. Aber das änderte nichts, an der gedruckten Thatsache. Gerichtlich gegen den Mann einzuschreiten, war mißlich, obgleich ich mein Manuskript zur Vergleichung noch vorlegen konnte. Die Beratungen mit Prutz gaben endlich den Ausschlag, die unangenehme Geschichte um Gotteswillen

totzuschweigen. Mein Name war noch unbekannt, er konnte bekannt werden, wenn ich Lärm anfing, und durch den Konflikt mit einem anerkannt unsaubren Patrone zuerst genannt zu werden, wäre unangenehm gewesen. Ueberdies sei das Stück nicht öffentlich erschienen, sondern werde als bloßes „Theaterbuch" kaum unter die Leute kommen. So unterblieb denn jede fernere Gegenwehr, aber einen Stachel behielt ich doch im Herzen. Mein Exemplar zerriß ich in Fetzen und warf sie in den Ofen. Das andre bekam ich später aus dem Nachlaß meines Vaters wieder in die Hände, und bewahrte es, weil er seinen Namen hinein geschrieben hatte. Denn schicken mußte ich es ihm wohl, und zwar mit einem Briefe, darin ich ihm das erfahrene Unrecht auseinander setzte. Aber zu meinem erhöhten Leidwesen, ging er darauf gar nicht ein, sondern beschränkte sich, einige Unmöglichkeiten der Handlung zu kritisieren, worin er ja wohl recht hatte. Noch heut, nach mehr als vierzig Jahren, erregt mir der Anblick dieses gedruckten Heftes unangenehme Empfindungen. — Ich erfuhr aber in jener, und auch in späterer Zeit nicht, daß daß das Stück irgendwo eine Aufführung erlebt hätte, was denn immer eine tröstliche Genugthuung war. Uebrigens blieb die Kenntniß von diesem Stücke auf den engsten Kreis beschränkt, und da ich es niemals, ebensowenig, wie die vorhergehenden kleineren, veröffentlichte, mögen auch später gewonnene Freunde vor einem Einblick bewahrt worden sein. Alles das war noch dramatische Schularbeit, unter dem Einfluß damaliger Bekanntschaften und im Verlauf eines einzigen Winters abgefaßt. —

Ich hatte nach Ablauf des ersten Jahres in Halle nun schon einen Kreis von Genossen gefunden, mit welchen das freundschaftliche Verhältniß für die Zukunft dauernd erhalten bleiben sollte. Wir standen Alle dem akademischen Treiben ferner, und waren nur durch geistige Beziehungen mit ein-

ander verbunden. Einige von ihnen haben später durch ihre Bedeutung eine hervorragende Lebensstellung gewonnen, andre ihren Namen auf künstlerischem Gebiete berühmt gemacht. Mit jedem von ihnen stand ich eigentlich in einem besonderen Verkehr, da die Mehrzahl von ihnen nur in einem losen Zusammenhalt unter sich blieb.

So kam Rudolph Kögel, der Theolog, aus den strenggläubigen Kreisen Tholucks, der an der Universität eine zahlreiche Jüngerschaar um sich sah. Seine religiösen Gesinnungen verhehlte Kögel nicht. Ich stellte mich nicht in schroffen Gegensatz dazu, sondern ließ gelten was er glaubte und dachte. Denn ich lernte in ihm einen der geistvollsten, gebildetsten und liebenswürdigsten jungen Männer kennen. Eine große schlanke Gestalt, ein formgewandtes, fast weltmännisches Wesen, große Unterhaltungsgabe und ein lebhaftes Verständniß für das Humoristische. Wir konnten Thränen lachen bei gemeinsamer Betrachtung und Ausmalung oft geringfügiger Dinge. Er hatte auch in Versen viel Formgewandtheit. Doch war er mit solchen Mitteilungen nicht sehr freigebig. Andrerseits verstand er den Knüttelvers in einer Weise zu handhaben, daß schon die Waghalsigkeit der Reime unwiderstehlich wirkte. So geschah es etwa bei gelegentlichen Zusendungen, oder auf Zetteln, die er in meinem Zimmer schrieb, wenn er mich darin vergeblich erwartet hatte. Ich zweifle, daß ich ihn in meine kleinen dramatischen Freuden und Leiden eingeweiht habe. Ein Stück wie die „Probepredigt“ hätte ihn verletzen müssen. Unsre Bekanntschaft fing erst an, als diese Uebungen bei Seite gelegt waren, und die Lyrik wieder für einige Zeit in den Vordergrund zu treten begann. Und es war nicht ohne Folge für mich, daß durch Kögel und einige Andre auch meinen Versuchen auf diesem Gebiete einige Teilnahme geschenkt wurde. Aus der Heidelberger Zeit war eine große Anzahl von Liedern vorhanden, die ich bisher noch Niemand

vorgezeigt hatte, und die ich, als gar zu jugendliche Produkte, kaum noch beachtete. Daß die plötzlich zu Beifall gelangen sollten, hatte ich nicht erwartet. Ehe ich davon weiter rede, habe ich noch von einigen anderen Freunden zu erzählen.

Aus den juristischen Hörsälen trat mir Julius Grosse entgegen, schon damals unter der akademischen Jugend eine auffallende Gestalt, mit merkwürdig charakteristischen Zügen, und einem immer angeregten, fast nervös pulsierenden inneren Leben. Jünger als ich, hatte er doch schon eine andre Laufbahn verlassen, da er eine Zeitlang Feldmesser gewesen, um sie mit den Universitätsstudien zu vertauschen. Er besuchte die juristischen Vorträge fleißig, aber seine eigentliche Teilnahme war nicht dabei. Es ist mir niemals eine leidenschaftlichere Begeisterungsfähigkeit vorgekommen, als bei ihm; niemals eine gewaltiger ausgreifende Phantasie, niemals eine solche Leichtigkeit des Hervorbringers, auch bei den stärksten Aufgaben. Sein Talent machte uns erstaunen, die Schnelligkeit seines Producierens war uns unbegreiflich. Wenn wir uns in unsrem Poetenkreise eine Aufgabe stellten, etwa eine Ballade zu machen, und wir Andern uns ziemlich knapp faßten, so brachte er sicher die längste, der wir unsern Beifall nicht versagten, die aber auch, ihres ausschweifenden Bilderschmuckes entkleidet, besser auf ein Viertel ihres Umfangs gebracht worden wäre. Beschlossen wir für das nächstemal ein Märchen oder eine Erzählung, so brachte er ein so umfangreiches Manuskript, daß das Lesen desselben nicht in Einer Sitzung bewältigt werden konnte; gaben wir uns den Plan und Umriß eines Dramas auf, so brachte er eine fast fertige Tragödie. Und wir wußten, daß er dies Alles am häuslichen Familientische, umgeben von lärmenden jüngeren Geschwistern, niederschrieb. Konnten wir sein Uebermaß im Geben und manche Verstöße gegen die geschlossene Form zu-

weilen nicht billigen, so mußte man andrerseits auf der Hut sein, ihm zu viel drein zu reden. Denn, jedem Einwurf zugänglich, ging er sofort an eine durchgreifende Umarbeitung, versaß ganze Nächte darüber, und brachte sich dadurch in einen so nervösen Zustand, daß mir bange um ihn wurde. Aber seine Gesundheit war dauerhaft, und die Zeit hat bewiesen, daß er sich etwas zumuten durfte. Damals war die Poesie nur Eine Richtung seines künstlerischen Dranges, denn er zeichnete und malte eben so fleißig, als er in Versen und Prosa niederschrieb. Er hatte Geschick zum Porträtzeichnen, entwarf Landschaften rasch und naturgetreu, auch in Oelgemälden hatte er sich bereits versucht. Trotz dieser Verschwendung in all seinem Entwerfen gelangen ihm doch auch damals schon kleinere Sachen, besonders Lieder, ganz vortrefflich. Wenn andere Talente mit ihren Mitteln haushalten und sparen müssen, um sich genügend zum Ausdruck zu bringen, so hatte sein dichterisches Naturell in der Jugend mehr als Andre zu ringen, um den Ueberschuß seines inneren Reichtums zu bewältigen. Auch hat er es an redlicher Arbeit an sich selbst schon damals nicht fehlen lassen. Wie verschieden nun auch unsre Anschauungs- und Darstellungsweise, unser Geschmack und unsre Neigungen oft waren, ich verstand mich mit ihm immer gut, wo sich aber in unsrem Schaffen die Gebiete etwa trennten, da that das freundschaftliche Gefühl Alles, uns zu verbinden. Wir sahen uns täglich, und er war mir ein guter Genosse in allen Dingen. Viel Anregung habe ich ihm zu danken durch seine immer geschäftige Phantasie, welche in mir weckte und zum Ausdruck brachte, was ich sonst gewohnt war schüchtern zu verbergen, oder auch gar nicht aufkommen zu lassen. Bei seiner Bescheidenheit in äußeren Lebensforderungen, seiner unbegrenzten Gutmütigkeit, war der Verkehr mit ihm der bequemste, und nicht zu verschweigen ist die tiefe Innerlichkeit

mit der er Vertrauen zu empfangen verstand. Als später leidenschaftlicher bewegte Tage für uns beide kamen, haben wir viel mit einander getragen.

Wenn nun keiner der Genannten mein eigentliches Studium teilte, sollte ich auf der akademischen Bank bei Prutz doch Einen finden, der nicht lange Zeit brauchte, um zu meinen liebsten Kameraden zu gehören. Als ich August Förster kennen lernte, war er ein allerliebster dicker Junge, mit rundem Knabengesicht, braunem glänzendem Haar, lustigen und sehr klugen Augen. Hinter diesem jugendlichen Gesicht steckte aber bereits viel mehr, als bloß die Gedanken eines fröhlichen Burschen. Er war auf der Schulpforta vorgebildet, und galt in dem Kreise, der sich um den gelehrten Bernhardy sammelte, für den besten Philologen. In der That war sein Wissen ebenso gründlich, als das meine lückenhaft, und ich habe dem Verkehr mit ihm mehr zu danken, als mancher akademischen Vorlesung. Diese vorzügliche Grundlage machte sich aber bei ihm in keiner Weise vorgreifend. Selbstbewußtsein hatte er, und konnte, wo Halbwisser stritten, und er besser unterrichtet war, gründlich dreinfahren, im Verkehr hatte man es doch nur mit dem gebildeten und liebenswürdigen Gesellen zu thun. Verstand er es auch, sich in Versen auszusprechen, so gehörte er doch mehr zu den Empfangenden und Urteilenden. Sein Urteil, oft sehr treffend, war das wohlthuendste und am meisten förderndе. Denn seine Empfänglichkeit, seine innere Teilnahme, waren so warm, daß man verstand, er wollte das Getadelte immer besser, immer schöner haben, damit es ihm so recht gefallen könne. Er stammte aus engen bürgerlichen Verhältnissen in Halle her, daher waren seine äußeren Ansprüche bescheiden. Er fühlte sich gern behaglich, aber es gehörten geringe Mittel dazu, ihn in diese Lage zu bringen. Die Harmlosigkeit, mit welcher wir uns damals Feste bereiteten, würde heut den

Meisten unglaublich erscheinen. Ich lernte unter diesen Freunden eine größere Anspruchslosigkeit, als ich sie noch gekannt hatte, und fühlte mich mit ihnen sehr glücklich darin. Förster, Grosse und ich, waren die drei, welche sich am meisten auf einander angewiesen wußten. Hielten uns unsre Studien und die Hörsäle getrennt, so war meine Laterne der Sammelplatz und Mittelpunkt unsres gemeinsamen Treibens.

Aus ihren Fenstern sah ich nun die Bäume des Gartens zum zweitenmale sich begrünen. Zu Pfingsten machte ich mit Förster einen Ausflug nach Jena und in das reizende Saalethal. Wir genossen Gastfreundschaft bei Kommilitonen, durchzogen die Umgegend, versuchten das Ziegenhainer Gebräu, bestiegen den Fuchsturm, erklärten die Kunitzburger Pfannkuchen für ihres Ruhmes würdig, und besuchten Prutz, der sich seiner Gesundheit wegen für dieses Semester nach Jena zurückgezogen hatte. Dann wanderten wir über Dornburg, Kamburg, Rudelsburg und Naumburg, in unsern mehr von Dampf geschwärzten, mir aber doch sehr lieben halleschen Musenwinkel zurück.

Kurze Zeit darauf, in den ersten Junitagen, erschien meine Mutter in Halle. Meine Geschwister wußte sie nicht mehr am Orte, da mein Schwager inzwischen nach Altenburg versetzt worden war, aber sie hatte sich auf ihrer Reise nach Franzensbad bei mir angekündigt, um meine „Laterne", meine Freunde und unser Treiben kennen zu lernen. Sie brachte ihre ganze Liebenswürdigkeit mit, die Freunde waren hingerissen von dieser Frau, und ihr selbst gefiel es so gut unter uns, daß sie anstatt zweier Tage eine ganze Woche in Halle blieb. Sie wohnte im „Kronprinzen", woher ich sie täglich, auch in Gesellschaft von Förster und Grosse, zu Spaziergängen oder weiteren Ausflügen abholte. Da sie, obgleich einer Badekur entgegen gehend, sich in diesen Tagen frisch genug unter uns fühlte, so wetteiferte ihr Humor mit

der studentischen guten Laune. Wir überredeten sie sogar, die Hausmannstürme, um der Aussicht willen zu ersteigen, jene beiden Türme auf dem Markte, welche oben von Galerieen umgeben und durch eine Ueberbrückung mit einander verbunden sind. Es gelang auch recht gut, sie freute sich über die häusliche Einrichtung des Türmers, und war erstaunt, daß in dieser Höhe sogar Erfrischungen zu haben waren. Die Tage ihres Besuches in Halle gestalteten sich zu lauter Festtagen. Meine Wohnung fand sie ganz ansprechend, wunderte sich aber über die Einfachheit derselben, die nicht in diesem Grade notwendig gewesen wäre. Ich konnte ihr nur lachend entgegnen, daß man nach einer eleganteren in dem guten Halle vergeblich suchen würde. Nach acht Tagen reiste meine Mutter ab, und ich begleitete sie bis nach Leipzig. Im letzten Augenblick noch steckte ich ihr ein Papier in die Hand. Da sie sah, daß Verse darauf geschrieben waren, nickte sie nur und schob es in die Tasche. Ich hatte es vermieden, mit ihr über meine derartigen Beschäftigungen zu sprechen, trotzdem wollte ich sie nicht abreisen lassen, ohne ihr wenigstens eine Andeutung zu geben. Es war das „Märchengruß“ überschriebene Einleitungsgedicht zu „Waldmeisters Brautfahrt“.

Und hier nehme ich Gelegenheit, auf die fernere Entstehungsgeschichte dieses Gedichtes zurück zu kommen. Schon einige Zeit vor dem Besuche meiner Mutter hatte ich Förster ein Bruchstück davon vorgelesen, und zwar mit derjenigen Laune, in der man etwas Abgethanes einmal wieder hervorzieht. Denn ich fühlte mich nach zwei Jahren, sowohl meinem Lebensalter nach, so wie in meiner inneren Fassung, diesen Dingen entwachsen. Es gefiel dem Zuhörer doch, und er wollte mehr davon vernehmen. Aber da aus dem Taschenbüchelchen und der mit Bleistift gekritzelten Schrift schlecht Vorlesen war, nahm er mir das Versprechen ab, ein ordent-

liches Manuskript zu machen. Ich that es, und als ich es ihm zeigte, bat er mich, es ihm auf kurze Zeit zu überlassen. Leichtfertig, wie ich damals mit Manuskripten umging, gab ich es ihm und forderte es längere Zeit nicht zurück. Er machte einen Ausflug zu Verwandten nach Dresden, wohin er es mitnahm, und nach seiner Rückkehr erfuhr ich, daß er es auch in Halle hier und da mitgeteilt hatte. Daß Grosse nun auch davon erfuhr, verstand sich von selbst, aber ich mußte den Freund doch tadeln, daß er etwas zu freigebig damit gewesen sei. Er aber behauptete, er habe nur seine Pflicht gethan, denn es sei unrecht, diese Arbeit zu verstecken. Kögel wurde denn auch eingeweiht, und sein Beifall ging sogar bis zu der Behauptung, das Gedicht müsse gedruckt werden. Davor schauderte ich zurück, denn die Schicksale meiner dramatischen Schularbeiten waren mir noch in zu frischer Erinnerung.

Inzwischen näherten sich mir einige jüngere Leute, welche durch Förster von einem gewissen „Gedichte“ Wind bekommen hatten, unter ihnen ein noch sehr jugendlicher Student, Namens Alfred Gräfe, der auch unter die schüchternen Poeten zählte. Bald wurde ich durch ihn in das Haus seiner Schwester und seines Schwagers, des Assessor Thümmel, eingeführt. In wenigen Wochen lernte ich noch mehrere Mitglieder seiner in Weißenfels lebenden Familie kennen, dazu eine Cousine, Wanda von Gräfe, die zum Besuche aus Berlin gekommen war. Jugend, Liebenswürdigkeit und gute Laune fand ich hier beisammen, und sah mich in einen geistig bevorzugten Familienkreis aufgenommen. Hier rückte man nun mit dem Wunsche hervor, mein „Gedicht“ von mir vorgelesen zu hören. Dergleichen in Gesellschaft zu thun, war mir noch etwas Neues, und der Wunsch machte mich verlegen. Doch ließ ich mich überreden, und hatte an einem dafür anberaumten Familienabende einen sehr entgegen kommenden Zuhörerkreis.

Es war damals noch ein dünnes Heftchen, kaum zwei Drittel der späteren Ausdehnung umfassend. Nun aber hieß es auch hier, das Gedicht müsse veröffentlicht werden. Thümmel griff nach dem ersten besten Buche und schlug den Titel auf. Es waren Schillers Gedichte, und unten stand: „Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottasche Buchhandlung". Dahin sollte ich das Gedicht unverzüglich schicken. Ich mußte lachen und bat um Aufschub. Zur Veröffentlichung schien mir der Scherz nicht geeignet, zumal ich mich der leichtblütigen Stimmung darin zu entfremdet fühlte, um noch Gewicht darauf zu legen. Mein Manuskript durfte ich zur Strafe nicht mit nach Hause nehmen. Und als einige Tage darauf die Damen für einige Zeit nach Weißenfels fuhren, da hieß es: „Ihr Märchen entführen wir Ihnen. Sie mögen es sich in Weißenfels selbst abholen!" Es erfolgte eine freundliche Einladung dahin, der ich schon in den nächsten Tagen nachzukommen versprach.

Ich mußte den Besuch doch noch aufschieben. Denn ich erhielt einen Brief von meinem Vater, der sich mit meiner Schwester Adelaide auf einer Rheinreise befand. Er meldete mir, daß er für Halle nur Einen Tag übrig habe, mich daher schon in Kösen zu treffen wünschte, wo wir die ihm von Alters her lieb gebliebene Rudelsburg besuchen wollten. Ich machte mich rechtzeitig auf, ging von Naumburg zu Fuß über Schulpforte, und traf noch vor den Meinigen in Kösen ein. Meine Schwester Adelaide setzte mich in Verwunderung. Sie war schlank aufgeschossen, voll Geist und Leben, und wenn sie mir nicht als eine Schönheit erschien, für welche sie Andern galt, so war sie doch auch in meinen Augen eine sehr anziehende Erscheinung. Auch wußte sie den Vater durch unverwüstliche gute Laune zu unterhalten. Gemeinsam fuhren wir nach Halle. Bei dem jungen Mädchen fand meine Laterne nicht ganz die gewünschte Anerkennung. Besonders lachte und schalt sie, daß kein Platz zum Sitzen da

war, denn die Stühle standen bepackt mit Büchern, die ich zum Behuf meiner Promotionsarbeit, auf die ich mich rüstete, zusammen getragen hatte. Der Vater aber fand die „Bude" ganz in der Ordnung, sie erinnerte ihn an seine eigne Studienzeit in Halle. Es machte ihm Freude, die alten Straßen, in welchen er im Wesentlichen nicht viel verändert fand, wieder zu durchschreiten. Er wünschte auch eine uralte Bäckerei zu besuchen, in welcher seit Menschenaltern der berühmte Hallorenkuchen gebacken wurde, den wir dann in einer tiefgemauerten Fensternische der Wirtsstube versuchten. Mein Schwesterlein erklärte ihn für das einzige Geschmackvolle, was dieses gelehrte und verräucherte Halle aufzuweisen hätte.

Noch ehe ich meinen Besuch in Weißenfels antrat, brachte mir Alfred Gräfe mein Manuskript zurück, welches man mir doch nicht länger vorenthalten wollte. Er und Thümmel drangen von Neuem in mich, dasselbe drucken zu lassen, und ich sollte ein Versprechen ablegen, es abzuschicken, bevor ich nach Weißenfels käme. Gern hätte ich mich mit Prutz darüber beraten, der aber war verreist, ich wußte nicht wohin. Ich hätte die Sache bis zu seiner Rückkehr können liegen lassen, aber nun sprachen auch andre Freunde zu, und so, auf gut Glück, packte ich eines Tages das Heft ein, und schickte es an die Cottasche Buchhandlung, eigentlich überzeugt, daß ich es bald genug mit einer Ablehnung zurück erhalten würde.

Achtzehntes Kapitel.

Mitte August machte ich meinen ersten Besuch in Weißenfels, und zwar in Thümmels Begleitung, der, bei der Nähe der beiden Städte, den Weg häufig zurücklegte. Seine Gattin erwartete uns bereits im Hause ihrer Mutter, und wir wurden von einem großen und fröhlichen Familienkreise empfangen.

Der Vater lebte nicht mehr, an der Spitze des umfassenden Hauswesens stand die Mutter. Sie lebte nur für ihre Kinder, sorgsam, heiter, das bunteste Treiben derselben gewähren lassend, mit leiser Hand dem Uebermut steuernd. Drei Töchter waren um sie, davon die älteste die noch jugendliche Frau Mathilde Thümmel; und drei Söhne, der älteste Student, die beiden andern noch Knaben. Als glänzender Mittelpunkt des Hauses wurde von der Familie Fräulein Wanda von Gräfe betrachtet, welche als Gast mit herüber gekommen war, damals erst achtzehnjährig, aber lebhaftes geistiges Leben mit vollkommener gesellschaftlicher Bildung in sich vereinigend. Das Haus lag außerhalb der Stadt auf einem Hügel. Hinter ihm stieg die Berglehne höher hinauf, mit einem kleinen Park, genannt das „Wäldchen". Nach der Stadt hinunter senkte sich in einer Reihe von Terrassenstufen der Hausgarten mit Weinspalieren, Blumen und Gemüsepflanzungen. Dieser Besitz vereinigte Landleben mit den Vorteilen der Stadt. Trotz der zahlreichen Familie konnte das Haus viele Gäste beherbergen. Dabei war es mit einer gewissen Raumverschwendung gebaut. Große Korridore, eine mächtige Treppe, die Stuben groß und hoch. Die Einrichtung war nicht modisch glänzend zu nennen, es zeigte sich im Ganzen ein schlichter Sinn, und bei aller Reichlichkeit ein Abweisen alles Prunkhaften. Der Versammlungsort war im Sommer der Saal, wo das Pianoforte stand, und die beiden geöffneten Nebenstuben, so daß auch ein zahlreicher Kreis hier genügenden Raum fand. Und Besuch war immer im Hause. Neffen und Nichten, eine viel verzweigte Verwandtschaft von benachbarten Gütern oder Städten, fanden sich gern ein, und studentische Vettern oder Freunde waren an der Tagesordnung.

Unter so viel jungem Volk fand ich mich leicht zurecht, und schon ein Tag genügte, um das Leben hier von der

reizendsten Seite zu zeigen. Schwärmten wir von früh auf im Freien umher, wobei im Garten oder im Wäldchen auch wohl vorgelesen wurde, dann forderte an den schon längeren Augustabenden der Versammlungssaal zu allerhand geselligem Scherz heraus. Nachmittags beschloß man einen Maskenball, um Abends zu tanzen. Die Vorbereitungen dazu waren nicht groß. Kränze, Blumen, Ranken, sogar Kohlblätter, genügten den Damen zum Schmuck, in was für Kostümen aber die Tänzer erschienen, ist gar nicht zu sagen! Aber harmlos genug waren sie auch. Man tanzte nicht bis Mitternacht, denn schon war für morgen früh ein Ausflug beschlossen. So nach der Schönburg, wo die Jugend sich im Freien selbst den Kaffe kochen wollte. Schon waren wir um sechs Uhr Morgens gerüstet, aber zu unsrem Leidwesen ließen sich Frau Mathilde und Wanda entschuldigen, da sie nicht wohl wären. Trotzdem rückten wir aus. Unterwegs fuhr ein leerer Wagen an uns vorüber, den wir nicht beachteten. Mit Gesang langten wir an unsrem Zielpunkte an, und zu unsrem Erstaunen sahen wir Frau Mathilde und Wanda, mit Kränzen geschmückt, an dem Aussichtspunkte unsrer bereits harren. Der Wagen hatte sie hergeführt, um uns aber zu überraschen, waren sie unter das Pritschleder gekrochen und uns wirklich entgangen. Die Mama aber, welche unsern Kochkünsten nicht traute, hatte den fertigen Kaffee mitgeschickt, so daß wir nur Feuer zu zünden brauchten.

Mitten unter solchem Umherstreifen in der anmutigen Saalgegend, und allerlei lustiger Thorheit, beschloß man, die „Waldeinsamkeit“ aufzuführen. Es wurden uns aber nur drei Tage zur Einübung gegeben, da anwesende Verwandte dem Spiel beiwohnen wollten. Die weiblichen Rollen waren gut zu besetzen, und von den vier männlichen kamen drei auf Thümmel, Alfred Gräfe und mich, aber eine blieb übrig, sei es daß keiner der anwesenden jungen Männer dafür

taugte, oder dafür zu gewinnen war. So wurde die zweite Tochter des Hauses überredet, den zärtlichen Vater darzustellen. Nach einigem Sträuben wurde sie wirklich dafür gewonnen, und in Männerkleidern, mit aufgeklebtem Backenbart, gab sie einen Präsidenten — ach, schon um dieser Leistung willen mußte diese Vorstellung Allen, die das Glück hatten, ihr beizuwohnen, unvergeßlich bleiben!

Wurden so die Tage und Abende von dem jungen Volk unter Freuden durchlebt, so sollte zuweilen die Nacht auch noch keine Ruhe bringen. Thümmel, die drei Söhne des Hauses und ich, schliefen in einem geräumigen Zimmer, welches auch noch mehr Genossen hätte aufnehmen können. In diesem stand eine alte Spieluhr, von der Gestalt eines Schrankes, oder vielmehr, da eine Uhr nicht in Verbindung damit war, ein urväterliches Spielmöbel. Man hatte es aus der Hand gesetzt, da ihm von den Tönen manche abhanden gekommen waren, es überdies die Fähigkeit verloren hatte, zwischen den einzelnen Stücken abzusetzen. Einmal losgelassen, spielte es seine sechs Melodien in der verwahrloseften und lächerlichsten Weise unbarmherzig herunter. Und zwar durchdringend genug, um sich auch in den angrenzenden Räumen vernehmlich zu machen. Dieses Instrument wurde zu den boshaftesten Possen benutzt, indem, wenn die Stücke endlich abgeleiert waren, immer wieder Einer heimlich den Aufzug in Bewegung setzte, zum Aerger und Gelächter der Uebrigen. Dann fing man in den Umgebungen an, sich zu regen, Schelten, Lachen und Bitten erhoben sich draußen. Endlich hoffte man Ruhe zu haben — aber nein, nein, eine heimtückische Hand hatte im Finstern das Ding nochmals aufgezogen! Bis man schließlich unter dem Geklimper einschlief. —

Gern las die Gesellschaft auch mit verteilten Rollen, und dafür lagen uns selbstverständlich Schillers Dichtungen am nächsten. Einmal hatten wir uns grade auf „Kabale

und Liebe" gerüstet, als eine Erscheinung unter uns trat, die wir zwar schon kannten, deren Gegenwart uns aber, in ihrer geistigen Ueberlegenheit, bei unsrem Vorhaben etwas einschüchterte. Es war Fräulein Louise von François. Obgleich an Jahren nicht mehr die Jüngste, war sie doch noch eine wahrhaft strahlende Schönheit, dabei von einer ungewöhnlichen geistigen Bildung. Sie lebte mit ihrem Vater, einem pensionierten Offizier in Weißenfels. Verstand und Witz, Geistreichtum, treffendes Urteil, standen ihr in hohem Grade zu Gebote. Sie übersah uns weit, und wir Studenten kamen schön an, wenn wir uns in eine Disputation mit ihr einließen, denn gegen ihr geistiges Uebergewicht war nicht aufzukommen. Zwar wollte sie uns das nicht fühlen lassen, mischte sich auch nicht in den Kreis der Jüngeren, aber daß sie sich über unser Treiben im Stillen belustigt fühlte, merkten wir ihrer lächelnden Vornehmheit doch an, und darum war uns ihre Gegenwart nicht bequem. Daß sie noch immer schön sei, gaben auch die jungen Männer zu, daß sie aber so verwünscht klug und gescheit war, ärgerte uns an ihr. Wer hätte gedacht, daß Louise von François einst (viele Jahre später) als eine Romandichterin von höchster Bedeutung auftreten würde? Wer hätte ahnen können, daß ich, der Jüngere, ihrem ersten größeren Werke („Die letzte Reckenburgerin") die Bahn in die Oeffentlichkeit ebnen sollte? Und wem von uns hätte einfallen können, daß Wanda von Gräfe einst in der Novellendichtung (unter dem Namen Walter Schwarz) die Litteratur mit formvollendeten und reizenden Gaben beschenken würde? Ja, wer wäre darauf gekommen, daß Thümmel, der damals ganz der Musik lebte, später als Dramatiker auftreten würde — kurz, daß wir Alle auf dem Wege waren, einmal von uns reden zu machen? Damals waren wir eben junges Volk, konnten uns zwar recht ernst-

haft unterhalten, trieben aber Possen von früh bis spät, die uns auch nicht reuten.

Noch eine andre, aber gesetztere Persönlichkeit trat in unseren Kreis. Wandas ältere Schwester, Frau Ottilie von Thiele (Gattin des preußischen Gesandten in Athen, späteren Unterstaatssekretärs in Berlin) traf zum Besuch bei den Verwandten in Weißenfels ein. Sie entzückte uns durch ihren Gesang, eine großartige Altstimme, in der besten Schule gebildet. Und da sie nur ernste und bedeutende Stücke vortrug, sehr gern unbekannter gebliebene hymnenartige Gesänge von Schubert, so wußte sie uns in die weihevollste Stimmung zu versetzen, die wir uns nicht gern abkürzen ließen. Auch Thümmel sang sehr gut, einen angenehmen Baryton, welchen der treffliche Meister Robert Franz sich für seine Konzerte in Halle nicht entgehen ließ, und war in seiner Geschmacksrichtung dem Großen und Stylvollen zugewendet.

Und nun war beim gemeinsamen Singen im Freien auch meine Stimme entdeckt worden. Ich mußte am Klavier meinen Vorrat von Liedern auskramen, und wagte mich langsam auch mit den Melodien heraus, die ich zu meinen eignen Liedern zu machen pflegte. Aber hier ließ man sich nichts aufbinden. Man erkannte gleich, daß das nicht wirkliche Volkslieder waren, und meine Pfuscherei kam heraus. Allein ein empfänglicheres Publikum, als ich hier dafür gewann, ist nicht wohl zu denken, und so, nach all dem Erhabenen, was die beiden geschulten Sänger vortrugen, mußte mein leichtfertiger Singsang immer wieder klingen. Thümmel war es, der, da mir selbst nicht einfiel, dergleichen auf Noten zu setzen, mir die Melodieen abhörte, und ohne mein Wissen musikalisch aufschrieb, ja sogar bald darauf sie in zwei Heften veröffentlichte. Diese „Lieder im Volkston“ (zu welchen er einige eigne Kompositionen fügte) tragen zwar meinen Namen mit auf dem Titel, aber kein ferner Stehender kam darauf, daß

mehr als die Worte von mir herrühren könnte. Und da ich, als ich zu meiner Ueberraschung diese Dinge gedruckt sah, mich ihrer schämte, hütete ich mich wohl, den Schleier zu lüften. Hier aber, wo es gilt Bekenntnisse zu thun, mag auch diese Beichte abgelegt sein. — Man wollte nun aber nicht gelten lassen, daß ich dergleichen vernachlässigte, man suchte mich zu bestimmen, mir ein Instrument anzuschaffen. Da ich nicht nachgab, that man mir liebenswürdige Gewalt an. Ein Tafelpianoforte, welches, kaum noch benutzt, in einem andern Raume stand, wurde aufgepackt und mir zur Benutzung nach Halle geschickt. Hier hat es über Jahr und Tag in meiner Laterne gestanden, und manche gute Stunde verschönern helfen.

Meinen Besuch in der Familie Gräfe wollte ich doch nicht zu lange ausdehnen, und so verabschiedete ich mich nach Verlauf einer Woche. Man wendete mir ein, daß ich ja Ferien hätte, aber ich fühlte doch, daß ich nicht säumen durfte, denn ich wollte arbeiten. Ich hatte mein Triennium bereits überschritten, war aus der akademischen Gemeinschaft getreten, und wünschte so bald als möglich zu promovieren. Das Material für meine Arbeit war beisammen, ich brauchte nur anzufangen. Aber die Nähe von Weißenfels wurde für die nächste Zeit doch gar zu verführerisch. Kaum war ich acht Tage in Halle, als die Einladung zu einem Balle kam, und zwar nach dem Gute Wöhlitz, welches Verwandten der Familie Gräfe gehörte. Ein Gesammtbrief aus Weißenfels erklärte mir, ich dürfte nicht ablehnen, wenn ich nicht der unerhörtesten Strafen gewärtig sein wollte. Diese mochte ich mir nicht zuziehen. So wurde denn auf dem Lande getanzt, darauf ein paar Stunden auf einer Streu (für ein Dutzend Tänzer) geschlafen, um am nächsten Morgen wieder rüstig bei der Hand zu sein. Ein Teil der Gesellschaft, darunter die Jugend aus Weißenfels und ich, wanderten durch den

Wald bis nach Merseburg, um einige junge Damen, die von Erfurt zum Feste gekommen waren, bis zum Bahnhof zu begleiten. Und, des Wanderns froh, ließen wir es uns nicht verdrießen, auch von da aus zu Fuße nach Weißenfels zurückzukehren.

Als wir Abends vergnügt ankamen, wurde mir ein Brief überreicht. Er war aus Stuttgart. Freund Grosse, der ihn in meiner Wohnung gefunden, hatte, in der Annahme, daß ich sobald nicht zurückkehren würde, ihn mir nach Weißenfels geschickt. Der Brief besagte, daß die Cottasche Buchhandlung sich bereit erklärte, „Waldmeisters Brautfahrt“ zu verlegen. Nun aber dieser Jubel in der liebenswürdigen Familie, welche mir Gastrecht gewährte! Als ob Allen ein Glück eingetroffen wäre, ließ jeder seinen Anteil in der freundschaftlichsten Weise aus. Ich selbst war eigentlich mehr erschrocken, und es stand sofort bei mir fest, das Gedicht in dieser Form nicht zu veröffentlichen. Und da es doch, wie man mir schrieb, erst um Ostern des nächsten Jahres ausgegeben werden sollte, ließ ich mir nach meiner Rückkehr nach Halle das Manuskript aus Stuttgart zurückschicken, und begann die letzte Umgestaltung. Die Freunde in Halle, von gleicher Teilnahme erfüllt, konnten sich mit der neuen Form bald einverstanden erklären. Es kam nun erst die Episode von dem Jäger und dem Winzerkinde hinzu, und Grosse und Förster konnten nicht genug Lieder bekommen, deren Vorrat sie bei mir kannten.

Da erschien eines Tages Thümmel bei mir mit scherzhaften Vorwürfen, daß ich des Naumburger Weins nicht gedacht hätte. Ich ließ mir das gesagt sein, und machte nun erst jene Deputation des Grünebergers, Naumburgers und Pfälzers am Hofe des Königs. Ja, leider des Pfälzers auch! Die Geister jener gesegneten Gauen mögen mir verzeihen! Ich wußte nicht, was ich that. — Als ich nun aber zu einem end-

gültigen Abschluß gelangt war, trat mir das Planlose dieses Flickwerks erst recht vor die Augen. Ueberdies war ich dieser naiven Jugendstimmung entwachsen, und es erschien mir fast unstatthaft, mich noch in solcher Weise öffentlich darzustellen. Ueberdies gleichzeitig mit dem Werben um die Doktor- und Magisterwürde! Ich wurde von den Freunden über diese Bedenken ausgelacht, und ich ließ es denn laufen. Ich selbst aber habe innerlich stets lachen müssen, wenn man später das Gedicht „aus Einem Guß geschaffen" nannte, denn ich wußte, aus wie viel Sorten und Güssen dieses Tränklein gebraut war.

Aber bevor ich die Umarbeitung noch vollendet hatte, war ich schon wieder unterwegs nach Weißenfels. Die Mama Gräfe hatte ihren Kindern einen Ausflug von ein paar Tagen nach einigen der anmutigsten Gegenden Thüringens, besonders nach dem Schwarzathal versprochen, und ich sollte von der Partie sein. Ich lehnte standhaft ab, um zu arbeiten. Die wackre Dame fand das ganz rechtschaffen, sah mir aber mit etwas humoristischem Ausdruck ins Gesicht. Thümmel war durch Berufsgeschäfte verhindert, Frau Mathilde aber bereitete sich zur Fahrt. Als am andern Morgen die Stunde herannahte, ballte ich die Fäuste gegen meine Bücherhaufen, schnürte hastig mein Bündel, und eilte nach dem Bahnhofe. Das Gelächter aber war groß, als der Zug in Weißenfels hielt, die Gesellschaft einstig, und mich, zur Reise gerüstet, nun dennoch darin vorfand. Bis Kösen ging es auf der Eisenbahn. Dort wurde ein Wägelchen genommen, welches neben, hinter oder vor den Wanderern herfahrend, nur für das Gepäck oder gelegentliche Ermüdung dienen sollte. Wir waren neun Personen, die Mama mit drei Töchtern und drei Söhnen, dazu außer mir noch ein Student, welcher unterwegs zum Anschluß erwartet wurde, so viel ich mich erinnere, ein Vetter der Familie. Fröhlich wanderte die

Gesellschaft über die Rudelsburg, Kamburg, Dornburg, nach Jena, wo wir uns im Gasthof zur Sonne einquartierten. Ich konnte in Jena nicht unterlassen, anzufragen, ob Prutz von seinem Ausflug zurückgekehrt sei, fand ihn und wurde freundlich von ihm empfangen. Als ich nach einer Stunde zurückkehrte, traten mir die jungen Damen mit einem Wunsch entgegen, der mich verlegen machte. Die beiden Studenten hatten bereits dagegen gesprochen, mich hoffte man gefügiger zu finden. Es handelte sich um nichts Geringes. Bei einem Gange durch die Straßen, hatten die Damen aus dem sogenannten Burgkeller Gesang gehört, und brannten darauf, einmal ein „Stückchen Kommers“ mit anzusehen. Ich sollte sie hinführen. Es war Samstag, die Burschenschaft hielt ihren üblichen „Kneipabend“, und durfte sich nach dem Herkommen für diesen Abend im Alleinrecht über den Saal wissen. Die Damen aber, welche nicht begreifen konnten, was dabei zu befahren sei, baten gar zu sehr, und so gab ich nach, den Zug hinzuführen. Und doch war es ein mißliches Unternehmen, bei welchem ich eigentlich für Unannehmlichkeiten nicht einstehen konnte. Wir betraten den Saal, und ich ging auf den Vorsitzenden zu, mit der Bitte, unsre Gegenwart für einige Minuten zu gestatten, indem ich den Wunsch der Damen betonte, das akademische Schauspiel einmal zu betrachten. Er sah mich verwundert an, und auch den Uebrigen erschien der Besuch gar befremdlich. Denn meine Gesellschaft war bereits hinter mir drein in den Saal geschlüpft, voran die Knaben, dann die jungen Damen, die Mama, Alfred und der Vetter, und saßen in einer Ecke gruppiert beisammen. Der Vorsitzende nahm die Sache, wie sie war, und ließ sofort ein Lied anstimmen. Nachdem dieses beendet war, stellte sich eine gewisse Stille ein, unterbrochen von Gemurmel und schlecht verhaltenem Lachen, und ich merkte daß sich Ungeduld an der Tafel geltend machte. Ich

dankte dem Vorsitzenden, winkte den Damen, daß es Zeit sei, den Saal zu verlassen, und so bewegte sich unser Zug wieder hinaus. Ich war heilfroh, als ich meine arglosen Abenteuerinnen wieder auf der Straße hatte, und ließ mich getrost schelten, die Sitzung so bald abgebrochen zu haben. Ich erhielt den Namen „der Tyrann", und sogar ein Fürstentum Kuhschnappel wurde mir für meine Tyrannis zugelegt. Wer die Welt Jean Pauls einigermaßen kennt, wird auch wissen, wo das Fürstentum Kuhschnappel zu finden ist.

Am andern Morgen, noch im Nebel, wurde ausgerückt, und in Lichtenhain der Geburtstag der jüngsten Tochter der Familie gefeiert. Die Sonne brach durch, und begünstigte alle Thorheiten, welche wir uns zu dieser Feier ausgedacht hatten. Dann ging es über Kahla, Rudolstadt, dem Eingang in das Schwarzathal zu. Hier öffnete uns das bekannte Wirtshaus, „Der Chrysopras" seinen Hafen. Die köstliche grüne Waldschlucht, durch welche die Schwarza sich windet, einen Weg welchen ich im Jahre zuvor mit Aubert zuerst gemacht hatte, begrüßte ich mit neuer Freude. Der Abend kam, der Mond trat aus den Wolken, und wir vollendeten unter fröhlichem Gesang unsern Weg nach dem einsamen Schwarzburg. Damals befand sich, außer dem Schlosse, welches sich aus der waldigen Thalrunde erhebt, kein andres Gebäude dort, als das Wirtshaus. Man wurde von einer tiefen, wonnigen Stille empfangen. Am andern Morgen sahen wir auf den tiefliegenden Wiesen Hirsche und Rehe grasen, halb vom Frühnebel umschleiert, bis die Sonne uns zu weiterer Wanderung leuchtete. Als letztes Ziel lockte uns die Klosterruine Paulinzelle, wo zwischen freistehenden Pfeilern und Bogen gerastet und die Wanderkost nicht verschmäht wurde. Diese Tage waren voll der harmlosesten Freuden, Blumensträußer und Lieder begleiteten die Schaar von Morgen bis Abend. Wie berauscht von Uebermut kamen wir nach

fünf Tagen in Weißenfels wieder an. Es war damals eine liederreiche Zeit für mich, und wenn ich die Erinnerung an unsern Ausflug ebenfalls in einer Reihe von Liedern festhielt, so war das damals meinem Kreise zwar willkommen, aber der Kritik gegenüber hatte ich später zu bereuen, daß ich der Oeffentlichkeit preisgab, was nur der Gelegenheit und Geselligkeit angehörte.

Nach diesen glücklichen Zerstreuungen gab ich mich endlich mit Ernst an meine Arbeit, und wußte allen Einladungen nach Weißenfels oder auf das Land zu widerstehen. Das Thema, welches ich mir gewählt, über die Entwickelung des Dramas in Deutschland, machte mir wenig Schwierigkeiten, und ich wurde früher fertig, als ich vermutet hatte. Mein Latein wußte ich freilich nicht eben ciceronianisch, daher war mir die Beihülfe Freund Försters, dessen Latinität für glänzend galt, sehr willkommen. Ich hoffte demnächst, etwa im December, promovieren zu können, aber leider wurde der Akt bis weit in das Frühjahr hinausgeschoben. Denn da ich einen litterarhistorischen Stoff gewählt hatte, so entstand die Verlegenheit, wer in der philosophischen Fakultät meine Arbeit beurteilen sollte. Prutz blieb außer Frage, da er nicht ordentlicher Professor war. Ulrici, der wohl über litterarische Themata las, weigerte sich, da er als Vertreter der Philosophie keine Verpflichtung dazu habe. Leo, als Historiker, wies die Zumutung mit Entrüstung von sich. Andere lehnten ihre Befugniß aus andern Gründen ab. Mit diesen Verhandlungen vergingen Monate, während die Arbeit immer wieder in die Hände des Dekans zurück kam. Endlich gab Leo „aus Gnade und Barmherzigkeit“ nach, und ich wußte, daß sie damit an einen nicht eben wohlwollenden Mann gekommen war. Denn ich war ein Schüler von Prutz, den er als Liberalen auf's bitterste haßte. Unter diesen Mißhelligkeiten, bei welchen ich selbst den Boten zu machen hatte,

vom Dekan zu den Professoren, und wobei ich erfuhr, wie die Herren einander unter sich allerlei Trumpfe auszuspielen suchten, lernte ich manches über die schöne kollegialische Einigkeit, in welcher man lebte. Und als meine Arbeit endlich bei Leo untergebracht war, wurde es noch bunter, da ich mir die Examinatoren zu meiner mündlichen Prüfung erst zusammen zu betteln hatte. Der Eine rief mir zu: „Seit zwanzig Jahren sitze ich hier als außerordentlicher Professor! Man mache mich zum ordentlichen, und ich will die Sache übernehmen!" Der Andre sagte: „Wenn der Herr Dekan mich noch zuerst aufgefordert hätte! Da er sich meiner aber erst erinnert, nachdem Herr Professor So und So abgelehnt hat, werde ich mich nicht zum Lückenbüßer hergeben". Diese unerwarteten Schwierigkeiten regten mich vielfach auf, und obgleich sich die Freunde über die Darstellungen, welche ich ihnen von diesen Possen machte, sehr belustigt zeigten, wurde meine Geduld doch auf eine harte Probe gestellt.

Unfreiwillig hatte ich aber dadurch einen ganzen Winter Zeit erlangt, mich poetischer Thätigkeit hinzugeben, soweit die Stimmung zwischen allen diesen Unannehmlichkeiten es zuließ. Mein „Rhein-Wein- und Wandermärchen" war in letzter Fassung nach Stuttgart abgegangen. Da fand ich eines Tages das Manuskript des schon in Frankfurt angefangenen Romans, welches ich eigentlich als überwunden bei Seite gelegt hatte. Einiges darin erschien mir beim Lesen noch brauchbar. Die Freunde ertappten mich dabei, und mir war es denn recht, ihnen davon vorzulesen, was bereits ausgeführt war. Ihr Beifall überraschte mich, und noch mehr ihr Dringen, nicht viel daran zu ändern, sondern die Geschichte zu Ende zu schreiben und drucken zu lassen. So trat mir die Arbeit wieder näher. Aber zu ändern gab es dennoch, und bald immer mehr, da ich die Geschichte in die Rheingegend verlegte, und die Naturschilderungen immer verlockender

wurden. Ja, es wurde nun noch hinein gestopft und geflickt, was noch hinein wollte, immer in der Ueberzeugung, daß das Neue dem Aelteren nur zum Vorteil gereichen könne. Und da es mir mit dem Gedichte vom Waldmeister gelungen, aus Bruchstücken ein Ganzes zu machen, so wiegte ich mich in der sichren Hoffnung, mich mit diesem Werke besser darzustellen, als mit dem Studentengedichte. Solche Täuschungen bereitet man sich in der Jugend nicht selten. Heut habe ich zu diesem „Orion" alle Fühlung verloren, ja er ist diejenige meiner Jugendarbeiten, gegen welche mir nur ein Widerwille geblieben ist, als gegen Etwas, das man ernsthaft zu bereuen hat. Die Arbeit ist ein Durcheinander von bald Jean Pauls, bald Hoffmanns Manier, dazu kommt etwas „schwarzwälder Dorfgeschichte", Sentimentalität und eine Art von Komik, die sich in der Uebertreibung des Unbedeutenden gefällt. Die Charakteristik wird zur Unnatur, und was als Natur erscheinen soll, zu nichts Besserem. Das Gemisch von Unreife und nicht zu läugnender, sogar etwas vordringlicher Frühreife hat ein sehr unbehagliches Machwerk zustande gebracht. Aber so strenge dachten diejenigen, welche die Arbeit zuerst kennen lernten, und auch andere, besonders jüngere, Zeitgenossen, über dieselbe doch nicht. Ich schickte sie an einen jungen Verleger (Schlottmann) in Bremen, der damals durch seinen Unternehmungseifer von sich reden machte. Nicht vierzehn Tage waren vergangen, als er mich benachrichtigte, daß er den „Orion" verlegen wolle. Das Honorar von hundert Thalern, welches er mir bot, erschien mir als eine enorme Summe, um so überraschender, als mir für die erste Auflage des Waldmeister ein Honorar gar nicht zugestanden worden war. Nun ging es gleich an das Drucken, und in der zweiten Hälfte des Winters wechselten bei mir die Korrekturbogen von Stuttgart und Bremen.

Vorher schon war der Gruppesche Musenalmanach

auf das Jahr 1851 erschienen, für welchen Paul Heyse Gedichte von mir verlangt hatte. Wir Jüngeren kamen bei der Kritik schlecht weg gegen die „großen Propheten“: Simrock, Maßmann, Kopisch, Kugler, Geibel, gemäß der üblichen Regel, daß man die jungen Leute nicht „aufkommen“ lassen dürfe. In diesem Almanach fanden sich auch Lieder von Oscar von Redwitz, der durch seine Dichtung „Amaranth“ sich damals für viele Kreise zum glänzendsten Gestirn der neuen Poesie gemacht hatte. Das frömmelnd weichliche, räucherduftig gottselige Wesen seiner Manier traf günstig in die Stimmung der herrschenden politisch-kirchlichen Reaktion. Mir und meinen Freunden aber war diese Manier ganz unausstehlich. Die lyrische Begabung, den Glanz seiner Darstellung ließen wir gelten, der herausfordernde Ton aber rief uns zur Gegenwehr. Das halb Kindische, halb Brutale in der Charakterzeichnung seines Helden, das hochfahrend Tyrannische seiner Rechtgläubigkeit forderte unsren Spott heraus, und der edle Ritter, der denn genug Seiten bietet, seine Hoheit in's Lächerliche zu ziehen, war häufig ein Gegenstand unsrer Belustigung. Damit verstießen wir aber sehr gegen die auch in Halle ziemlich verbreitete Richtung. Denn die protestantische „Muckerei“, wie man die Orthodoxie damals nannte, sah in einer katholischen Tendenzdichtung etwas ihr Verwandtes, und so wurde diese „Amaranth“ auch in der Saalestadt gepriesen und bewundert. Sogar meine Freundinnen in Weißenfels waren von diesem Moschusduft etwas benommen, zumal sie sich auch zu einigen der alten Romantiker, besonders zu Novalis hingezogen fühlten. Von der Amaranth wurden sie zwar bald abgebracht und konnten mit mir darüber lachen, aber von der „blauen Blume“ der Novalisschen Dichtung mochten sie sich nicht trennen. Mir war er innerlich fremd, ebenso fremd wie Brentano, dessen Geschichten von „Gockel Hinkel und Gackeleia“ bei den Damen

noch beliebt waren. Dagegen fanden wir uns einig in der Freude an Eichendorfs Gedichten und an seinem liebenswürdigen „Taugenichts“. Auch vereinigten wir uns in dem Beifall, den die Dichtungen von Max Waldau fanden. Vorwiegend war es der Roman „Aus der Junkerwelt“ der uns damals fesselte, wenngleich das verschwenderische Uebermaß seiner Schilderungen zuweilen übersättigte.

Solche Gespräche, welche sich häufig an Vorlesungen knüpften, wurden nicht selten in meiner Wohnung geführt. Denn auch die Damen verschmähten es nicht, meine Laterne durch ihre Gegenwart zu erhellen. Bei der Nähe von Weißenfels gab es immer Besuche von dort in Halle, und eine oder die andre Schwester fand sich auf eine Weile bei Thümmels ein. Auch die Mama Gräfe, deren jüngere Söhne auf dem Pädagogium in Halle erzogen wurden, erschien nicht selten, und unter ihrem Vorsitz gingen bei mir kleine Familienpicknicks in Scene. Dann war es so beengt in der Laterne, daß wer einmal saß, nicht daran denken durfte, den Platz zu verlassen. Aber das erhöhte den Humor dieses geistig belebten und dabei harmlos anspruchslosen Kreises. Das Klavier aus Weißenfels stand jetzt bei mir, wurde hier als alter Hausfreund wieder begrüßt, und der neuen Lebensstellung, in welche es wieder Erwarten getreten, ward gebührend Rechnung getragen. Auf diesem Klavier trommelte ich mir Begleitungen zurecht zu allen möglichen Volksliedern, auch italienischen und französischen, die ich mir zu verschaffen wußte, selbst zu Gebirgsjodlern und musikalischem Unsinn aller Art, womit ich bald aufwarten konnte. — Bei mir auch war es, wo Julius Grosse seine Tragödie „Graf Mansfeld“ zuerst vorlas, ein Werk noch ganz durchwuchert von der ungestümen Freigebigkeit seiner Jugend, aber voll von glänzenden und genialen Zügen. Kurz vorher war sein „Rienzi“ bereits gedruckt erschienen. Damit hatte Grosse

sich, als Student, noch in den ersten Semestern, schnell bekannt gemacht.

Der Winter verging. Anfang April erschien mein Roman „Orion“, und in der Mitte des Monats erhielt ich die beiden ersten Exemplare von „Waldmeisters Brautfahrt“. Das eine schickte ich meiner Mutter, das andre überreichte ich Frau Mathilde Thümmel, deren Namen ich auf das Widmungsblatt gesetzt hatte. Sie und Freund Thümmel, die ganze befreundete Familie, hatte so viel Anteil daran genommen, hatte eigentlich die letzte Veranlassung gegeben mich doch noch damit heraus zu wagen, daß es mir ein herzliches Bedürfniß war, von meiner Dankbarkeit und Freundschaft Zeugniß abzulegen.

Während nun die Freunde alle dem Eindruck meiner beiden ersten Gaben fröhlich die Gemüter öffneten, und in den Kreisen der Universität auch etwas davon ruchbar wurde, sollte ich manches Unangenehme erfahren. Bei Gelehrten tritt man meist in ein übles Licht, wenn man in den Verdacht gerät, Novellen und Verse zu schreiben, und erst gar, wenn man dergleichen Allotria vor dem Examen gedruckt erscheinen läßt. Meine Schuld war es nicht, daß diese Ueberraschungen nicht nach der Prüfung kamen. Professor Leo war es vorzüglich, der sich gegen Andre in der schroffsten Weise gegen eine solche „Unverschämtheit“ aussprach. Ja, wär es noch eine gelehrte Arbeit gewesen, wenn auch mangelhaft! Aber Gedichte! Es wäre ja vorauszusehen, so sagte er, daß dieser Mensch in einigen Jahren irgend ein belletristisches Blättchen, wer weiß, wohl gar eine liberale politische Zeitung redigieren werde! So ein Mensch dürfte eigentlich zur Promotion gar nicht zugelassen werden. — All dergleichen wurde mir getreulich hinterbracht, und regte mich nun erst recht an, auf die Beschleunigung des Aktes zu dringen. Der Dekan der philosophischen Fakultät, Professor Schweigger,

war ein sehr alter Herr, dabei Sonderling, vielredend und verzweifelt umständlich, aber mir wohlgewogen. Ich mußte nochmals umherlaufen und mir die Examinatoren für das „Mündliche" auf einen nun bestimmten Tag einladen, bis ich denn endlich am 27. Mai mit einer Gruppe sehr bejahrter Herren (unter ihnen mein höchst verehrter Professor Blanc) an dem rigorosen grünen Tische saß. Dem malitiösen Tone, welchen Professor Leo von vorn herein anstimmte, der jedoch von einigen der übrigen Herren sichtlich mißbilligt wurde, mußte ich alle Ruhe entgegen zu setzen suchen, und so ging die ernsthafte Posse in ein paar Stunden vorüber. Die Klingel wurde gerührt, der Pedell erschien mit einem Präsentierbrett voll Gläsern schäumenden Bieres, von welchem ich aber nichts ab bekam — obgleich ich es doch hatte bezahlen müssen. Ich wurde auf einige Minuten entlassen, und als man mich nach kurzer Beratung zurück berufen ließ, erteilte mir der Dekan mit einem Handschlag die akademische Doktor- und Magisterwürde. Auf dem Heimwege nach meiner Wohnung war mir zu Mute, als wär ich an einem ziemlich abgeschmackten Vorgange beteiligt gewesen, und die langen Umständlichkeiten, welche man mir vorher bereitet hatte, kamen mir nun erst recht wunderlich vor.

Ich hatte den Freunden den Tag dieser akademischen Thathandlung verschwiegen, und konnte sie nun mit dem Erfolge und der Schilderung der Feierlichkeit überraschen. Prutz gestand mir, daß alle die Schwierigkeiten eigentlich auf ihn selbst gemünzt gewesen wären. „Den Sack schlug man, den Esel meinte man", so sagte er. Denn da er als Poet und Liberaler bei den konservativen Kollegen mißliebig, mein Zusammenhang mit ihm aber bekannt war, so hätten Einige mich gern entgelten lassen, was sie gegen ihn auf dem Herzen hatten.

Während ich mich in den nächsten Tagen zu einem Be-

such bei meiner Familie rüstete, erschien im „Deutschen Museum“ eine von Prutz verfaßte Anzeige von „Waldmeisters Brautfahrt“, im wärmsten Tone der Anerkennung geschrieben. Daß selbst er so viel Rühmens davon machen konnte, überraschte mich. Um so befremdlicher war es mir, seit fast sechs Wochen von meinen Eltern noch kein Wort darüber empfangen zu haben. Ich hatte das Büchlein meiner Mutter geschickt, es mußte zu ihrem Geburtstage zurecht gekommen sein. Briefe waren inzwischen hin und her gegangen, aber darin meiner Sendung auch nicht einmal Erwähnung gethan. Meine Mutter erklärte mir später selbst den Grund. Sie war bei Empfang des Buches so erschrocken, daß sie es ungelesen in den Nähtisch verschloß, und Wochen lang darin verborgen hielt, so daß weder der Vater noch die Geschwister davon erfuhren. Denn die alten Vorurteile und Einflüsse von Frankfurt her waren ihr beim Anblick des Buches wieder mächtiger geworden, wonach die Dichterei nur ein Unglück sein konnte, da ja doch nichts Gescheites dabei heraus käme. Andrerseits fürchtete sie sich vor der Möglichkeit, das Buch könnte schlecht sein, ihr Sohn in der Gesellschaft darum ausgelacht werden, und was nicht Alles! Diese Schwäche gestand sie mir später selbst ein, mit der Versicherung, daß sie es heimlich doch gelesen, und für sich allein davon befriedigt gewesen sei. In jenen Tagen aber erfuhr mein Vater auf dem Gericht von einem Kollegen, daß sein Sohn eine Dichtung veröffentlicht habe, von welcher bereits in einigen Blättern Anerkennendes zu lesen sei. Er kam mit der Nachricht zu meiner Mutter, und diese zog mit einem Seufzer das Büchlein aus dem Nähtische, die Unterschlagung eingestehend. Er wurde ärgerlich, daß sie es ihm so lange vorenthalten, machte sich aber sogleich an das Lesen. Mit den Worten: „Ich bin wie betrunken davon!“ brachte er es ihr Abends zurück. Er war von dieser Stunde an mit meinem

künstlerischen Schaffen einverstanden, und eigentlich mehr als meine Mutter, die sich, trotz alles Geistreichtums und aller Anregungsfähigkeit, doch niemals von dem Vorurteil trennen konnte, daß meine Lebensaufgabe eine verfehlte sei.

Im Juni reiste ich nach Bromberg. Der Vater zeigte sich sehr befriedigt. Die Doktorwürde seines Sohnes, die beiden Bücher, rasch aufeinander folgende günstige Anzeigen derselben (sogar des Orion!) stimmten ihn fröhlich. Bald geschah auch noch etwas ganz Ungewöhnliches. In der Bibliothèque universelle de Génève erschien eine eingehende Besprechung des Waldmeister, mit der noch ein Hauptschlag ausgeführt werden konnte. Sie wurde, nebst dem Büchlein an den Großvater nach Frankfurt geschickt. Der würdige Patriarch hat zwar das Gedicht selbst nie angesehen, aber über ein Buch seines Enkels so viel umständlichen Lobes in französischer Sprache zu lesen, machte ihm doch Spaß, und er wird sein Käppchen mit lachendem Gesicht oft hin und hergeschoben haben, wie er pflegte, wenn ihm eine elegante französische Wendung besonders behagte. —

Nach einigen im Familienkreise froh verlebten Wochen kehrte ich nach Halle zurück. Ich hoffte, mich zum Privatdocenten vorzubereiten, freilich nicht an der Universität der Saalestadt, in diesem Sommer aber noch einiges Poetische zu vollenden.

Neunzehntes Kapitel.

Es folgte nun eine sehr schöne, innerlich reiche, und, trotz mancher Stürme, bildende und beglückende Zeit für mich. Durch meine Fenster sah ich dieselben Bäume nun schon zum drittenmal im Sommerschmuck. Sie waren gewachsen, und auch ich fühlte Gemüt und Kraft zu neuem

Wachstum gediehen. Zugleich durfte ich die erste Süßigkeit des Berühmtwerdens durchkosten, wiewohl mir in Halle nur ein bescheidenes Maß davon zu Teil ward. Denn eine Universitätsstadt mit herrschender akademischer Gesellschaft ist nicht der Ort, einen jungen Poeten Mode werden zu lassen. Ein junger Gelehrter, der danach strebt, wird es eher dahin bringen. Da ich aber gar nicht den Ehrgeiz hatte, mich geltend zu machen, ließ ich den Kreis der Professoren ganz bei Seite, und befand mich befriedigt in einem engeren Verkehr, dessen Mittelpunkt das Thümmelsche Haus bildete. Daß aber außerhalb der Universität mein Gedicht in größeren Kreisen durch die Welt zog, konnte mir nicht verborgen bleiben. Schon die drei Auflagen, welche im Laufe des Sommers einander folgten, belehrten mich darüber, aber es belehrten mich auch Briefe von Verlegern und litterarischen Unternehmern, daß ich im Umsehn ein Gegenstand der Spekulation geworden. Da wünschten Buchhändler ich möchte ihnen „auch so etwas“ oder „etwas Aehnliches“ wie Waldmeisters Brautfahrt dichten — zwar wären ihre Mittel nur beschränkt, und ich müßte überdies bedenken — ich weiß nicht mehr was. Andern sollte ich einen Almanach von Gedichten lebender Poeten zusammenstellen; sie wären zwar noch junge Anfänger, und sie könnten für den Augenblick nicht eben viel — und so weiter. Und dann ging die Jagd der illustrierten Albums in Scene, welche etwas zu Bildern verlangten, kurz, alle wollten etwas geschenkt haben, denn die Kosten wären bedeutend, und ich würde ja wohl einsehen — bald den schönen Zweck, bald etwas Andres, wodurch wir uns belustigt fühlten. —

Die Arbeit welche ich mir für den Sommer zurecht gelegt hatte, war der „Gevatter Tod“. Eigentlich fing ich das Gedicht noch einmal von vorn an, und es gelang mir, es ein gut Stück vorwärts zu bringen. Was mich doch

wieder darin unterbrach oder mir die Stimmung dafür raubte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich brach ab, und, um ein für allemal mit dem Stoffe abzuschließen, machte ich eine Ballade daraus, oder vielmehr ein erzählendes Gedicht von nicht einem Dutzend Strophen. So glaubte ich mit dem Gevatter Tod fertig zu sein, und für eine Zeitlang war das wirklich der Fall. Das Gedicht ist mir abhanden gekommen. Zwar erinnere ich mich, es später sogar éinmal abgedruckt gefunden zu haben, weiß aber nicht mehr wo, noch könnte ich es aus dem Gedächtniß wiederherstellen. Die Ausarbeitungen und Bruchstücke der ersten dramatischen Fassung blieben mir aber übrig, und brachten mir nach vielen Jahren den Stoff doch wieder näher.

In dieser Zeit fiel mir ein englisches Buch in die Hände, eine Gesammtausgabe der erzählenden Dichtungen von Walter Scott. Diese historisch-romantische Welt — The lady of the lake, Marmion, The lord of the isles, Rokeby, Harold — mit ihrem Glanz der Schilderungen, ihrem Liederklang und bunten Leben, nahm mich eine Zeitlang ganz und gar ein. Eine meiner angefangenen Arbeiten, noch aus der Frankfurter Zeit, welche zuerst dramatisch gefaßt worden war, gestaltete sich nun mit einemmal zu epischer Form. Es war die Jugendgeschichte Kaiser Heinrichs des Ersten, mit der ich das Märchen von der schönen Harznixe Prinzessin Ilse verflochten hatte. Das Gedicht wurde in einigen Monaten beinahe vollendet, erschien aber erst später, unter dem Titel „Herr Heinrich“ in der Oeffentlichkeit. Den Abschluß verhinderte damals ein andrer Stoff, der sich fürs Erste in den Vordergrund stellte. Bei den Vorbereitungen zu einer Reise nach der Schweiz, die ich mit Thümmels plante, war mir der Heldenkampf der Eidgenossen bei St. Jakob großartig und fesselnd erschienen. Es gab damals noch keinen „Bädeker“ als Reiseführer, und wer sich über Historisches

unterrichten wollte, mußte sich in Zschockes Schweizergeschichten oder in Johannes von Müllers Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft Rat holen. Durch diese Werke war ich bald für mein Thema bestens vorbereitet. Die ganze Reise trat mir jetzt unter einem neuen Gesichtspunkt auf, denn der Grundriß zu meinem Gedicht war bereits fertig. Ich hatte mir das Reisegeld selbst verdient und erspart, was mich um so vergnügter stimmte, und so stellten wir unsern Plan fest, und machten unsre kleinen Vorbereitungen in der besten Laune.

Anfang August fuhren wir von Halle ab, Thümmel, Frau Mathilde, ein juristischer Kollege Thümmels als Dritter, und ich. Als fünften erwarteten wir Alfred Gräfe zum Anschluß in Heidelberg. Dort sollte unser erster Aufenthalt sein. Auch mein Bruder hatte seit Ostern die Universität in der Neckarstadt bezogen, dazu noch zwei junge Vettern, die Brüder Nötel. So begrüßte uns bei unsrer Ankunft ein vierfacher Studentenjubel, der uns die beiden Tage, die wir in Heidelberg verweilten, auch gesellt blieb. Viele Erinnerungen wurden erneuert, manche Stätte wieder aufgesucht, die ich in der Hast einst hatte verlassen müssen, und im Zuge wanderten wir nach Handschuchsheim. Die Felix war immer dieselbe, munter, unbefangen, zuthulich, und schritt mit Frau Mathilde schon Arm in Arm durch den Garten. — In der Schloßruine fand ich bereits einige Sicherungsmaßregeln gegen das freie Umherklettern. Mir machte es Spaß, sagen zu können: Da oben in den Fenstern des Otto-Heinrichsbaues, wo jetzt keiner mehr allein hinauf darf, habe ich oft gesessen, und sogar Verse gemacht! Diese ganze Gegend am Neckar war mir so lieb, daß ich beschloß, auf der Rückreise einen längeren Aufenthalt hier zu nehmen.

Eine Reise nach der Schweiz wird heutzutage von vielen Tausenden gemacht, und so denke ich nicht daran, Allbekanntes hier ausführlich zu schildern, wie neu und ergreifend mir jene

ersten Eindrücke der Alpen auch sein mochten. Ueberdies habe ich einige dieser Gegenden mit den Jahren wiedergesehn. Nur den allgemeinsten Umriß will ich, an der Hand meines Tagebuchs, geben, Persönliches erzählen, und dasjenige anführen, wodurch sich unsre Fahrt unterschied von dem Reisen des heutigen bequemeren Geschlechts. Denn manchen Genuß mußte man sich noch hart erkämpfen, ohne am Ziel diejenigen Bequemlichkeiten zu finden, welche die neue Generation bereits als ihr Recht beansprucht. — Wir fuhren von Heidelberg nach Freiburg i. B., wo wir das Münster betrachteten, und ich vom „Schweizer" hinausgewiesen wurde, da ich, mit dem Ränzel auf dem Rücken, mich zu nahe an den Hochaltar gewagt hatte, wo die Messe begonnen hatte. — Von Basel aus schritten wir gleich tapfer zu Fuß, über das Schlachtfeld von St. Jakob, der französischen Schweiz entgegen. Wir wanderten durch das Felsenthal, die Gorge de Moutières, über Péry nach Neuschatel, fuhren auf dem See nach Iverdun, und wendeten uns dem Genfer See zu. Lausanne, Vevey, Montreux, Chillon, herrliche Gestade, wurden besucht, und Kahnfahrten auf der blauen Flut wollten uns länger fesseln, als der Reiseplan es gestattete. Dann ging es über Freiburg, Bern, dem Thuner See, nach Interlaken. Hier, im Hotel zur Jungfrau hatte Paul Heyse, wie er geschrieben, mit seinen Eltern Wohnung genommen, sehr beschäftigt mit einer poetischen Arbeit. Wir kehrten für ein paar Stunden ebenfalls dort ein, ich suchte ihn auf, und holte ihn zu meinen Reisegefährten. Wir saßen unter den Nußbäumen vor der Thür, den Blick auf die Schneegipfel der Jungfrau gerichtet. Ich ging auf einen Augenblick in den Saal, um irgend etwas aus meinem Ränzel zu holen. Da saß am Fortepiano eine Dame, und begleitete sich eins der bekanntesten Duette von Mendelssohn, dessen Oberstimme sie halblaut allein sang. Während ich an meinem

Ränzel kramte, fing ich unwillkürlich an die zweite Stimme dazu zu summen. Die Dame sah sich um, und ohne sich zu unterbrechen, gab sie mir ein Zeichen, näher zu treten. Jetzt erhoben wir unsern Zwiegesang lauter, und sangen das ganze Lied durch. Als wir geendet hatten, erhob sich starkes Händeklatschen hinter uns. Meine Reisegefährten und Heyse waren eingetreten, denn Thümmel hatte meine Stimme erkannt, ganz erstaunt über die Bekanntschaft, die ich bereits angeknüpft. Die Sängerin aber verneigte sich flüchtig gegen mich und verließ mit Anstand den Saal. Wir hatten kein Wort gewechselt, und ich habe nie erfahren, wer die Dame gewesen, mit der ich gesungen: „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich all in ein einzig Wort!"

Wir mußten uns von Interlaken nur zu schnell trennen, denn wir waren Fußreißende, und wollten Abends im Lauterbrunner Thal sein. Auf der Vengernalp, die wir im Regen erstiegen, belohnte alle Alpenherrlichkeit unsre Mühen. Sonnenschein, blauer Himmel, und hineinragend die Riesengipfel von Schnee und Eis — Jungfrau, Eiger und Mönch in strahlender Glorie! Wir standen überwältigt und verstummend vor der Großheit dieses Gebildes. — Ueber die Scheidek zogen wir darauf nach Grindelwald, unter neuem, unaufhörlichem Regen. Obgleich bis auf die Haut durchnäßt, betraten wir doch die grünen Höhlen des Gletschers, und machten uns an die Ersteigung des Faulhorns. Je höher wir gelangten, desto mehr wurde der Regen zum Schnee und in bald fußhohem Schnee mußten wir die letzte halbe Stunde klimmen und waten. Dazu fast undurchdringlicher Nebel, nichts zu sehen als Schnee und Schneefall auf kahlen Höhen. Da stieß unser Führer einen Jauchzer aus, der aus der Ferne mehrfach beantwortet wurde. Durch den Nebel kamen uns Gestalten entgegen, die uns bewillkommneten. Es waren französische Künstler, auch unter ihnen eine Dame, die schon

seit zwei Tagen in dem Häuschen auf dem Gipfel eingeschneit saßen, und sich freuten, wieder Menschen zu erblicken. Eine betende weibliche Figur aus Schnee, auf hohem Sockel, zeigte die Beschäftigung, mit welcher die Künstler ihre Zeit ausgefüllt hatten. Das Fremdenhaus auf dem Faulhorn war nicht viel mehr als eine Sennhütte, mit breitem, von Steinen beschwertem Dache, das fast bis auf den Boden herab reichte. Kost und Nachtquartier demgemäß sehr einfach, und für anspruchsvollere Reisende nicht eingerichtet. Wir aber begrüßten den warmen Ofen mit Freude, und bis spät Abends wechselten französische und deutsche Lieder. Gleichwohl war es eine furchtbare Nacht, der Sturm rüttelte an unsrer Hütte, als sollten wir von dem Schneegipfel hinunter gefegt werden. Dafür aber hatten wir Morgens einen Sonnenaufgang ohne Gleichen über dem Gebirge. Und auch wir in unsrem Aufzuge waren sehenswert. Dann um sich gegen die Kälte zu schützen, hatte jeder um sich gegriffen, und mit Decken, Betten, Säcken bekleidet, mußten wir uns bekennen, daß wir dem Morgen eine Maskerade eigner Art darboten. Die Franzosen besonders waren außer sich vor Vergnügen und Lachen, und zogen schnell ihre Skizzenbücher hervor, um einige Karikaturen festzuhalten. Darauf, in aller Frühe, noch durch tiefen Schnee, über kahle Bergrücken, zog die ganze Gesellschaft weiter. Ungeheuer lag das Wetterhorn vor uns, gewaltig die Engelhörner und das Wellhorn. Bei Rosenlaui bestiegen wir den Gletscher in schönstem Sonnenschein, und wendeten uns, an den Reichenbachfällen vorüber, nach Mayringen. Von da ging es hinauf nach dem Grimsel-Hospiz und dem Totensee. Herrlich war die Wanderung an der Maienwand, mit ihrer Fülle von Alpenblumen. Ueber den Rhonegletscher stiegen wir nach dem Furka-Paß. Auch hier befand sich nur erst eine einfache Hütte für Vorüberziehende. Ueber Realp und Hospenthal kamen wir durch das Felsenthor, Urner

Loch genannt, in die Felseneinsamkeit des Reußthals, an den Vierwaldstädter See. Luzern wurde besucht, der Rigi erstiegen, wo wir bald in Wolken spazierten, bald im Sonnenschein gingen. Damit hatten wir unsere letzte Bergfahrt gethan. Wir besuchten noch Zürich, Schaffhausen, den Rheinfall, und über Stuttgart gelangten wir nach Heilbronn. Von hier aus brachte uns das Dampfschifflein auf dem Neckar nach Heidelberg zurück. Wir hatten drei Wochen auf diese Reise verwendet, und waren voll von schönen Eindrücken, aber unsre Kleidung war bei den Wanderungen durch alle Wetter in üblen Zustand geraten. Meine halleschen Gefährten beeilten daher ihre Heimkehr, während ich noch für einige Zeit in Heidelberg blieb.

Ich hatte noch einen besonderen Zweck dabei. Mein Reisegeld begann auf die Neige zu gehen, und da es mir unstatthaft däuchte, mich an meinen Vater zu wenden, beschloß ich den Versuch zu machen, mir schnell etwas zu verdienen. Ein älterer Stoff war mir plötzlich wieder aufgetaucht und schien mir reif für die Bearbeitung. Ich bezog eine Studentenstube über dem Neckar, in der sogenannten „Hecklerei“ — jetzt in den Ferien konnte ich diese sonst vielgesuchte, mit der Aussicht auf das Schloß leicht haben — und richtete mich zur Arbeit ein. In demselben Zimmer, so erzählte mir Gräfe, hatte bis vor einigen Wochen ein poetischer Studiosus gewohnt, und ein erzählendes Gedicht „Dornröschen“ geschrieben. Später sollte mir der Dichter unter dem Namen Julius Rodenberg auch bekannt werden und freundschaftlich näher treten. Ich fing also hier auch ein Gedicht an, und in Zeit von acht Tagen war es beendet. Ich nannte es „Sturmvogel“. Wie ich zu diesem Stoffe hier am Neckar die Stimmung fand, ist mir heut kaum erklärlich. Aus den Alpen kam ich, hatte eigentlich die heroischen Kämpfe meiner Leute von St. Jakob im Kopfe, und schrieb ein schauerliches Seestück voll Sturmnacht,

Herzenstrübsal, und mit einem schließlichen Zugrundegehen aller auftretenden Personen! Aber was gefällt uns nicht Alles in der Jugend! Ich schickte mein Manuskript an die Cottasche Buchhandlung, indem ich es ihr für das „Morgenblatt" anbot, und ganz aufrichtig hinzufügte, daß mir das Reisegeld ausgegangen, und meine Rückkehr nach Halle von einer baldigen Honorarsendung abhänge. Einige Tage darauf erhielt ich eine recht freundliche Antwort, welche mir eine Reisekasse von fünfzig Thalern mitbrachte. Damit war dieser Sturmvogel reichlich bezahlt. Die Verse sind nur hingeworfen, die Form umgelenk, Figuren und Charaktere verzeichnet, das ganze um so unerquicklicher, als man sieht, daß etwas daraus zu machen gewesen wäre. Als ich es gedruckt sah, fand ich das Gedicht scheußlich! Nebenbei ärgerte ich mich, daß die Redaktion, jedenfalls in der Absicht zu bessern, allerlei Aenderungen vorgenommen hatte, die ich dann auch nicht nach meinem Sinne fand. Durch Umarbeitung konnte ich dem Verfehlten erst dreißig Jahre später beikommen, trotzdem ließ ich es als Jugendsünde auch in der neuen Fassung liegen. — Ich blieb noch einige Tage in Heidelberg, da ich zu meiner Freude eines Tages Freund Kögel begegnete. Er war in Oberitalien gewesen, und über den Moro-Paß am Monte Rosa gekommen, und wußte besonders Macugnaga, das höchste Alpenthal zu rühmen. Wir hatten einige schöne Tage zusammen, und ließen uns nach alter Art gehen, unterhielten uns in Hexametern, redeten die Kellner in Distichen an, sprachen die gewöhnlichsten Dinge in Reimen, und langten auch bei Gaselen an, welche dann unter Gelächter zu Grunde gingen. Kögel war gebunden nach Halle zurück zu kehren, ich aber trieb mich noch am Rhein umher, und als endlich andauerndes Regenwetter eintrat, eilte auch ich, mit einem kurzen Aufenthalte in Nürn-

berg, in meine Wohnung am Zwinger zurück, wo ich am ersten Oktober anlangte.

Ich traf bereits in geselligen Wirrwarr hinein, zu welchem man mich längst erwartet hatte. Der Winter sollte endlose Zerstreuungen bringen. Zunächst galt es, eine Hochzeit, die der zweiten Tochter des Hauses Gräfe, zu feiern, und auf uns Poeten kamen die Festspiele des Vorabends. Grosse war mit seinem Beitrage längst fertig, man hielt bereits die Proben. Von mir verlangte man jetzt schnell noch eine Scene für drei Damen, welche als Poesie, Zukunft und die Penatin des Hauses auftreten sollten. Ich hatte sie bald vollendet, da sie knapp zu halten war. Denn das Hauptstück des Abends war ein von Grosse verfaßtes phantastisches Drama „Rübezahl", welches uns nicht geringe Aufgaben stellte, sowohl dem Umfang, als den Schwierigkeiten der Darstellung nach. Ich denke noch an meinen Schreck, als ich bei meiner Ankunft in Halle die Abschrift der Rolle empfing, die ich in dem Stücke zu spielen hatte (einen possenhaften Diener des Berggeistes) ein dickes Manuskript, welches in acht Tagen auswendig zu lernen und einzuüben war!

Noch von einer zweiten Hochzeit will ich erzählen, welche im November stattfand, wozu ich jedoch etwas weiter zurück greifen muß. Daß Grosse und Förster mit ihren Berufsstudien zerfallen waren, und mit einem Wechsel ihres Lebensplans umgingen, wußte ich längst. In meiner Laterne war schon mancher Seufzer gehört, manche Beratung in diesem Sinne gepflogen worden. Leidenschaften machten sich geltend, jeder von uns hatte innerlich mit sich zu thun. Grosse wollte Maler werden, was man nicht unbedingt begrüßen konnte. Er zögerte mit einem Entschlusse länger als Förster. Dieser hatte seither viel im Kreise der Schauspieler gelebt, und sich ferner von mir gehalten. Da machte er mir eines Tages das Bekenntniß, er würde zum Theater gehn, und noch vor

Abgang der Truppe von Halle sich mit einer Schauspielerin verheiraten, die wir Alle von der Bühne her kannten. Das hatte ich nicht erwartet! Mir stand die Tragweite dieses Entschlusses bedrohlich vor Augen, und ich konnte meine Bedenken, vorwiegend im Punkte der Heirat, nicht zurückhalten. Aber ich traf auf festen Entschluß und durchaus fertigen Plan. Da er mich damit nicht einverstanden sah, wußte er mich wochenlang zu vermeiden, und selbstverständlich rief die allgemeine Mißbilligung die er erfuhr, einen schweigenden Trotz gegen seine früheren Beziehungen hervor. Und wie hätte man es in Halle gutheißen sollen, wenn ein Student, von der Universität weg, eine Schauspielerin heiratete, und ihrem Berufe folgend mit der Truppe in die Welt ging? Hier war es noch dazu einer der besten Philologen, welchem seine Kenntnisse und seine Bildung Ansehn gaben, und in der Annahme Aller eine bedeutende Gelehrtenstellung gesichert hätten. Die Sache machte mir innerlich viel zu schaffen, da ich, als sein Freund, überall darauf hin angeredet wurde, und, noch mehr, seine Mutter mich mehrmals aufsuchte, und mich beschwor, das Unheil abzuwenden, da sie selbst nichts mehr über ihn vermöge. Endlich hielt ich die Entfremdung nicht mehr aus. Eines Tages, da Förster auf der Straße mit stummem Gruß an mir vorüber wollte, hielt ich ihn fest, und es kam zu einem längeren Aussprechen zwischen uns, welches uns wieder auf den alten freundschaftlichen Fuß brachte. Kurz darauf war ich bei seiner Trauung gegenwärtig (von seiner Familie freilich niemand!) und über gepackten Kisten tranken wir auf das Wohl der Vermählten. Eine Stunde darauf verließen sie mit der Gesellschaft die Stadt. Försters Lebenslauf hat gezeigt, daß er sich in seinem künstlerischen Berufe nicht getäuscht hatte, und in seinem Rechte war, den Vorurteilen zu trotzen, die seinen Schritt bemängelten. Sein Weg brachte ihn schon in jungen Jahren

zu Bedeutung und Ruhm. Anfangs galt es noch einiges Umherziehen, so nach Posen und Bromberg. Hier hatte ich ihn meinen Eltern bestens empfohlen, und er wurde in ihrem Hause nebst seiner Frau gern gesehen. Bald aber langte er im Hofburgtheater in Wien an, wo er, zu den ersten Künstlern gezählt, eine ehrenvolle Stellung einnahm.

In der ersten Hälfte des Winters machte ich mich eifrig an die Ausarbeitung des Gedichtes „der Tag von St. Jakob", und gegen Neujahr war es fertig. Als ich es im Sommer darauf gedruckt sah, mißfiel es mir sehr, und auch Andere hat es nicht so angesprochen, wie das Rheingedicht. Vor Allem ist die Komposition verfehlt. Der Mißklang der beiden Liebenden, an und für sich auf mangelhafte Charakterzeichnung gegründet, konnte auch bei jedem andern historischen Ereigniß stattfinden, paßte gar nicht in das vorliegende, wäre aber am besten ganz ohne historischen Hintergrund geblieben. Das Historische aber kam durch diesen Einschub nicht zu seinem Rechte, und so gab es zwei Handlungen, die einander schädigten. In der öffentlichen Kritik kam das Gedicht eigentlich nicht so übel weg. Nur Prutz nahm mich in seiner Zeitschrift gründlich dafür herum. Einiges von dem, was er tadelte, suchte ich in der bald darauf erscheinenden zweiten Auflage, zu ändern. So ließ ich das aus Liedern bestehende Vorspiel weg. Nun machte ich die komische Erfahrung, daß diejenigen, welche dasselbe getadelt hatten, mich jetzt schalten, daß es von mir gestrichen worden war. Hätte ich es bei der dritten wiedergebracht, so wäre ich vermutlich wieder gescholten worden, und so hätte es noch lange fortgehen können. Trotzdem das Gedicht Auflagen erlebte, waren meine Freunde doch aufrichtig gegen mich, und ich konnte nur mit ihnen übereinstimmen*. Ging es mir doch mit

* Erst siebenundzwanzig Jahre später (1879, 4. Aufl.) fand ich die Stimmung, dieses Gedicht umzuarbeiten, und, wennschon die Kom-

allen meinen Arbeiten ähnlich, indem mir, wenn sie endlich gedruckt vorlagen, auch diejenigen mißfielen, welche von Andern mit Beifall aufgenommen wurden. Das künstlerische Schaffen beglückte mich, das fertige Werk war mir unbehaglich und bald gleichgültig. Nur an wenigen blieb meine Neigung haften, und zwar an solchen, welche nur die Teilnahme von Wenigen erreicht haben.

In den Dezember dieses Jahres fiel noch eine Festlichkeit, bei welcher mir und einigen Andern nicht ganz wohl zu Mute war. Freund Thümmel hatte sämtliche Lieder und sonst noch einige Stücke von Waldmeisters Brautfahrt für Männerchöre in Musik gesetzt. Es waren entsprechende Weisen, im Ganzen doch dilettantisch in der musikalischen Behandlung. Man machte den Plan einer Aufführung derselben durch den Männergesangverein, und zwar so, daß das ganze Gedicht, gesprochen, mit zum Vortrag kommen sollte. Mir selbst hatte man die Rolle des Deklamators zugedacht, und war unangenehm enttäuscht, als ich mich entschieden weigerte, in eigner Person mit meiner Dichtung öffentlich aufzutreten. Es gab ein langes Verhandeln, bis zu Verstimmungen, und ich hätte viel darum gegeben, das ganze Unternehmen hindern zu können. Endlich, da ich um keinen Preis zu gewinnen war, wußte man einen andern Vorleser zu finden, für den ich denn das Gedicht, um die Sache nicht in die Länge zu ziehen, stark zusammenstrich. Die Aufführung kam denn „Auf dem Berg" (d. h. in der Loge) wirklich zustande — freilich saß man bei Tische, und Gesang und Recitation wechselten zwischen einzelnen Gerichten, während das Laufen der Kellner dabei nicht abzustellen war — aber die Gesellschaft schien im Ganzen befriedigt. Mir aber ist jener Abend als ein recht unbehaglicher in der Erinnerung geblieben, zumal das

position nicht zu retten war, doch die Charaktere lebensfähiger zu machen, und dem Ganzen eine bessere Form zu geben.

öffentliche Urteil nicht eben günstig ausfiel, und ich davon nicht ganz ausgeschlossen blieb.

Der zweite Teil des Winters, bis weit in das Frühjahr hinein, war durch Lustbarkeiten sehr bewegt. Der gesellige Kreis hatte sich erweitert, junge Frauen und Mädchen, jüngere Beamte und Studenten waren zahlreich beisammen, die sich, das Tanzen bei Seite, auch an einer geistig gehobenen Unterhaltung erfreuen wollten. Bald hatte man ein Liebhabertheater eingerichtet, und in Freund Thümmel einen Direktor dafür gefunden. Günstig traf es sich, daß eine zu unsrem Kreise gehörige Familie auf ihrem umfangreichen Besitztum einen Gartensaal besaß, welcher, wenig benutzt, zum Schauspielhause hergegeben wurde. Er war ein im Garten frei stehendes, mit dem Wohnhause nicht in Verbindung stehendes Gebäude. Das Theater konnte, einmal eingerichtet, Sommer und Winter stehen bleiben. „Zimmermanns Garten" wurde jetzt der Mittelpunkt der Geselligkeit. Die wohlhabende Besitzerin, Mutter liebenswürdiger Töchter und stattlicher Söhne, stellte uns das nötigste zur Verfügung, die Häupter der übrigen Familien vereinbarten sich über Einladungen und die Bewirtung, welche als Pickenick des engeren Kreises gefaßt wurde. Auf die Jüngeren kamen die Darstellungen auf der Bühne. An kleinen Stücken war kein Mangel, das Vergnügen an der Darstellung groß, es konnte häufig, im Durchschnitt alle drei Wochen gespielt werden. Und da sich in unsrem Kreise mehrere wohlgeschulte Gesangstimmen fanden, so wollte man sich auch im Singspiel versuchen. Was wir darauf hin prüften, erschien uns doch zu opernhaft und anspruchsvoll, und endlich forderte man mich auf, etwas unserem Theater Angemessenes herzustellen. Ich war bereit, und, um eines Komponisten nicht benötigt zu sein, stellte ich den musikalischen Teil (welcher umfangreich sein mußte) aus lauter Volksliedern zusammen, deren ich

einen genügenden Vorrat hatte, welche von einer, von zwei, drei und vier Stimmen, so wie vom Chor gesungen werden konnten. Neue Worte wurden dafür freilich bei den meisten notwendig. Ein musikalischer Freund machte sich dann seine Partitur zurecht, um als Orchester die Gesänge am Klavier zu begleiten. So entstand das Singspiel „die kranke Kuh", idyllisch, harmlos und burlesk zugleich. Die Rolle der Kuh, welche nicht persönlich auftrat, aber gegen den Schluß durch dreimaliges Brüllen ihre Genesung verkündete, wurde durch einen Sohn des Hauses vertreten, und hatte eine große Wirkung. Darsteller und Publikum waren von dem Stücke sehr befriedigt. Nach diesem gelungenen Wurfe wurde denn ein zweites begehrt, welches ich in derselben Weise machte, mit Berücksichtigung gewisser Veränderungen im Personal. Auch dieses, „die Nachbarinnen" benannt, wurde mit Vergnügen gespielt und aufgenommen. Da ich in beiden Stücken mitwirken und singen sollte, das Quartett aber vollzählig war, so machte ich mir besondere possenhafte Rollen zurecht, in dem ersten einen Müllerburschen, in dem andern einen Lehrjungen aus der Schreinerwerkstatt, und stattete sie mit ein paar komischen Volksliedern aus. Zu einem dritten Singspiel brachte ich es nicht, trotz alles Dringens. Dafür wurde, schon im schönsten Frühling, „die kranke Kuh" wiederholt. Ein fröhliches Gartenfest, bis in die Nacht hinein, schloß sich daran und beendigte die erste Theatersaison. Das Manuskript zu den „Nachbarinnen" ist verloren gegangen, das der „kranken Kuh" habe ich mir aufbewahrt, zum Andenken an eine glückliche Zeit. Oeffentlich wird es sich nicht mitteilen lassen. Denn wer könnte sich beim Lesen in die Stimmung eines Kreises versetzen, dessen Zusammengehörigkeit allein manches erklärte und verschönte, eines Kreises, der überdies nur Einmal und für eine gewisse Zeit die Harmlosigkeit dieser Stücke, die vorwiegend auf den Volksmelodieen

beruhen, ermöglichte. Freilich kann in jeder Zeit und überall bei einer glücklichen Jugend eine solche Stimmung sich wiederfinden. Und so fand zwölf Jahre später, in Berlin, die „kranke Kuh“ noch einmal, bei andern Darstellern und vor anderen Zuhörern, eine fröhliche Aufnahme.

Jener gesellig bunte Winter in Halle ging aber nicht unter lauter Zerstreuungen hin. Es hatte sich ein andrer Kreis strebsamer junger Männer zusammen gefunden, welche teils als Lehrer am Gymnasium ihr Probejahr durchmachten, teils sich für den akademischen Katheder rüsteten. Ich nenne hier nur Paul Delagarde und Gustav Herzberg. Letzterer schrieb damals an seiner Biographie des Alkibiades. Wir kamen alle vierzehn Tage zusammen, und mindestens Einer hatte durch einen Vortrag Bericht zu erstatten über irgend ein neues Werk, war es historisch, philologisch, oder was sonst auf gelehrtem Gebiete. Die Verschiedenartigkeit der vertretenen Fächer gab eine reichliche Abwechselung der Stoffgebiete, die wir einander näher brachten, und neben gegenseitiger Belehrung lief manche übermütige Unterhaltung.

Da nun die gelehrte Gruppe nicht allein durch meine Person mit der Theatergeselligkeit in Beziehung stand, wiewohl keiner aus ihr auf den Brettern mitwirkte, so gab es allerlei geheime Fäden, welche zu ernsthaften Herzensangelegenheiten führten. Ich hatte das eigenartige Glück in's Vertrauen gezogen, wohl gar zur Hülfe aufgefordert zu werden, und meine Laterne schien immer der geeignetste Ort für beängstigende Mitteilungen, Beratungen, ja zum Fassen bestimmter Entschlüsse. Wenn dieser und jener aus solchen Herzenswirren als glücklicher Bräutigam hervorging, so fehlte es auch nicht an Erfahrungen, welche starke Fassung beanspruchten. Es war für Alle, die wir damals beisammen waren, eine an inneren Erlebnissen reiche Zeit, es war ein geistig gehobener Kreis, von welchem Bildung und edler

Wille alles Niedrige ausschloß, und dessen Glieder auch später auf der Bahn nach dem Würdigen sich bewährten.

Freund Grosse, der den wissenschaftlichen Abenden fern geblieben war, sich aber an der Aufführung der „kranken Kuh" (als alter Schäfer) beteiligt hatte, fing in dieser Zeit an, sich etwas zu vereinsamen. Bei dem Kampfe, den er in sich durchzumachen hatte, war ihm nicht zu helfen. Aeußerlich noch der Universität angehörig, war er innerlich durch nichts mehr mit ihr verbunden. Er saß zu Hause und entwarf Cartons für künftige Gemälde, wobei ihn seine immer rege Phantasie weiter führte, als seine Technik nachzukommen vermochte. Konnte ich ihm auf diesem Wege nicht mit ganzer Teilnahme folgen, so gab es zwischen uns Beziehungen genug, uns auch nach zeitweiliger Trennung der Wege wieder zu einander zu bringen. Leider konnten zwei Persönlichkeiten wie Grosse und Kögel kein Verhältniß zu einander finden. Und grade mit Kögel verkehrte ich in diesem meinem vierten Sommer in Halle sehr viel. Er, der weder der Geselligkeit in Zimmermanns Garten, noch dem wissenschaftlichen Kränzchen angehörte, sprach doch gern bei mir vor, besonders um in meinen poetischen Raritätenkasten zu blicken. Da mußte ihm freilich manches in Versen entgegen treten, was ihn sehr ernst stimmte. Er gewann einen Blick in den Zustand meines Gemütes, ohne daß ich ihm nähere Erklärungen darüber zu geben vermochte.

Was für mich verhängnißvoll zu werden drohte, war eine Neigung, für die es kein Bekenntniß gab, die niedergekämpft werden mußte, wenn das Heiligtum der Freundschaft gewahrt bleiben sollte. Diese innere Verwirrung, halb beglückend, halb bitter anklägerisch, hatte bei Spiel und Gesang in dem Mummenschanze des vergangenen Winters, in einem familienhaften Gesellschaftstreiben, ja in einem fast täglichen Verkehr, darin man der Jugend so viele Rechte

gestattete, sich nur noch gesteigert, trotz aller Gegenwehr. Ich hielt mich so ziemlich in der Gewalt, ich wußte, wie ich nicht allein vor mir selbst auf der Hut sein, sondern jedem, auch nur scheinbaren Entgegenkommen auszuweichen hatte. Ja, es galt sogar, zuweilen unfreundschaftlich zu erscheinen, um keinen Argwohn aufkommen zu lassen. Denn immer sind spähende Augen offen, auch solche, die mehr zu sehen wissen, als zu verbergen ist. Vorzuwerfen hatte ich mir nichts, und ich wüßte nicht, daß von irgendwelcher Seite ein Vorwurf erhoben worden wäre. Aber dieses hoffnungslose, völlig verlorene Gemütswirrsaal war ein Druck, den ich nur dadurch abzulenken verstand, daß ich mich absichtlich in das Gegenteil warf, und Possen vor den Leuten trieb, wobei ich mich denn auch nicht sonderlich wohl fühlte. Daß ich damit verstanden wurde, wo ich nicht verstanden werden durfte, machte meine Lage noch schlimmer. Das einzige Mittel dieselbe auszusprechen waren Strophen und Reime, ein Selbstverkehr, den ich mir nicht zu versagen brauchte. Und die Anzahl solcher Gedichte wuchs heran, noch in der Zeit, da Kögel einige davon kennen lernte. Ueber den Anlaß dazu sprachen wir wenig, was er mir aber als Freund dagegen sagte, war mir ganz aus dem Herzen gesprochen.

Was die Gedichte selbst betraf, so wollte er manche davon gelten lassen, indem er sie, ohne nach persönlichen Beziehungen zu fragen, rein nach ihrer Stimmung und Form beurteilte. Mehr aber nahm er die kleinen leichtblütigen und älteren Lieder unter seinen Schutz, und sprach den Wunsch aus, die bunte Reihe geordnet und veröffentlicht zu sehen. Der Wunsch war mir auch sonst schon entgegen getreten. Denn da ich aus diesen Dingen jetzt kein Geheimniß mehr gemacht hatte, waren viele davon bekannt geworden und liefen bereits in Abschriften umher.

Aber eine solche Sammlung war ein mißliches Unter-

nehmen. Von dem besseren dieser Art hatte ich manches bereits in das Rheingedicht verteilt, und wenn sich unter dem Vorrat noch Einiges von gleichem Klange fand, so blieb doch die Mehrzahl dieser Kleinigkeiten dahinter zurück, zumal das Meiste aus noch jugendlichen Jahren herstammte. Von den Gedichten aber, die in der letzten Zeit entstanden waren, konnte ich die besten gar nicht veröffentlichen, oder scheute mich, sie als Ausdruck innerer Erfahrungen schon den Blicken Anderer preis zu geben.

Ueber den Vorrat von älteren Liedern dachte ich freilich damals noch nicht ganz so nüchtern, aber gegen ganze Gruppen hatte ich doch noch Bedenken. Diese wollten dann wieder Andre, wie Thümmel und die Seinen, nicht missen, weil sie zu den von mir am meisten gesungenen gehörten. Viel wurde beraten, und schließlich blieb ich doch allein mit meiner Thorheit. Unter dem Titel „Liederbuch“ stellte ich Altes und Neues, das sich durchaus nicht vertragen wollte, zusammen, und versah es zum Ueberfluß mit einer langatmigen Vorrede in Versen. Die Urteile über dieses Liederbuch, welches gegen Ende des Jahres erschien, waren sehr verschieden. Manche hielten sich an das dem Rheingedicht Verwandten, bedeckten das Uebrige mit nachsichtigem Schweigen, und hießen es im Ganzen willkommen. Andre, wie das deutsche Museum, wiesen es streng, sogar mit Hohn zurück. Noch Andre fällten ganz wunderliche Urteile, indem sie behaupteten, ernsthafte Dichtungen gehörten sich nicht für mich, meine Sache sei es, mit Juchhe! in die Welt zu singen.

Diese Verkehrtheit ist mir seither immer wieder entgegen getreten. Weil ich einmal in meiner Jugend in der Stimmung war, heiter zu singen, und man sich davon angesprochen fühlte, sollte ich nur dies Eine können, wollte man nichts andres hören, behauptete man, daß ich nichts andres können

könne, stellte man fest, daß ich nichts andres können dürfe! Ich machte früh die Erfahrung, daß das Publikum die Einseitigkeit des eignen Urteils zum Maßstab für jede sich entwickelnde Befähigung macht. Was Lessing ernsthaft zurückgewiesen, was Goethe bei fast jedem neuen Werke anzumerken hat, was Jeder erlebt, der in seinem Schaffen nicht stehen bleiben kann, sondern sich der Lebensfassung und Gemütslage gemäß, in verschiedener Weise aussprechen muß, und die Dichtungsformen und Gattungen dafür frei zu wählen hat, das wurde mir im Urteil der Leute schon früh gradezu verhängnißvoll. Es erweckte oft meinen erbitterten Trotz, und noch später, wenn mir Jemand etwas recht Süßes sagen wollte, und sich wunderte, nicht den „lustigen Bruder“ in mir zu finden, den er sich vorgestellt hatte, konnte ich sehr grob werden, und seine Vorstellung dadurch berichtigen. Und so, wie man mich mit dem Trank, von dem ich gesungen, in den ersten Jahren überall quälte, und ich Maibowle trinken mußte, bis er mich als ein ganz entsetzliches Gebräu anwiderte; so wurde mir auch das Gedicht, dessen Ton meine Specialität und bleibende Richtung sein sollte, durchaus verleidet, unbequem, ja gradezu hinderlich. Und wenn es sich dabei nur um die nächstfolgenden Jugendwerke, die ja sehr unbedeutend und fehlerhaft waren, handelte! Nein, diese Ansicht, einmal ausgesprochen, pflanzte sich durch die Jahre fort. Wird in einer Zeitschrift ein Urteil mit einem gewissen epigrammatischen Geschick hingestellt, so steht es morgen in hundert Zeitschriften, und tausend Leser merken es sich, und sprechen es nach, ohne den Gegenstand, den es betrifft, zu kennen, oder zu untersuchen, ob es richtig sei. Wenn mich dergleichen in der Jugend aufbrachte, so diente es mir später zu immer neuer Belustigung, und lehrte mich, das Urteil der Leute, selbst solcher, die sich gebildete Leute fühlten, zu würdigen. Wenn ein Schauspiel von mir unläugbar von

Wirkung gewesen, und selbst von einer höheren Kritik nicht abgethan werden konnte; wenn etwas Novellistisches von ernster Fassung und mit tragischem Ausgang denn doch nicht als nichtsnutzig bezeichnet werden konnte, so gab es trotzdem bedenkliches Kopfschütteln, daß der Verfasser von Waldmeisters Brautfahrt sich auf solchen Wegen befinde, daß ihm etwas gelungen sein sollte, denn eigentlich — könne es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Das Publikum thut selbst Alles, um einem Dichter einen glücklichen Wurf zu verleiden. Wenn man Kindern einen Scherz vormacht, so rufen sie lachend: Noch einmal! und immer noch einmal! Ganz dasselbe ruft das Publikum dem Dichter zu. Aber wehe dem Tropf, der sich dadurch verleiten läßt, dasselbe immer wieder zu bringen, denn womit er einmal willkommen war, damit wird er bald als lästig betrachtet. Das sind alte Erfahrungen, die schon von sehr Vielen gemacht worden sind, die aber immer wieder einmal ausgesprochen werden dürfen. Glücklicherweise kümmerte ich mich niemals um das Publikum, und trieb was mir inneres Bedürfniß war, das Werk mochte gut oder schlecht ausfallen. In letzterem Falle war ich der Erste, es zu verurteilen. Sehr viel habe ich, wenn es fertig war, in den Ofen gesteckt und verbrannt, bei sehr viel Anderem ist mir freilich die Unzulänglichkeit erst klar geworden, als es gedruckt vorlag, und durch ein Brandopfer nichts mehr zu bessern war.

Zwanzigstes Kapitel.

Doch ich habe aus dem Sommer 1852 noch Einiges zu erzählen. Schon im Winter vorher hatte ich von unbekannter Hand einen Brief aus Sachsen erhalten, worin ich als Poet begrüßt wurde. Der Absender zugleich als Mathe=

matiker wie als Dichter bekannt, war Professor an der Schule von St. Afra in Meißen, in welcher einst auch Gellert und Lessing erzogen worden waren. Eine Begrüßung in so dithyrambisch gehobener Sprache, so voll — ich mußte bekennen, beschämenden Lobes, machte mich stutzen, forderte mich heraus, wenn nicht zu einem gleichen Tone, doch zu einer Entgegnung wärmsten und freundlichsten Dankes. Daraus entwickelte sich ein Briefwechsel zwischen Halle und Meißen, und es kam die Einladung zu einem recht baldigen Besuche in St. Afra. Es wurde mir aber geflissentlich verschwiegen, ob ich dort eine Familie oder einen Junggesellen finden würde, alle persönlichen Verhältnisse waren in den Briefen geheimnißvoll verschleiert worden. Zu Pfingsten (bald nach der zweiten Aufführung der „kranken Kuh") bekam ich Lust einen kleinen Ausflug nach der sächsischen Schweiz zu machen, und da die Einladung aus Meißen sich wiederholte, sagte ich zu, und es wurde ein Tag für mein Eintreffen brieflich verabredet. Nachdem ich ein paar Tage in den wunderlichen Felsgebilden umhergestreift, auch den Kunstschätzen in Dresden einen flüchtigen Besuch gemacht hatte, fuhr ich die Elbe hinab auf dem Dampfschiffe nach Meißen. Am Landungsplatze angelangt, fragte ich nach dem Wege hinauf nach St. Afra. Ein Knabe trat auf mich zu, und fragte, ob ich zu dem Professor P. wollte? Als ich es bejahte, bekannte er sich als den Sohn desselben, und abgeschickt, um einen Gast aus Halle hinauf zu geleiten. Es war also ein Sohn da, und ich sollte in eine Familie eintreten. Mir schien es nötig, mein Gepäck, bestehend aus einem Wandertäschchen, das ich um die Schultern trug, im Wirtshause zu lassen, wurde aber von meinem jungen Führer daran gehindert, denn der Papa würde es doch herauf holen lassen, da oben ein Zimmer für mich bereit stehe. Ich gab denn nach, und nicht gering war auf dem Wege der Eindruck des Domes und des Schlosses

auf dem Felsen über der Elbe, und dazu, durch eine überbrückte Schlucht von dem Schlosse getrennt, über der Stadt die klösterliche Schulburg von St. Afra. Durch dunkle Gänge kam ich hinauf, wie in eine fremde Welt. In einem Flügel des Gebäudes angelangt, durchschritt ich große helle Räume eines Neubaus, der doch mit niedrigen, gewölbten Wohnzimmern in Verbindung stand. Ich wurde sehr freundlich empfangen von dem Professor und seiner liebenswürdigen Frau, während zwei junge Mädchen sich etwas scheuer zurückhielten, beide in weißen Kleidern und schwarzen Taffetschürzchen Die Eine, mit starkem blonden Gelock und blauen Augen, ganz und gar eine deutsche Jungfrau, war die einzige Tochter des Hauses, die Andre, dunkler und schlicht gescheitelt, eine Nichte aus Hannover, woher auch der Professor und seine Gattin stammten. Wenn mich nun dieses gewölbte Wohnzimmer mit dem mächtig breiten Fenster, welches nach dem Schulhofe ging, tief in das Gemäuer eingeschnitten, mit Sitzen für mehrere Personen, wenn mich dieser altertümlich behagliche Raum ganz eigen berührte, so wirkte der von dem Hausherrn ausgehende Geist und Ton noch viel eigenartiger. Denn ein größerer Idealismus, eine idealere Welt- und Lebensfassung war mir nie begegnet. Seine Jugend hatte er unter der Einwirkung der romantischen Schule verlebt, in Dresden mit Tieck in Beziehung gestanden. Sein ganzes Wesen war poetisch durchdrungen, und in Gesprächen über Poesie erschien er in seinem eigentlichen Elemente. Er hielt dabei länger aus als ich, der ich schon am ersten Tage bei der Unermeßlichkeit von Lyrik, in der er schwelgen konnte, etwas ermüdete. Seine Tochter sprach wenig, aber ihr Wesen sagte, daß sie ganz in den Anschauungen ihres Vaters lebte. Die Hausfrau war es, welche geschickt und mit heitrer Rede die Lüftefahrer aus der phantastischen Welt wieder zurück zu lenken verstand, und sich dem Scherz, ja dem Humor zu-

gänglich zeigte. — Es brauchte nicht vieler Bitten, mich ein paar Tage in dieser liebenswürdigen Familie festhalten zu lassen. Wir machten kleine Ausflüge, von welchen der Hausherr, der auch Botaniker war, Sträußer nach Hause brachte, die Namen der Pflanzen nannte und einprägen ließ, und den neu geordneten Strauß als Schmuckstück im Zimmer aufstellte. Wir schritten durch die Felder, und pflückten Kornblumen, welche die jungen Mädchen zu Kränze wanden. Kamen wir an eine Stelle, wo sich ausruhen ließ, etwa auf eine Anhöhe, oder zu einem Baum am Flusse, dann zog der Professor einen Band Gedichte aus der Tasche, wie er deren stets bei sich trug, und liebte es, daraus vorzulesen. Einmal sollte ich seine Stelle vertreten, aber ich lehnte es ab mit der Bemerkung, der Ort und Augenblick sei an sich so poetisch, daß man ihn auch mit seinen eignen Empfindungen genießen könne. Die Tochter schlug plötzlich die Augen gegen mich auf, senkte sie aber schnell wieder zu Boden. Ob sie meiner Ansicht war, oder ob sie mißbilligte, daß ich den Wunsch ihres Vaters abgelehnt hatte? Die Frage beschäftigte mich eine Weile lebhafter. — Die wenigen Tage in diesem glücklichen Familienkreise verliefen schnell genug. Der Gastfreund verabredete mit mir einen nun noch lebhafteren brieflichen Verkehr, und, wenn möglich, eine baldige Wiederholung meines Besuches. Als ich mich verabschiedete, nahm ich einen — wie ich glaubte, nur flüchtigen — Eindruck von blauen Augen und blonden Locken mit mir. Die Zeit sollte mich anders belehren. —

In diesem Sommer fällt ein Briefwechsel mit meinem Vater, der für den Charakter des Mannes zu bezeichnend ist, als daß ich ihn übergehen sollte. Trotzdem ich nun schon Einnahmen hatte, von welchen ich selbständig leben konnte, ließ er sich nicht abhalten, mir immer noch vierteljährlich meinen Studentenwechsel zu schicken. Gegen Ostern hatte ich

ihn gebeten, damit einzuhalten, da ich seiner Hülfe und Güte nicht mehr benötigt sei. Diese Bitte wirkte auf ihn gradezu verstimmend. Er nannte meinen Verzicht „falsche Delikatesse“ und „sanguinische Ueberschätzung meiner Umstände“, und kurz, wenn ich ihn nicht erzürnen wollte, mußte ich meine hundert Thaler noch einmal annehmen. Aber ich versprach mir, daß es das letztemal sein sollte. Denn mein Bruder war auch auf der Universität zu erhalten, ich wußte überdies, daß mein Vater damit umging, ein Haus zu bauen. Endlich fühlte ich mich alt genug, mich auf mich selbst zu stützen. Inzwischen kamen mir neue Auflagen und Honorare, die, wenn sie auch nicht groß waren, mir doch eine Einnahme brachten, doppelt so groß, als die mir von meinem Vater ausgesetzte. So sprach ich mich nochmals darüber aus, und mußte es über mich ergehen lassen, nochmals seine Mißbilligung zu erfahren. Erst als ich ihm eine Berechnung meiner Besitztümer und voraussichtlichen Einnahmen vorlegte, ihm bewies, daß ich nicht nur für den Sommer sicher gestellt sei, sondern auch noch eine große Herbstreise machen könne, und weiter hinaus die Hälfte des Winters gedeckt sei, ferner noch ein Manuskript aufzuweisen hätte, für welches ich die Riesensumme von zweihundert Thalern fordern würde — zu geschweigen der Dinge, die ich noch im Kopfe und bald auf dem Papiere haben würde — erst da gab er nach, aber nicht ohne die Mahnung, mich in allen Fällen nur an ihn allein zu wenden. Es schien ihm ordentlich einen Kampf zu kosten, mich meinen eignen Kräften zu überlassen. Und es war doch hohe Zeit dazu! Hernach empfand er dennoch eine Genugthuung, rühmte sich dessen gegen seine Kollegen, und wurde von einigen beneidet.

Die Reise, welche ich vorhatte, sollte in Macugnaga, dem höchsten Alpenthale am Monte Rosa, ihren Zielpunkt haben, einer Gegend, welche zu preisen Freund Kögel nicht

müde wurde. Andrerseits stand mein Sinn danach, Venedig kennen zu lernen — vor Allem, ich wollte weit hinweg von Halle, wollte lange entfernt sein. Und so beschloß ich, Venedig mit dem Monte Rosa, und womöglich mit dem Montblanc, auf meiner Ausfahrt in Einen Kreis zu ziehen. Ich reiste gegen Ende des Juli ab, zuerst auf einen Seitensprung nach Jena, um den Geburtstag meines Bruders, der die Universität daselbst besuchte, mit zu feiern. Ueber Leipzig ging es dann nach München, wo ich einige Tage verweilte, um seine Kunstschätze kennen zu lernen. Ich fand die Gesellschaft zweier älterer Offiziere unterhaltend genug, um ihren Vorschlag anzunehmen, mich an ihrem Wagen zu beteiligen, der uns über Tegernsee, Kreuth, den Achensee, nach Innsbruck führte. Von hier, wo ich die Wunder der Alpenlandschaft schon begrüßte, fuhr ich auf der Post nach Meran und Botzen. Ich meinte, es könne nicht schöner kommen, und stand doch kaum auf den ersten Stufen. Ueber Roveredo und Salurn kam ich nach Riva am Gardasee, und auf diesem tiefblauen Gewässer fuhr ich drei glückliche Stunden nach Peschiera, von wo mich auf höchstem Sitze Schwebenden der Omnibus nach Verona brachte. Hundertmal sind diese entzückenden Gegenden geschildert worden, während Reiseberichte doch eigentlich nicht beliebt sind, ich mache es daher kurz, zumal all die Augenweide mit Worten nicht zu beschreiben ist. Endlich über Vicenza und Padua gelangte ich an das erste Ziel meiner Wünsche, nach Venedig. Es war Abend, als ich in die Barke stieg und mich durch die Kanäle rudern ließ, nach dem kleinen mir von Kögel empfohenen Gasthofe, der „Lubaria“. Er lag in einem Gäßchen, welches auf den großen Kanal mündete, gegenüber von Santa Maria della Saluta. Noch zu guter Zeit kam ich auf dem Markusplatze zurecht zu dem blendenden Lichtermeer, der österreichischen Miliärmusik, dem glänzenden Gewühl, darin die Vertreter aller Nationen sich

bewegten, in Gruppen saßen, Sorbetto schlürften, um dann nach der Piazzetta zu schlendern, und Lichter und Sterne über dem Meeresspiegel zu betrachten. Hier konnte ich so bald nicht fort, das wußte ich! Die Tage waren von früh bis spät ein einziges Genießen. Hatte ich Gebäude, Galerieen und historische Altertümer gesehen, dann lockte es mich, in der Barke (die schwarzen, geschlossenen Gondeln behagten mir nicht) nach dem Lido zu fahren, und in der Adria zu baden. Auf dieser langen Inseldüne befand sich damals noch kein einziges Gebäude, außer der offnen Bretterbude, für das Unterkommen der Badelustigen. Ich war stets allein auf dem Lido, wenn ich mich in die Wellen warf und ihnen entstieg. Denn der Barkenführer blieb in der Entfernung in seinem Boote. Dieser, Luighi genannt, wurde mein täglicher Gefährte. Erschien ich Morgens auf der Piazzetta, so wartete er bereits auf mich, und rief mich „Signor Ottone“ an. Er ruderte mich auch in das Gewirr der Kanäle, und deutete mir Merkwürdigkeiten auf kleinen höchst malerischen Plätzen. Eines Abends erlebte ich auf einer der Brücken an der Riva de' Schiavoni eine aufregende Scene, ein förmliches Messergefecht von Gondolieren unter einander. Luighi gab mir am andern Morgen die Erklärung. Unter den Barkenführern hatte seit kurzem ein degradierter (man sagte österreichischer) Offizier Dienste genommen — im Betragen noch ganz der Kavalier mit Schnurrbart, und herausfordernder Miene, war er mir bereits aufgefallen. Eine Partei Ruderer wollte den Hochfahrenden nicht unter sich dulden, die andre war für ihn eingetreten. So kam es eines Abends zu Streit, Handgemenge und Messerstichen, wobei es viele Verwundungen gab. In einer ziemlich frech auftretenden Gestalt mit mehrfach bepflastertem Gesichte, zeigte mir Luighi nach einigen Tagen den Gegenstand des Streites, der, wie es schien, ungehindert sein Geschäft fortführte. — Und als

ich nach zehn Tagen das meiste in der Lagunenstadt gesehen und wieder gesehen hatte, und mich auf den Weg nach Mailand machte, da bereute ich, mich von diesem einzigen Orte der Welt schon getrennt zu haben, und wäre am liebsten wieder umgekehrt, um alles Uebrige im Stiche zu lassen. In Mailand war denn freilich das Wunderwerk des Domes von weißem Marmor eine Entschädigung, aber der Platz vor dem Portale, wo die einheimische und fremde Welt spazierte, oder vor den Thüren der verschiedenen Cafés saß, konnte mit dem abendlichen Leben auf dem Markusplatze kaum in Vergleich kommen. Ich hatte mir Briefe von der Post geholt, ein ganzes Päckchen: Von meiner Mutter, von den halleschen Freunden, aus Stuttgart, wählte mir einen Platz, dem Dom gegenüber, und begann zu lesen. Meine Mutter teilte allerlei Erfreuliches aus der Familie mit, mahnte mich zu Vorsicht in dem fremden Lande, und ich möchte darauf sehen, daß mein Koffer nicht verloren ginge, wie das zuweilen geschehen sollte. Mein Koffer! Gute Mama! Du wußtest nicht, daß dein Sohn ohne Koffer in die Welt gegangen war. Mein ganzes Reisegepäck trug ich auf dem Leibe, den einzigen Anzug, und im Ränzel etwas Wäsche, einen Kamm und ein Notizbuch; so war ich auch zur Fußreise immer gerüstet. — Grosse schrieb, er sei nun ganz entschlossen, in kürzester Zeit nach München zu gehn und die Malerakademie zu besuchen. Auch Kögel wollte Halle verlassen, so teilte er mit, um eine Lehrerstellung in Dresden zu übernehmen. Thümmel aber hoffte, ich würde ein venetianisches Singspiel mit Gondelliedern und Guitarrenbegleitung zurück bringen.

Ich blieb nur ein paar Tage in Mailand, um dann über Monza nach Como zu fahren. Eine Fahrt auf dem Schiffe über den Comer See bis Bellaggio gehört zu dem Allerschönsten, was dem Auge bereitet ist. Und nun gar

dort umherzuschweifen, hinauf zu steigen zu den Gärten der Villa Serbelloni, wo Lorbeer und von Blüten bedeckte Myrten, von der Größe unsrer Eichen, Orangenbäume und Rosen in der üppigsten Fülle stehen — man begreift, daß Ariost die Zaubergärten Armidens nicht zu erfinden brauchte! Drunten in Bellaggio, hart am Ufer, erhielt ich ein kleines Zimmer mit einem Balkon nach dem See. Welch eine Nacht! Welcher Duft von den Bergen! Dazu Gesang aus den Nachen über der Flut, und Sternenglanz auf dem Wasserspiegel. Und dann der Morgen, da ich nach der Villa Melzi wanderte! Eine Prozession stieg den Weg von einer Kapelle herab; Geistliche mit Fahnen, Mönche, bunt gekleidetes Landvolk. Dann die Kahnfahrt hinüber nach Cadenabbia! Zur Villa Sommariva, wo ich an den Wänden Thorwaldsens Alexanderzug betrachtete. Der Gärtner, ein Deutscher, schenkte mir einen Strauß Orangenblüten, den ich, um ihn unterzubringen, auf meinen Hut steckte. Dann aber schnallte ich mein Ränzel auf den Rücken, und begann die Fußwanderung über das Gebirge nach dem Luganer See. Damals sang ich auf meinem Wege das Lied:

„Ach, in dieser Sonntagsfrühe,
Die mir flügelt Herz und Fuß,
Blüh' im Herzen mir, erblühe,
Sangeslust, zum Liedesgruß!
Wie vom Thal die Glocken klingen
Aus dem goldnen Nebelduft,
Soll mein Sang sich aufwärts schwingen
Durch die reine Morgenluft!

Und als ob mir Antwort riefe
Dort der Firnen Silberschnee,
Dort der blauen Himmelstiefe
Feuchtes Wiederspiel im See:
Hör' ich Worte wiedertönen,
Holde Namen im Gesang,
Die mit seligem Gewöhnen
Ich zu Lied und Reimen schlang.

Alle Musen zum Geleite
Gabt ihr mir auf meine Fahrt,
Und so bleibt auch in der Weite
Herz und Sinn mir wohlbewahrt.
Will zu lang der Weg mir werden,
Weiß ich treu mir zugesellt
Meinen Himmel schon auf Erden,
Und im Herzen meine Welt!

Ist in dem Gedichte gleich so viel wie gar nichts gesagt, so gibt es doch die allgemeine Stimmung eines jungen Menschen wieder, der in dieser paradiesischen Einsamkeit des Wanderns das Leben so schön und beglückend findet.

Der erste Anblick des Luganer Sees von der Höhe aus, war überwältigend! Schon zogen violett gefärbte Schatten um die Ufer. Ich schritt hinunter nach Porlezza. Ein Kahn war bald gefunden. Zwei Mädchen, welche Körbe mit Aprikosen trugen, stiegen mit in den Kahn. Sie wollten davon nicht verkaufen, beschenkten mich und die Ruderer aber mit einigen Früchten. Nach einer prächtigen aber bald sehr windkühlen Ueberfahrt, sah ich Abends um zehn Uhr die Lichter von Lugano sich im See spiegeln. Das Wirtshaus war abscheulich, die Nacht durch die bekannte italienische Gasthofsplage zum Verzweifeln, der Morgen eine Erlösung und Erquickung. Ich wanderte getrost in das gesegnete Land hinaus, dem Lago Maggiore zugewendet. In Ponte Tresa begann noch eine langweilige Paßscheererei. Ich hatte mir meinen Reisepaß in ein Büchlein binden lassen, da die Dutzende von „Visa" nicht auf dem einen Blatte Platz hatten. Der Paßbeamte, welcher ein Wanderbuch zu empfangen glaubte, wies mich unter die Handwerksburschen, deren schon mehrere vor der Thür warteten. Ein Schneidergesell machte sich an mich, redete mich wiederholt in fremder Sprache an, die ich für keine wirkliche Sprache Europas erkennen konnte, und langte endlich beim Deutschen, und zwar in stark sächsischer Mund=

art an, welche ich denn verstand. Nun wurde seine Zunge geläufig, er gab Auskunft über seine Erfahrungen in dem „schlechten Lande“, und da er mich vermutlich für Seinesgleichen hielt, machte er mir den Vorschlag, mit ihm gemeinsam zu wandern. Allein der Weg in die Alpen hinein behagte ihm nicht, er suchte mir meine Absicht auszureden. Die Verhandlung wurde unterbrochen durch den Paßrevisor, welcher heraustrat, seinen Irrtum entschuldigte, mir mein Büchlein überreichte und mich höflich entließ. Mein Schneider mußte noch warten, ich nickte ihm zu und wanderte allein weiter. Durch eine großartige Gebirgseinsamkeit schritt ich fort nach Luino, und ließ mich in einer Barke über den Lago Maggiore setzen, um in Baveno anzulangen.

Den folgenden Teil der Reise habe ich bald nach der Heimehr ausführlich beschrieben unter dem Titel „Macugnaga und der Monte Rosa“, um von einer Alpenwanderung zu erzählen, voll halsbrecherischer Abenteuer und unter Unbequemlichkeiten, die das lebende Geschlecht nicht mehr durchmachen kann. Sie wurde veröffentlicht in der Leipziger Zeitung (1853) und später in die erste Sammlung meiner „Erzählungen“ aufgenommen (1859). Da sie zu umfangreich ist, um hier eingefügt zu werden, verweise ich nur auf dieselbe hin, um meinen Wandergang hier in Kürze zu vervollständigen.

Vom Lago Maggiore, dessen berühmte Inseln ich besuchte, schritt ich, über Vogogna, den Alpen entgegen, die ich bei Piu di Muléra erreichte, um durch die prachtvolle Anzasca-Schlucht empor zu dringen. Immer allein, ohne Führer, auf oft fürchterlichem Wege (man denke nicht an die schöne Kunststraße, die in neuerer Zeit da hinauf gebaut ist!) und unter nicht geringen Fährlichkeiten, welche mir das Verfehlen des Hauptweges brachte. Ich gelangte wirklich nach Macugnaga, das höchste Alpenthal, die Grenze italischer und

deutscher Zunge, in der Nähe der unermeßlichen Eis- und Schneewelt des Monte Rosa. Ein eigentliches Wirtshaus gab es dort nicht, doch konnte ich in einem bescheidenen Bauernhause übernachten. Und in diesem sollte ich drei Tage und Nächte eingeschneit werden, um Sturm und Wasserfluten, die das Thal fortreißend überschwemmten, Gefahren und Aengste, und die dürftigste Kost, bestehend aus hartem, schimmligen Käse und dünner Kaffeebrühe, mit meinen Wirten zu teilen. Aber es gelang mir doch, nach einer unerhörten Sturmnacht, am vierten Morgen das ganze Gipfelreich des Monte Rosa in unbeschreiblicher Pracht zu erblicken, und in allen Farbenabstufungen von Purpur, Rosenlicht, bis zu blendendem Weiß und bläulichem Schatten sich entwickeln zu sehen. Mein junger Wirt begleitete mich dann als Führer über die ehemalige Römerstraße des Monte Moro, auf welcher wir zehn Stunden durch tiefen Schnee zu waten und über mehrere Gletscher zu steigen hatten, bis wir erschöpft aber heil im Wallis anlangten. Hier war nun ein Ruhetag nötig, um die überangestrengten Glieder gleichsam wieder einzurenken. Dann fuhr ich auf der Post über Martigny nach Chamounix, und nachdem ich einige Höhen und Gletscher am Mont Blanc besucht hatte, nach Genf, um mich an und auf dem See ein paar Tage umher zu treiben. Ueber Bern und Schaffhausen gelangte ich nach Heidelberg, als nach einem immer geliebten Haltepunkte. In Handschuchsheim wurde ich von dem Ochsenwirt und seiner Familie mit alter Herzlichkeit empfangen.

Auch Briefe holte ich mir von der Post ab. Was in denjenigen aus Halle stand, bewegte mich eigen. Die Besorgniß, daß ich nicht zu dauerndem Bleiben zurückkehren würde, war mir, mehr in Form von Frage und Ueberlegung, auf einsamen Wanderungen auch schon durch den Kopf gegangen. Der alte Kreis in Halle schien seiner Auflösung

oder einer Umbildung entgegen zu gehn. Förster hatte sich zuerst entfernt, Kögel und Grosse standen auf dem Sprunge, von den übrigen schien nur Herzberg in seiner Vaterstadt verharren zu wollen. An der Halleschen Universität wollte ich mich nicht niederlassen, es war in jedem Sinne ratsam eine andre zu wählen. Aber die Wahl war schwierig. Eine ganz kleine zu wählen, widerstrebte mir. Wollte ich Halle denn doch verlassen, dann standen meine Wünsche noch nach Anregung in einem größeren Kreise. Und doch war mir Halle lieb geworden. Ich wünschte, noch eine Zeitlang dort fleißig zu sein. Aber würde das möglich sein? Thümmel hatte geschrieben, daß ein Winter voll neuer Zerstreuungen in Aussicht stehe, mit Theatervergnügen und Singsang, einer Geselligkeit, die mir wohl auch Freude gemacht hatte, deren Wiederholung mich aber, zumal unter neuen Menschen, nicht mehr verlockte. Vorerst mußte ich aber jedenfalls nach Halle zurück. So verließ ich Heidelberg, und traf nach sechswöchentlicher Abwesenheit, zu Anfang September in der Saalestadt wieder ein.

Als ich durch das Gartenthor zu meiner Wohnung schritt, nickten mir aus den Fenstern lachende Frauen- und Mädchengesichter entgegen, über welche Grosse und Thümmel mir Willkommen entgegen riefen. Die Harmlosigkeit des geselligen Verkehrs rechtfertigte einen solchen Empfang. Ich aber schämte mich meines Aufzuges vor den weiblichen Augen, denn ich pflegte in jener Zeit von meinen Reisen in wahrer Abgerissenheit heimzukehren. Meine unvorgesehenen Gäste lachten über den Vagabunden, um ihn dann bald mit Freund Grosse allein zu lassen.

Wir beide hatten einander in der ersten Stunde viel zu sagen. Seine Schwingen hoben sich bereits sehnsuchtsvoll zum Fluge, einer neuen Lebensaufgabe in der Ferne entgegen, während er sich äußerlich wie innerlich an Halle noch

gefesselt fand. Ich aber gestand ihm, daß meines Bleibens in dem sonst so befreundeten Kreise nicht mehr sein könne. Wäre ich in dieser Stunde nicht schon entschlossen gewesen, die nächsten Tage hätten mich zu dem Entschluß eines schnellen Abschieds bringen müssen.

Da kam mir ein Brief meiner Mutter zu Hülfe. Sie ließ in ihren Zeilen den Wunsch durchblicken, daß sie mich nach meiner Reise gern einmal wieder im Kreise der Familie sehen möchte — wenn ich es möglich machen könnte! — Ja, ich konnte es möglich machen! Schon nach zwei Tagen befand ich mich wieder unterwegs, und zwar nach Bromberg.

In Berlin hatte ich einen halbtägigen Aufenthalt. Als ich unter den Linden dahinging, hörte ich mich von einem Vorübergehenden bei Namen gerufen. Ich erkannte Friedrich Eggers. Unsre Bekanntschaft war seit jenen gemeinsamen Reimstudien in der Wachtstube des Schlosses nur eine flüchtige gewesen, er aber hatte während vier Jahren meine dichterischen Erstlinge verfolgt, und begrüßte mich sehr freundlich. Das Gespräch kam bald auf meine Absicht, Halle zu verlassen, und er legte mir dringend ans Herz, nach Berlin überzusiedeln. Ich müsse sofort Mitarbeiter an seinem „Deutschen Kunstblatt“ werden. Er wurde nicht müde, mir das umfassende Studienmaterial, die Anregung, welche Berlin bot, zu entwickeln, stellte mir den schönsten Verkehr, darunter das Kuglersche Haus, in Aussicht und wollte mir das Versprechen abnehmen, den Winter in Berlin zu verleben. Glaubte ich das augenblicklich noch nicht zu können, so zog ich den Plan während meines Besuches in Bromberg mehr in Ueberlegung. Und da auch mein Bruder zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin gehen sollte, so entschloß ich mich gleichfalls dazu. Auf der Rückreise sicherte ich mir in Berlin eine Wohnung zum ersten Oktober, und eilte dann nach Halle, um meine Uebersiedelung ins Werk zu setzen.

Es ist hier der Ort, noch des Ausgangs meiner Beziehung zu Prutz zu gedenken. Es war manches geschehen, dieselbe zu lockern, wenn ich gleich bestrebt war in einem anständigen Verkehr mit ihm zu bleiben. Seine äußere Lage war mißlich. Die Anzahl seiner Zuhörer verringerte sich, bald blieben dieselben gänzlich aus, da er seine Vorlesungen zu häufig und für zu lange Zeiten wegen Kränklichkeit unterbrechen mußte. Mit seinen Schülern der ersten Jahre war er unzufrieden. Förster und Grosse hatten die Universitätsstudien aufgegeben, ich war auch nicht geworden, wie er erwartet hatte. Im Kreise der Gelehrten gab es Spötteleien über seine „Schule". Unter seinen Kollegen hatte er niemals recht Fuß fassen können. Dies Alles wirkte dahin, daß er seine Stellung aufgab, und sich nach Stettin zurück zog. Das Unbehagen seiner Lage brachte in der letzten Zeit in Halle Stimmungen bei ihm hervor, in welchen er eigentlich unnahbar war. Seine scharfe Zunge, seine Kampflust, seine Fähigkeit jedem unversehens die malitiösesten Wendungen ins Gesicht zu werfen, waren bekannt. Ich wurde einmal bei ihm nicht vorgelassen, weil er, so hieß es, „wie der Tiger in seiner Höhle" sitze. Ich ließ mir manches von ihm gefallen, denn ich war ihm Dank schuldig, schätzte das Gute an ihm aufrichtig, und fand ihn auch, wenn ich ihn kurze Zeit gemieden hatte, wozu sich mancher Grund fand, entgegenkommend und im Ganzen wohlwollend. Nun begann damals seine Zeit, da er, nur um der Subsistenzmittel willen, seine Romanschriftstellerei begann (zuerst „Das Engelchen") zu der man schwer eine rechte Neigung fassen konnte. Die gebildete Gesellschaft in Halle nahm diese Sachen mißmutig, mit Kopfschütteln, auch wohl mit Spott auf. Es gibt immer und überall Leute, die dergleichen dem Betroffenen zu hinterbringen wissen, und das trug bei, seine „tigerhaften" Stimmungen zu erneuen. Als ich ihn zuletzt in Halle besuchte,

und ihm mitteilte, daß ich nach Berlin übersiedeln würde, goß er eine solche Schale von Bosheiten über mich aus, daß ich stark an mich halten mußte. Ich erhob mich, sprach mein Bedauern aus, ihm noch beim Abschied so viel Veranlassung zum Verdrusse geben zu müssen, und wollte mich entfernen. Da kam er mir nach bis zur Thür, bot mir die Hand und drückte sie herzlich. Wir schieden ohne ein Wort weiter. —

Der Abschied von den übrigen zurückbleibenden Freunden war auch nicht ohne Verstimmung. Mit meinem Fortgehn war man nicht einverstanden, betrachtete es unter falschem Gesichtspunkt, und ich durfte niemand bekennen, wie hart mir das Scheiden ankam. Darum beschleunigte ich dasselbe, gab mir nur ein paar Tage Frist, und — um mein Bündel zu schnüren bedurfte es keines langen Einpackens. Und als ich Abschied genommen von Allen, sagte ich auch meiner Laterne Lebewohl, durch deren Fenster ich die Bäume vier Frühlinge hinter einander hatte grün werden sehen, und in deren Enge mir eine unvergeßliche Zeit meines Lebens vergangen war.

